Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

7. Jahrg. – Nr. 6 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 6. Februar 1938
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

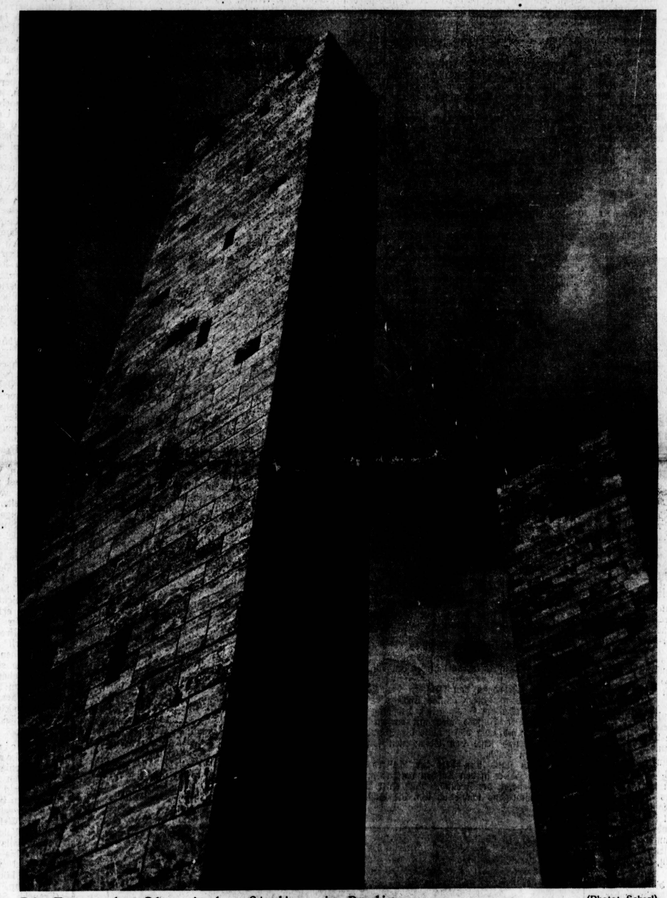
Sonntagszeitung für Stadt und Land

Architektur

die Königin unter den Künsten

Der Streit unter den Künsten, welche von ihnen die schönste und bedeutsamste sei, ist so alt wie sie selbst; aber es sind immer nur die kleinen Geister gewesen, die den edlen und furchtbaren Wettstreit in unerquicklichen und aufreibenden Widerstreit verzerrten. Die wirklichen und ehrlichen Freunde der Kunst haben zu allen Zeiten in dem harmonischen Zusammenklang aller Künste die Zielsetzung und Vollendung der künstlerischen Sendung überhaupt gesehen. Dieser Zusammenklang ist aber nur dann möglich, wenn alle Kunstschaffenden die gleiche hohe Auffassung von ihrer Aufgabe haben und im Entscheidenden zu einem gemeinsamen Ziele hinschauen. Persönliche Eitelkeit (davon wohl zu unterscheiden ist das künstlerische Selbstbewußtsein!) ist der Todeskeim allen großen Kunstschaffens, sie ist der Todeskeim vor allem der Gesinnung, unter der allein künstlerisches Schaffen zeitlos große Werke hervorbringen kann, nämlich der Gesinnung des Dienstes und des Dienens. Auch die Kunst kann nicht Selbstzweck sein. Sie hat eine Aufgabe und Sendung, nämlich Zeugnis und Dokument ihrer Zeit, deren Lebenskampfes und Lebenswillens zu werden, den Lebenden zur Bestätigung ihrer innerlichen Sehnsucht und zur seelischen Erhebung und Stärkung, den Nachkommenden als Denkmal des Geistes ihrer Ahnen.

Dieser großen und würdigen Aufgabe dienen — endgültig und bewußt nun im neuen Deutschland — alle Künste. Aber ihre Mittel sind verschieden, und also auch ihre Wirkungsmöglichkeiten. Den Dichtern dient das Wort, die Schauspieler gestalten mit der Gewalt ihres mimischen Ausdrucks, die Komponisten wirken durch die Macht der Töne, die Maler haben die Fülle der Farben, die Bildhauer den Reiz der Formen, dem Baumeister oder Architekten steht zunächst nichts zur Verfügung als der Stein, und er muß, mehr als alle andern, den großen Gesetzen der Ordnung und des Maßes, der Harmonie und der Schönheit dienen. Die Architektur ist die gewaltigste Vollstreckerin menschlichen Ordnungssinnes, der nationalen Sehnsucht und des rassischen Schönheitsgefühls. Ihr Ausdruck ist überall da, wo sie wirklich groß und zeitlos ist, der Ausdruck eines starken Gemeinschaftserlebnisses, hinter dem der Einzelne, und wenn er auch der geniale Schöpfer der Idee ist, völlig zurücktritt. Das deutsche Volk kennt wohl die deutschen Dome, Burgen und Schlösser, aber die Namen ihrer Baumeister sind ihm unbekannt. Es empfindet sie als die Denkmale großer vergangener Jahrhunderte. Eben diese Kennzeichnung der Architektur als der stärksten künstlerischen Ausdrucksform der Gemeinschaft aber sichert ihr einen hervorragenden Platz im Volk. Die Verwirklichung dessen, was mit Lineal und Zirkel im Plan des Künstlers entsteht, wird als Verwirklichung nur möglich in den Straßen und an den Plätzen der Städte. Hier treten die großen Bauwerke in das Gesicht der Vorübergehenden, hier umstehen sie in Schönheit und Würde die Tausende, die sich auf den Plätzen zu gewaltigen Gemeinschaftsfeiern zusammenfinden. Hier werden sie Zeuge großer nationaler und historischer Ereignisse, von denen Glanz auch auf ihre steinerne Schönheit fällt, der ihre Würde und sie immer inniger in das Bewußtsein der gegenwärtigen und zukünftigen Generationen zwingt. Die Bauwerke eines Volkes werden steinerne Zeugen und Repräsentanten der Geschichte im schönsten Sinne. Und von diesem Standpunkt aus verdient es die Baukunst vor allen anderen, die Königin unter den Künsten genannt zu werden.



Die Türme des Olympischen Stadions in Berlin (Photo: Scherl)

„Keine Zeit kann sich herausnehmen, von der Verpflichtung der Kunstpflege entbunden zu sein. Sie würde im anderen Falle nicht nur die Fähigkeit des Kunstschaffens, sondern auch die des Kunstverstehens und Kunsterlebens verlieren. Denn beide Fähigkeiten befinden sich in einem unlöslichen Zusammenhang. Der schöpferische Künstler erzielt und veredelt durch sein Werk das Aufnahmevermögen der Nation genau so, wie umgekehrt das dadurch entwickelte und erhaltende allgemeine Kunstgefühl den fruchtbaren Boden und damit die Voraussetzung gibt für die Geburt, das Wachsen und Erlassen neuer schöpferischer Kräfte."

Der Führer auf dem Reichsparteitag 1935.

Königin unter den Künsten ist nun die Baukunst durch die Initiative des Führers wieder geworden. Heute sind im deutschen Volke jene starke Volksgemeinschaft und einheitliche Willensrichtung wieder hergestellt, die Trägerinnen einer neuen großen Bauepoche werden können. Ueberall, wo das neue Deutschland den Auftrag zum Bauen erteilt hat, ist in den Werken ein neuer Stil sichtbar geworden, der die Lebensauffassung und das geistige Gesicht unserer Zeit zum Ausdruck bringt. Längst sind der Königliche Platz und das Haus der Deutschen Kunst in München, das Reichsparteitaggelände in Nürnberg und andere große Bauten Reiseziele nicht nur der Deutschen, sondern vor allem auch der Ausländer geworden. An ihnen vermögen sie deutlicher als an Statistiken den Lebenswillen und die freigewordene ungeheure Lebenskraft des neuen Deutschland abzulesen. Klar und gerade wie der deutsche Weg ist die Linienführung, blockig und fest wie das geschlossene Volk stehen die Fronten. Für spielerische Verzierungen ist kein Raum. Hart und ganz ohne falsches Gesicht ist diese Schönheit, sie kennt keine Kompromisse an überkommene Gefühle, keine Halbheit und Weichlichkeit. Jede Form spricht Größe, Würde, Macht. Und doch ist alles in einem einfachen, harten Sinne schön, weil es eben unserem Lebensgefühl, unseren Lebensgesetzen und Lebensnotwendigkeiten völlig entspricht. Wir haben keine Zeit und keine Mittel zu unnützen Spielereien, aber wir haben einen unbeugsamen Lebenswillen, der sich nicht mit Hergekommenem abfinden, sondern selbst Leben gestalten, Geschichte machen will. Die disziplinierte Geschlossenheit des Deutschen Volkes prägt sich nirgends schöner, eindringlicher und überzeugender aus als in den Bauten Adolf Hitlers. Und wieviel mehr wird das erst der Fall sein, wenn die vielen riesenhaften Projekte, vor allen der Umbau der Reichshauptstadt, einmal fertig gestellt sein werden.

Wir sehen also, wie sehr diese Bauten des nationalsozialistischen Deutschland nicht nur ihre Berechtigung haben, sondern eine innere Notwendigkeit der deutschen Wiedergeburt sind. Wie die Pyramiden Aegyptens, die Tempel der Griechen, das Kolosseum in Rom, das Louvre in Paris, der Tower in London Zeugen der großen Geschichte ihrer Völker geworden sind, so werden die Bauten die in unserem Jahrhundert aus der Erde wachsen, Dokument und Denkmal eines wiedererwachten, starken und einigen Deutschland sein!

Lk.

Der Bussard /

Eine Erinnerung von Rudolf Ahlers

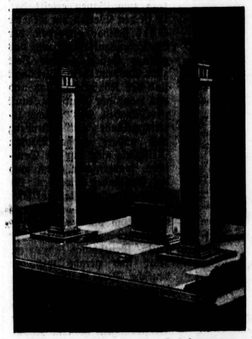
Ein heißer Sommertag. Die Luft tanzte in der Hitze des Mittags zwischen den niedrigen Kiefern der Waldschonung. Wir hatten unsere letzten Pfeile verschossen und lagen, des Indianerspielens müde, hinter einer Weißdornhecke am Rande der verlassenen Riesgrube. Wir lachten, regungslos verharrend, über das täppische Spiel zweier Jungfarnickel, die vor dem dunklen Eingang ihres Baues in der Sonne umeinander sprangen, blitzschnell hinter einem Grasbüschel verschwanden, um erneut einander zu jagen und im plötzlichen Aufeinanderprallen mit den kurzen Vorderläufen sich auf die stumpfen Nasen zu trommeln.

Dann aber — geschah es plötzlich.

Ein dunkler Schatten glitt über uns hinweg, ein Schweres, Graues stieß blitzschnell aus dem Himmel zur Erde. Das spielende Jungvolk verschluckte jäh die Erde, aber in der Weißdornhecke hing etwas, arbeitete, zerrte, wuchtete. — Eine graue Schwinge schlug dort in mächtiger Bewegung. Peter war emporgeschnellt, hatte den dunklen Flügel gepackt, riß und hielt einen mächtigen Bussard an der Hand. Raiend schlug der freie Flügel die Luft. Peter — kämpfte. Den Kopf schützend zwischen die Schultern gezogen, hielt er fest, achtete nicht der peitschenden Schwinge, feuchte, bis die Zähne über die Unterlippe, als der mächtige Schnabel ihm die Hand auftrig und das Blut in rotem Strom über die verkrampfte Faust hernieder rann.

Peter hielt fest, was er hatte, ist, was er wollte und hat es ganz. Er bewies diese Hartnäckigkeit später an der flandrischen Front, und sein Gesicht mag diesen sieghaften Zug unerbittlicher Entschlossenheit noch getragen haben, als die Fetzchen seines Flugzeuges zwischen den Gräben im Kampfe barsten.

An jenem hellen Sommertag in der Heide aber kämpfte der Knabe noch mit dem grauen Raubvogel, fliegenden Atems, einen Fluch zwischen den



Reichsautobahn an der Reichsgrenze

Das Modell der Einfahrt zur Reichsautobahn an der Reichsgrenze bei Salzburg auf der „Architektur- und Kunsthandwerkerausstellung" zu München. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Zähnen zerknirschend und hob erst aufatmend den hellen Jungenkopf, als ich aufspringend meine Jacke über den wütenden Gegner warf, mit der wir ihn schnell zu Boden zwangen.

„Nehmen wir mit. Wird ausgestopft, weilt du, so mit ausgebreiteten Schwingen, wie er beim Uhlenförster hängt. So kommt er an die Decke meiner Bude. Das wird wunderbar aussehen."

Peter leckte lachend das rinnende Blut von seiner Hand, und prüfte den klaffenden Riß.

„Macht nichts. Ist die Sache schon wert," sagte er und band sein nicht sehr sauberes Taschentuch um die Rechte. Er löste die Sehne von seinem Bogen, und, das ereste Knabengesicht fieberend vor Aufregung über die unter uns zuckende Jacke gebeugt, schob er vorsichtig die Schnur um die schwer wuchtenden Schwingen des gefangenen Bussards. Vorsichtig zog er die Beine zusammen, verschnürte sie und nahm langsam die Jacke fort.

Nun sahen wir das Tier. Es lag die mächtigen Schwingen gefesselt, auf dem Rücken. Ein großer, ausgewachsener Mäusebussard von dunkelbraunem Gefieder, die Brust leicht gefleckt in hellerem Grau. Ohnmächtig krallten die Fänge in die Luft. Die Flügel zuckten und zuckten.

„Schau den Kopf! Herrlich!" sagte Peter erregt und strich vorsichtig von hinten über den dunklen Streif, der zwischen den großen, bernsteingelben Augen stand, die in kaltem Trotz funkelten.

„Wild, böse, stolz — ein Raubtierkopf."

So muß er bleiben, wenn der Bursche über meinem Bücherbrett schwebt," meinte Peter und zog sorgsam seinen Bogen durch die Schnur der gebundenen Schwingen. So trugen wir unsere Beute auf Schleichwegen heimwärts und setzten den Gefangenen, geborgen vor den Blicken Neugieriger, auf den alten Hollunderbaum hinter der Laube in Peters Garten. Der linke Fang wurde sorgfältig an den Ast des Baumes gefesselt.

*

Und im kühlen Schatten der Bretterwand saßen wir nun nachdenklich auf der Erde und schauten zu dem großen Vogel herüber. Stumm hockte er auf dem Ast, ruckte zuweilen hart mit den gefesselten Schwingen und sah groß, stolz und sehr geringschätzend über uns hinweg, ohne den schmalen Kopf zu bewegen.

Peter entwickelte seine Pläne. Er sprach schnell und eifrig. Mit breiten Schwingen, nicht gekürzt, sollte der Bussard in seinem Zimmer hängen, den Kopf leicht geneigt, die Augen genau so leuchtend gelb wie jetzt. So als spähe er nach Beute, gierig, wild, böse. Dann aber, unmerklich hell, glitten die glühenden Wünsche seiner Knabenphantasie in die schon aufsteigende Welt nachdenklicher Betrachtung, und seine helle Stimme wurde leiser. Ein dunkler Ton schwang in ihr wie Ahnung.

„Wenn man sich das vorstellt, frei über dem weiten Himmel dahinschweben. Lange im hellen Licht der Sonne die großen Kreise über den Wäldern ziehen, ohne einen Flügelschlag. Mit diesen scharfen Augen aus der Höhe die kleinste Maus auf den kahlen Feldern erspähen können — hinunterstellen im rasenden Sturz, herrlich, eigentlich!"

Ich nickte.

„Im Wipfel hoher Eichen der Horst. Mit dem ersten Morgen weit über das Land fliegen, den Wind unter den großen Schwingen, die Erde tief unter sich — herrlich!"

Peter senkte die Stimme und sah lange zu dem verschlichlich über uns hinweghlickenden Bussard hinüber.

„Herrscher der Lüfte!" sagte er noch einmal verloren, dann schwieg er. Es wurde still zwischen uns, und aus der stummen Verhaltenheit wuchs die Frage empor. Wir wußten es beide und fühlten ihren Schritt.

Der Bussard ruckte zuweilen herrisch mit dem Kopf und rüttelte an den gefesselten Schwingen.

„Wenn wirst du — es tun?" Endlich fragte ich.

Peter anwortete nicht. Er löste schweigend das durchblutete Taschentuch von seiner Hand und sah lange auf den verschmierten, klaffenden Riß.

„Hat tüchtig zugepackt. Ist ihm nicht zu verdenken."

Das Schweigen stand wieder zwischen uns. Stumm blickte der Bussard über uns hinweg in die Ferne.

Peter stand jäh auf, prüfte die Fessel am linken Fang und fuhr mit der Hand zögernd dem großen Vogel über das aufzuckende Gefieder. Dann winkte er mir, und wir gingen.

An der Gartentür aber sagte er kurz:

„Morgen früh vor der Schule werde ich es tun. Das Gefieder darf nicht verletzt werden. Es muß ganz lebendig aussehen, wenn er an der Decke hängt. Schön wird sich das machen über dem Bücherbrett. Eine Drahtschlinge. Es wird nur ein — Augenblick sein. Aber — —"

Peter schwieg eine Weile, sah zu Boden und scharrte mit dem Fuß im Sand —.

„Du mußt dabei sein. Morgen vor der Schule also. Wiedersehen."

Und damit hatte er sich schnell umgedreht und war mit zwei Sätzen über die Stiege in der Haustür verschwunden.

*

Ich wachte früher auf als sonst. Ich dachte an den Bussard. Es ließ mir keine Ruhe. Ich sah den großen grauen Vogel, durch das Zimmer schwebend, an einem feinen Draht aufgehängt, und bewiedete Peter um diesen zukünftigen Besitz.

Der Tau lag noch über den Gräsern, als ich durch Peters Garten lief. Er wird noch schlafen, dachte ich. Es war früh, aber Peter stand vor dem Hollunderbaum und grüßte kurz. In den Händen hielt er einen feinen Draht.

Der Bussard hockte, wie am Tage zuvor, groß und mächtig auf dem Baum. Kurz und feindlich ruckte er den schmalen Raubtierkopf zur Seite, als wir behutsam näher kamen. Die waffenfarben gelben Augen funkelten in der Sonne über dem hart gebogenen mächtigen Schnabel. Beachtung lag in diesem Blick.

Peter bog den Draht zur Schlinge.

„Es geht schnell," sagte er abgewandt, „wir setzen ihn auf den Rasen, dort hinter den Rosdornbusch."

Er blickte sicherend zu den Fenstern des Hauses herüber, reichte mir die Schlinge und griff nach dem Tier. Der Bussard hieb mit kurzem Ruck nach Peters Hand, aber dieser hatte die Schwingen schon gepackt und setzte den Gefangenen sorgsam auf den festen Rasen.

Unbeweglich stand nun dort der Bussard und vor ihm, die Hände in den Taschen vergraben, den Kopf leicht geneigt, der Freund. Nach einer Weile dumpfen Schweigens reichte ich ihm die Schlinge. Peter nahm sie, zerrte sie hart um seine Rechte, daß ein dunkelroter Strich zurückblieb, den er lange sinnend betrachtete. Dann sah er lange den Bussard an, trat näher, neigte den Kopf, um die trotzig leuchtenden Augen ganz nahe sehen zu können. So verharrte er lange.

Aber dann stieß er den Atem einmal kurz durch die Nase, nahm den Kopf hoch, riß mit einem Ruck das Messer aus der Tasche und zerschnitt die Fessel.

Der Vogel ruckte einmal kurz das Gefieder, hob leicht die Fittiche, taumelte einige Schritte über das Gras. Dann aber breitete er mächtig und groß die befreiten Schwingen, schlug die Erde, schlug die Luft mit pfeifendem Sausen, schwang sich empor. Einen Augenblick über dem Ahornbaum war das Leuchten seiner hellen Augen noch sichtbar, dann entschwand er höher steigend mit wuchtigem Schlag in der klaren Bläue des morgendlichen Himmels den fernen Wäldern zu.

Peter stand, das helle Knabengesicht ins Licht gewandt, lange unbeweglich und sah ihm nach. Dann sagte er kurz, und seine Stimme klang rauh:

„Komm, es ist Zeit!" und lief eilig ins Haus.

Versteckspielen mit Irma

Von Joachim Lange

„Und jetzt spielen wir Versteck!" sagte Irma mit einer Miene, die jeden Widerspruch ausschloß.

„Dein Wunsch ist mir Befehl!" entgegnete ich, denn ich weiß, was sich einer Dame gegenüber schickt und noch dazu einer, die bereits drei Jahre alt ist.

Irma hatte ihr Gesicht schon der Hauswand zugekehrt. „Aber nur auf dem Hof, Onkel Jo!" schärfte sie mir noch ein. „Und wenn du dich versteckt hast, ruf!"

Ich schlenderte über den Hof und sah mich nach einem passenden Schlupfwinkel um. Der Kellereingang und der Holzstall waren zu alltäglich. Auch der Landauer unter dem Schuppen wurde sicher öfters für solche Zwecke benutzt. Aber hinter der Pumpe, gerade weil sie so frei auf dem Hofe stand, wurde man gewiß zuletzt vermutet.

„Bist du fertig, Onkel Jo?" rebete Irma die Wand an.

„Ja!" rief ich und machte mich dünn wie eine Gahnenschlange. „Such!"

Irma drehte sich um und rannte wie der Wind los, daß ihre kurzen Zöpfchen schunkelten. Sie fuchte in den Kellerhals, und sie durchstöberte den Holzstall. Sie erforschte den Landauer von oben und von unten, von vorn und hinten. Sie zwängte ihr Köpfchen in das Loch im Hühnerhaus, und sie versuchte sogar, den Deckel vom Mülleimer zu heben. Ich drehte mich derweil, je nachdem wohin sie rannte, wie ein Karussellpferd um die Pumpe.

„Ach, du bist ja gar nicht auf dem Hof, Onkel Jo!" rief Irma schwer enttäuscht. „Das gilt aber nicht!" Sie rannte zur Gartenpforte. „Bist du im Garten, Onkel Jo? Ruf!"

„Such!" rief ich.

Sie drehte sich um und lief zurück. „Dann bist du auf der Straße!" sagte sie und rannte zum Torweg. „Bist du auf der Straße, Onkel Jo? Das gilt aber nicht! Ruf!"

„Such!" rief ich.

Sie rannte wieder auf den Hof, blickte ratlos um sich und traf Anstalten, den Dunghaufen zu erstiegen. Aber nun mußte es doch wahrhaftig geschehen, daß ich in der Eile über den Pumpentrog stürzte und der Länge nach hin fiel.

Irma lief grenzenlos erstaunt nach mir hin.

„Ich, bei der Pumpe bist du, Onkel Jo?" rief sie und kam mit verklärtem Gesicht auf mich zugelaufen. „Das ist aber fein, hinter der Pumpe hat sich noch keiner versteckt, Else nicht und Waltraut und Hänschen auch nicht."

Sie ging strahlend um die Pumpe herum. „Weißt du was, Onkel Jo, das spielen wir gleich nochmal, weil es so fein war, und jetzt versteck ich mich hinter der Pumpe, und du mußt mich suchen! Aber", fügte sie noch hinzu, indem sie sich schon hinstellte, „du mußt mich nicht gleich finden, Onkel Jo, du mußt mich erst überall woanders suchen!"

Dies nebenbei

Woher stammt der Münchener Humor? Wahrscheinlich, so schreibt Karl Borro Schwerla in einer heiteren Plauderei des Februarheftes von Velhagen & Klasings Monatsheften, liegt er in der Luft. In der würzigen, fröhlichen Luft, die vom Süden her über die Berge kommt. Denn beschwingt und lebenslustig wie die Südländer, so sind die Münchener von jeher gewesen. Und wenn der Münchener Fasching und die Münchener Künstlerfeste in der ganzen Welt berühmt sind, so kommt das nicht von ungefähr. Auch Lebenslust und Heiterkeit können Tradition haben, und wenn es eine Stadt gibt, in der solche Tradition immer wieder zum Vorschein kommt, so ist das vor allem die alte, fröhliche Münchnerstadt. Sogar die Pest haben sich die Münchner im Dreißigjährigen Krieg mit ihrer Fröhlichkeit und mit ihrem Humor, den sie demnach also schon im Jahre 1640 gehabt haben, vom Leibe gejagt. Das war ein großes Sterben damals, und als es immer ärger wurde, hat sich fast keiner mehr auf die Straße gewagt. Da ist auch den lustigsten Herzen das Lachen vergangen, so schwer es ihnen gefallen sein mag. Aber dann haben sich ein paar darauf besonnen, daß man mit dem Lachen doch immer noch weiterkommt als mit dem Traurigsein. Und mit Musik und bunten Gewändern sind die Münchener Schäffler durch die ausgestorbenen Straßen gezogen, haben mit Girlanden aus Immergrün und farbigen Bändern auf den leeren Plätzen getanzt und gelacht, und ihr „Hanswurscht" hat Purzelbäume geschlagen von einem Haus zum andern. Was Wunder, daß einer nach dem andern von den verstörten Münchnern an die Fenster kamen, erst erschrocken und zögernd, dann immer froher und immer mehr daran glaubend, daß es nicht mehr gar so schrecklich sein könne, wenn diese Schäffler da drunten der bösen Pest so lustig trotzten. So haben es die Schäffler damals geschafft, und so kann es sich jeder von den Münchenern erzählen lassen, wenn er den Schäfflertanz sieht, der seitdem alle sieben Jahre die Münchener an jene Zeit erinnert.

*

Im Zirkus Renz in Wien mußte an einem riesigen 35 Jahre alten Elefantenbullen namens Alfred eine schwierige Zahnoperation vorgenommen werden, die sich dadurch noch komplizierte, daß der Dickhäuter schon einmal mit dem Zahnarzt zu tun gehabt hatte und man bei dem auffallend guten Gedächtnis der Elefanten damit rechnen mußte, daß er sich der schmerzhaften Behandlung widersetzen werde. Die gesamten Professoren der tierärztlichen Hochschule hatten sich eingefunden, als der Zahnarzt sein Werk begann. Zunächst wurde der Rüssel vermittels einer Seilschlinge hochgezogen, während man die Beine des Riesen fesselte. Dann bearbeitete ein 50 Zentimeter langer und 10 Millimeter dicker elektrischer Spezialbohrer den schadhaften Zahn. Der Bulle schnaubte und winselte ganz erbärmlich, bis nach anderthalb Stunden Bohrarbeit die Porzellanfüllung eingelegt werden konnte. Der gefährlichste Teil der Operation war jedoch die Entfesselung des Elefanten. Selbst sein altvertrauter Wärter wußte nicht, ob sich der Dickhäuter nicht für das erlittene Ungemach rächen werde. Vorsichtig wurde zunächst der Rüssel befreit. Alfred blieb ganz ruhig, so daß man schließlich wagte, ihm auch die Fußfesseln abzunehmen. Und was tat Alfred nun? Er kümmerte sich nicht im mindesten um seine menschlichen Peiniger, sondern zertrampelte mit einem Schritt die Holzkiste, in der der Bohrapparat verstaut worden war. Dann ließ er sich ruhig und würdevoll in seinen Stall zurückführen.

*

Wie eine Sonnenfinsternis auf dem Mond aussehen würde — darüber nachzudenken ist heute nicht mehr bloß ein Vergnügen der Phantasie, sondern eine Untersuchung, die, auf wissenschaftlichen Beobachtungen beruhend, recht aufschlußreich und wissenswert ist. Denn unser nächster Nachbar im Weltenraum, der Mond, ist ja „nur" 380 000 Kilometer entfernt, und unsere Fernrohre (falls noch nicht allgemein bekannt!) reichen bis dorthin, so daß wir uns ein großes Bild von der Mondoberfläche schon machen können. A. Nikitischek, berufener Fachmann, erzählt im neuen Kosmos-Heft (Franckh, Stuttgart; vierteljährlich mit Buchbeilage 1,35 RM) von eigenartigen Dingen auf dem Mond, die einst zu märchenhaften Vorstellungen Anlaß gaben, die aber heute in der exakten Forschung längst eine Rolle spielen. Wissen Sie, daß Wasser in jeder Form auf dem Mond fehlt? Daß die Erde, vom Mond aus gesehen, ein 36mal größeres Bild bietet als die Sonne? „Blick auf zu den Sternen, gib acht auf die Gassen!" — ein Leitsatz, nach dem auch der „Kosmos" im neuen Jahre wieder arbeitet. Die große Welt der Gestirne lehrt er beobachten, aber auch die Erde mit ihren kleinen und großen Geheimnissen und Schönheiten entdeckt er dem Naturfreund. Von „Tierleben im Urwald" erzählt Professor v. Pillow und schenkt bisher unveröffentlichte einzigartige Originalaufnahmen. Prachtvolle bunte Bilder bereiten eine volkskundliche Plauderei über die „Trachtenwelt der Ostseeländer". — Sehnsucht weckend nach der reinen Farbenfreude des Nordens. Einzelne Punkte sind dies nur aus der Mannigfaltigkeit des „Kosmos", der mit seiner Fülle der naturwissenschaftlichen Berichte, Versuche, Anregungen, trefflichen Vierfarben- und Kupfertiefdruck-Tafeln allen Naturliebenden Freund und Berater ist. Der Kreis der naturwissenschaftlichen Mitarbeiter ist soeben erweitert und für Leben und Erleben bietet jedes Heft Neues, Wissenswertes und Tageswichtiges.

Deutschland verliert jährlich eine ganze Division ohne Krieg

Fast 28 000 Menschen sterben jährlich in Deutschland eines unnatürlichen Todes. Die Bevölkerung einer ansehnlichen Mittelstadt wird so Jahr für Jahr hinweggerafft. Greift man nur die Anzahl der erwachsenen Männer heraus, die auf solche Weise ums Leben kamen, so ergibt sich die traurige Feststellung, daß Deutschland jährlich eine ganze Division ohne Krieg verliert. Helft durch Vorsicht, durch Befolgung der Vorschriften der behördlichen Organe, vor allem der Gewerbe- und Verkehrspolizei, die erschreckenden Zahlen zu vermindern. (Tuskay, Zander-Multiplex-K.)

Abschied von Bernd Rosemeyer

SS-Sturmführer halten die Ehrenwache an dem Sarge des verunglückten Rennfahrers Bernd Rosemeyer, der in der Kapelle des Dahlemer Waldfriedhofes in Berlin aufgebahrt wurde. (Weltb., Zander-Multipl.-K.)

Der 30. Januar in der Reichshaupstadt

Der Vorbeimarsch des Fackelzuges am Brandenburger Tor. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Die Unglücksstätte

Teile des zertrümmerten Rennwagens auf der Autobahnstrecke Frankfurt a. M.—Darmstadt, wo sich das Unglück ereignete. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

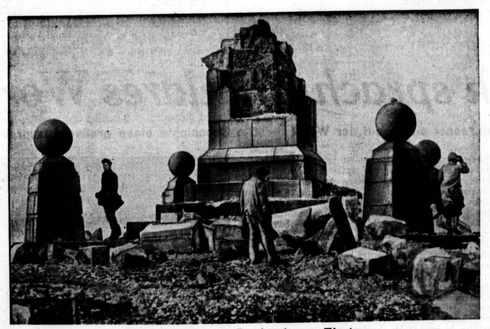
Kronprinzessin Juliane von einer Tochter entbunden

Die niederländische Kronprinzessin Juliane, die einer Prinzessin das Leben schenkte. (Pressephoto, Archiv, Zander-Multiplex-K.)

Herolde verkünden in Amsterdam die Geburt der Thronfolgerin. (Pressebildzentr., Zander-Multipl.-K.)

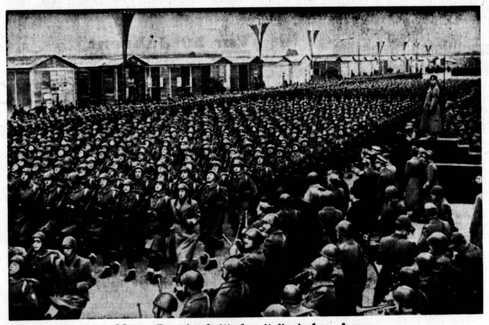
Freiherr von Neurath 65 Jahre alt

Am 2. Februar beging der Reichsaußenminister Freiherr v. Neurath seinen 65. Geburtstag. (Pressephoto, Archiv, Zander-Multiplex-K.)



Orkan brachte ein Denkmal zum Einsturz

Der vor kurzem über England rasende Orkan brachte das bekannte, auf einem 300 Meter hohen Hügel stehende südafrikanische Kriegsdenkmal in Wendover zum Einsturz. Das Granitdenkmal war ein weithin sichtbares Wahrzeichen der Landschaft. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

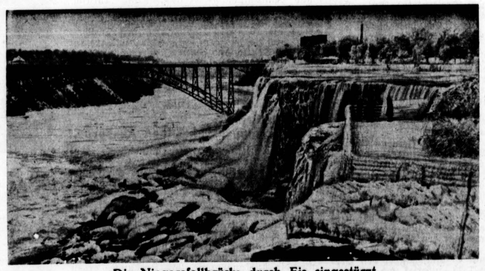


Neuer Paradeschritt der italienischen Armee

Bei einer Besichtigung von Milizabteilungen wurde von dem Duce ein neuer Paradeschritt, der „Passo Romano", eingeführt, der erstmals mit durchgedrückten Knien und hartem Tritt wie der deutsche Paradeschritt ausgeführt wird. (Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

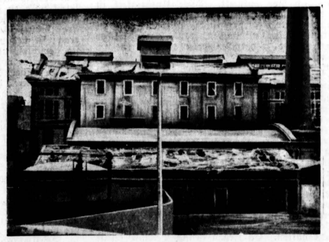
Ein Konfuzius-Abkomme soll Kaiser von China werden

Japanische Unterhändler sollen Kung Teh-Cheng den Titel eines Kaisers von China oder die Präsidentschaft der von den Japanern in China einzusetzenden Regierung angetragen haben. (Planet, Zander-Multiplex-K.)



Die Niagarafallbrücke durch Eis eingestürzt

Am Niagarafall spielte sich eine schwere Eiskatastrophe ab. Tausende von Menschen waren zu den Niagarafällen geeilt und wurden so Zeugen des Einsturzes der weltberühmten, unterhalb der Fälle gelegenen Brücke. 30 m hoch türmten sich die Eisblöcke. Eine Riesenwolke von Schnee und Eisstaub wirbelte auf, als die 1898 eröffnete und als Meisterwerk der Baukunst gerühmte Brücke zusammenbrach. Unser Bild zeigt die Brücke vor dem Einsturz. (Scherl, Archiv, Zander-Multiplex-K.)



Sprengstoffabrik bei Rom explodiert

In der 60 Kilometer südlich von Rom hinter den Lepiner Bergen gelegenen großen Sprengstoffabrik Segni ereignete sich ein schweres Explosionsunglück, bei dem 15 Menschen getötet und 300 verletzt wurden. Unser Bild zeigt einen Teil der Fabrikgebäude, deren Dächer alle aufgerissen sind. (Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

Aus Deutschlands schwerster Zeit

Das Schreckensjahr an Ruhr und Rhein

Im unterirdischen Abwehrkampf / Von Karl Brammer

3. Fortsetzung

Zu solchen Ereignissen mußte dieser rechtswidrige Einbruch führen. Die Folgen waren den Franzosen vorausgesagt worden, aber sie hatten nicht hören wollen. Statt dessen wurden die führenden Männer der Krupschen Werke unter Anklage gestellt und in das Zuchthaus nach Werden gebracht. Hier fand dann unter größter militärischer Bewachung die Gerichtsverhandlung statt, die aber diesen Namen keineswegs verdiente, denn es war allen Teilnehmern klar, daß das Urteil schon von vornherein feststand. Panzerkraftwagen waren aufgebaut, Maschinengewehre waren in Stellung gebracht und unter diesen Zeichen forderte die französische Militärjustiz unter der Anklage Hauptlehrer Duwerts ihre Opfer. Dieser Duvert hat seinen Namen dadurch im Ruhrgebiet bekannt gemacht, daß er gegen Ehrenmänner, die nichts getan hatten, als für ihr Vaterland einzutreten, bis Ende Juni 1923 864 Jahre Gefängnis beantragt hatte.

Der Name dieses Kapitäns Duwert ruft auch die Erinnerung wach an den Abschied von Albert Leo Schlageter. Es war naturnotwendig, daß neben dem passiven Widerstand auch deutsche Männer den aktiven Widerstand gegenüber den Eindringlingen aufnahmen. Dazu gehörte auch Albert Leo Schlageter, der dann mit Werner und Sadowsky in Essen verhaftet und ins Zuchthaus Werden gebracht wurde, wo eben jener Kapitän Duvert amtierte.

Es kam nun mehrfach vor, daß in dem unterirdischen Abwehrkampf die verschiedenen Fernsprechleitungen vorübergehend gestört wurden. Wenn das der Fall war, gab es eine letzte Hilfe in einer der geheimsten Leitungen, die in Werden, eine halbe Wegstunde von Essen entfernt, erreichbar war.

An einem regenfeuchten Abend dieses so unfreundlichen Frühjahrs mußte wieder einmal der Weg nach Werden angetreten werden. Plötzlich raste in eiligem Tempo ein französischer Lastkraftwagen an uns vorüber. Dahinter folgte eine schwer bewaffnete Abteilung. In dem Lastkraftwagen saß ein Mann, dessen Hände an eine Eisenstange gefesselt waren. In aller Unruhe der einzig Ruhige. Das war Albert Leo Schlageter, den wir hier zum letzten Mal sahen, und der von Werden nach Düsseldorf gebracht wurde. Seine Ruhe hat er auch an jenem Morgen in der Golzheimer Heide nicht verloren, als er sein Leben lassen mußte für das Vaterland.

Als wir ihn in jener Stunde zum letzten Mal sahen, konnten wir noch nicht ahnen, daß auch sein Tod ein Keim wurde zur Erneuerung Deutschlands.

Kommunisten, Generäle und Separatisten

Und wieder klingelt das Telefon im Nachrichtenkeller Sturm. Der Regen, der in diesem Frühjahr nicht aufhören will, klatscht gegen die Fensterscheiben.

„Hallo, hier Gelsenkirchen! Kommen Sie bitte sofort, die Kommunisten sind dabei, das Polizeipräsidium zu erstürmen und zu verbrennen!"

Die Straßenbahn von Essen nach Gelsenkirchen fährt heute Abend dem Anschein nach besonders langsam. Nun, verhindern können wir das kommunistische Verbrechen doch nicht. Es ist aber notwendig festzustellen, was hier vor sich gegangen ist. Als wir ankommen, schlagen die Flammen schon aus dem Dachstuhl und die Kommunisten sind eifrig dabei, Schreibmaschinen und Bürogegenstände aller Art aus dem Fenster auf die Straße zu werfen. Sinnlose Zerstörungswut tobt sich hier aus. Vor allem aber scheinen sie es abgesehen zu haben auf die Akten und Eingänge, denn nicht wenige dieser Verbrecher haben ein Interesse daran, daß Anklagen und Untersuchungsergebnisse verschwinden.

Eines der seltsamsten Bilder dieses Ruhrkampfes aber erleben wir auf der Straße. Dort unten stehen, wortwörtlich Gewehr bei Fuß, französische Truppen und schauen tatenlos zu, was sich hier abspielt. Diese Untätigkeit ist zurückzuführen auf einen Befehl ihres Generals und inzwischen ist dieser General dafür verantwortlich zu machen, wenn Taten solcher Art verübt werden. Gewiß werden es sich französische Offiziere wohl heute sehr verbitten, mit Verbrechern in einem Atem genannt zu werden, aber was damals im Ruhrgebiet geschah, kam in der Wirkung auf dasselbe hinaus. Da die antibändige deutsche Bevölkerung dem französischen Befehl nicht zu Willen war, so unterstützte man diejenigen, die zu landesverräterischen Taten bereit waren, das waren Verbrecher, Kommunisten und Separatisten. Die deutsche Polizei wurde entwaffnet und ins unbesetzte Gebiet gebracht. Der Ersatzpolizei wurden vielfach selbst Pistolen als Waffen verweigert, so daß Volksgenossen, die freiwillig als Polizisten tätig waren, mit Spazierstöcken gegen schwer bewaffnete Verbrecher vorgehen mußten, die sich ihre Waffen aus den beschlagnahmten Beständen der Schutzpolizei besorgt hatten. Es liegen genug Beweise dafür vor, daß Franzosen mit kommunistischen Kampfleitungen in Fühlung standen und historisch ist der Beweis längst erbracht worden, daß führende französische Generäle mit den Separatisten paktiert haben. Das alles braucht heute nicht noch einmal hervorgeholt zu werden, aber es ist doppelt traurig, wenn man sich jener Männer erinnert, die im Kampfe gegen den Separatismus ihr Leben lassen mußten.

Je mehr der Kampf an Ruhr und Rhein sich verstärkte, desto mehr glaubten die Separatisten, daß ihre Zeit gekommen sei. Im linksrheinischen Gebiet gab es überhaupt keine deutschen Behördenvertreter mehr, und nur so, da man die deutsche Bevölkerung führerlos gemacht hatte, konnten die separatistischen Uebergriffe zeitweiligen Erfolg haben.

Der Abschaum der ganzen Nachkriegszeit war in diesen Separatistenbanden versammelt. Es waren keineswegs nur Verbrecher, die in Deutschland geboren waren, sondern dies war eine Bande internationaler Abenteurer.

In Krefeld hatte sich jene fliegende Separatisten-Abteilung unter ihrem Häuptling Parsival zusammengefunden, die plünderte, wo sie nur plündern konnte. Dieses alles hatte mit Politik nicht mehr das geringste zu tun. Diese separatistischen Trupps haben zwar in wenigen Wochen viel Leid über die deutsche Bevölkerung gebracht, aber sie haben auch in jener Schlacht am Regidien-Berg ihren wohlverdienten Lohn erhalten, als sie von den Fäustlen tapferer deutscher Bauernjungen niedergeschlagen wurden.

Verhaftet in Gero'stein

Immer dringender wurden die Hilferufe im linksrheinischen Gebiet und eines Morgens kam die Nachricht, daß Trier in höchster Gefahr sei und die dortige Anwesenheit dringend erforderlich. In aller Eile wurde ein Paß ausgestellt, der für solche Zwecke notwendig war und dann mußte dieses Mal — selbst die Regiebahn benutzt werden. Hier bot sich hinreichend Gelegenheit, das Gesindel kennen zu lernen, das diese Bahn benutzte. Da deutsche Arbeiter es verschmähten, für die Franzosen zu arbeiten, so hatte man Arbeiter aus allen Ländern angeworben, um die Kohlen aus deutscher Erde zu fördern und nach Frankreich zu bringen. Um Mitternacht sollten wir in Trier eintreffen, doch diesmal kam es anders. In Gerolstein hielt plötzlich der Regiezug und der Zugführer erklärte, nicht weiter fahren zu können, da die Geleise unterwaschen seien. Also blieb nichts anderes übrig, als eine regnerische Nacht in Gerolstein zuzubringen. Der Bahnhof war in tiefes Dunkel gehüllt und draußen regnete es, was nur vom Himmel herunter wollte. Jetzt galt es ein Quartier zu suchen, doch alle Gasthäuser waren mit französischen Truppen belegt. Ein ausgebrochener Brand brachte uns an die Feuerstätte in der Annahme, daß es notwendig sei, sich am Rettungswerk zu beteiligen. Statt dessen war der fremde Besucher plötzlich von einem Trupp umringt, der grün-weiß-rote Armbinden, die Zeichen der rheinischen Separatisten trug, und nun erfolgte eine urplötzliche Verhaftung als Brandstifter. Nicht lange darauf erfolgte die Vernehmung im separatistischen Hauptquartier. Die Aussage, Vertreter für eine Bilderrahmen-Fabrik in Trier zu sein, fand wenig Glauben und wenn auch der Verdacht der Brandstiftung rasch entkräftet werden konnte, so entstand bald ein anderer Verdacht, der in dieser Umgebung viel schlimmer war. Einer dieser Galgenvögel wollte plötzlich in dem Verhafteten einen Beamten der Schutzpolizei erkannt haben, der am blutigen Sonntag in Düsseldorf gegen die Separatisten gefochten hatte. Da galt es die Ruhe bis zum letzten zu bewahren, zumal das Geld in der Brieftasche sehr verdächtig gemacht hatte und eine starke Lockung für dieses Gesindel bedeutete. Stundenlang dauerten die Verhöre, aber sie führten zu nichts, und während die Separatisten sich mit geistlichem Schnaps stärkten, wuchs ein plötzlicher Gedanke zur Flucht. Daraus aber wurde nichts, denn um Mitternacht traf plötzlich der französische Kreiskommissar ein, der nunmehr im vertrauten Verein mit den Separatisten das Verhör weiterführte. Eine plötzliche Anfrage nach Geburtsort und Geburtsdatum, während der Kommissar den Paß prüfte, führte auch zu nichts, denn vorsichtigerweise war in diesem zurechtgemachten Paß Geburtsort und Geburtsdatum nicht angegeben.

Gegen 4 Uhr morgens hieß es dann „Fertig machen" und nun ging es in frühmorgendlichem Regen durch die nachtstillen Straßen mit unbekanntem Ziel. Die Absichten der Separatisten konnten gewiß nicht die besten sein; zumal sie begehrliche Blicke auf die Geldscheine geworfen hatten. Das Schicksal aber meinte es diesmal noch gut. Das letzte Haus in Gerolstein war das Gefängnis und hier konnte man in einer niedrigen Zelle, nicht ohne zum Abschied einen Kostenbeitrag ins Kreuz bekommen zu haben, beruhigt aufatmen.

Selten hat es wohl einen Gefangenen gegeben, der hier am anderen Morgen warmes Wasser zum Rasieren verlangte und selten hat es wohl einen Gefängniswärter gegeben, der sich bei dem Gefangenen dafür entschuldigte, daß er einen Gefangenen hätte einsperren müssen, weil die Separatisten es verlangten. Ein weiteres Verhör mit dem von den Separatisten eingesetzten Bürgermeister von Gerolstein brachte dann die überraschende Freilassung, weil der Bürgermeister der festen Ansicht war, daß jemand, der, wie der Verfasser dieser Zeilen, in Hannover geboren sei, ja auch Separatist sein müsse.

Der Kampf um die Freiheit der Pfalz

Der letzte Kampf der Separatisten wurde in der Pfalz ausgekämpft, wo die Landesverräter bei dem dortigen Befehlshaber, General de Metz, eine besondere Unterstützung fanden. Namhafte Vertreter der Weltpresse hatten gewünscht, sich an Ort und Stelle über die Zustände in der Pfalz ein Bild zu machen, und so wurden sie mit unserer Hilfe in das Gebiet gebracht. Diesmal mußte es gewagt werden, ohne Paß in das pfälzische Gebiet einzufahren. Das gelang, indem auf der Rheinbrücke bei Ludwigshafen dem französischen Posten irgend ein gestempelter Zettel unter die Nase gehalten wurde. Es dauerte aber nicht lange, so hatte General de Metz von der Anwesenheit internationaler Pressevertreter Nachricht erhalten und er schickte nun seine Spürhunde hinter uns her. Bei einer Zusammenkunft mit führenden Männern aus der Pfalz in Deidesheim wäre es ihm beinahe geglückt, uns auszuheben. Aber noch einmal war uns das Schicksal günstig. Die Vertreter der Weltpresse hatten Gelegenheit, überall die Not kennen zu lernen, die die pfälzische sogenannte separatistische Regierung über das Land gebracht hatte. Aber überall war auch Gelegenheit festzustellen, daß die bodenständige Bevölkerung mit diesen von Frankreich besoldeten Landesverrätern nicht das geringste zu tun haben wollte. Bald kam auch der Tag, an dem der Präsident dieser sogenannten Regierung im „Mittelsbacher Hof" in Speyer den wohlverdienten Lohn für seine Taten empfing. Bald kam der Tag, an dem die Bevölkerung in Pirmasens furchtbare Abrechnung mit ihren Unterdrückern hielt und dann kam endlich der Tag, an dem der ganze Spuk verschwand, wie er gekommen war.

Der Kampf um die Freiheit und der Kampf um die deutsche Pfalz waren gewissermaßen die Schlußkapitel in dem Kampf um Ruhr und Rhein, Poincaré hatte in diesem Schicksalsjahr gehofft, Deutschland endgültig auseinander zu reißen. Diese letzte Gelegenheit hat er nicht nutzen können.

Unvergeßlich bleibt aus jenen Tagen, nach wie vor und in alle Ewigkeit, der einmütige Abwehrkampf der deutschen Volksgenossen. Aus diesem Kampf heraus erwuchsen mit die Kräfte, die uns heute die Erneuerung und Wiedergeburt des starken und einigen Deutschlands gebracht haben.

Vor 50 Jahren:

Bismarck sprach ein klares Wort

„Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt!" — Die Geschichte eines großen Ausspruchs

Vor fünfzig Jahren hielt Reichskanzler Fürst Bismarck im Deutschen Reichstag die berühmteste Rede, die das Vorkriegsdeutschland erlebte.

Am Morgen des 6. Februar 1888 ...

Es sind Tage der höchsten politischen Spannung, in denen für den 6. Februar 1888 eine Rede des Reichskanzlers Fürst Bismarck im Reichstag angekündigt wird. Die europäische Situation scheint verworren, man spricht von einem baldigen großen Krieg, die Auslandsblätter haben dem Deutschen Reich gegenüber einen gehässigen und drohenden Ton angeschlagen. Was ist der Grund? Am 3. Februar veröffentlichten drei österreichische Blätter den deutsch-österreichischen Bündnisvertrag. Was die Welt inoffiziell längst wußte, wird ihr hiermit bestätigt: Deutschland und Oesterreich-Ungarn haben ein Defensivbündnis abgeschlossen, das bereits neun Jahre alt ist, und das vielleicht bald zu einem Dreiervertrag unter Hinzunahme Italiens erweitert werden wird. Am ärgerlichsten sind die Russen über diesen Vertrag; sie behaupten, er sei insbesondere gegen sie gerichtet, und greifen Bismarck scharf an.

In dieser politischen Situation blickt natürlich die ganze Welt in höchster Aufmerksamkeit auf Bismarck, der nun am Morgen des 6. Februar die Rednertribüne des Reichstages betritt und mit seiner ein wenig hohen und dünnen Stimme, die zu seinen machtvollen Worten in ständigem Widerspruch zu stehen scheint, zu sprechen beginnt.

Bismarck fängt mit einem kleinen Rückblick an: Eine lange Kette von Kriegsgefahren hat Preußen und Deutschland in den letzten vierzig Jahren passieren müssen — nur einige sind überhaupt zur Kenntnis der Oeffentlichkeit gekommen, und nur drei Kriege gelangten zur Austragung: 1864, 1866 und 1870. Die deutsche Politik, fährt Bismarck fort, hat stets die Erhaltung des Friedens zum Ziel gehabt; ja, Deutschland hat sogar den Mittler zwischen anderen Mächten gemacht. Und Bismarck erzählt humorvoll, wie es kam, daß er den Berliner Kongreß von 1878 einberief und leitete.

Konferenzen am Krankenbett

Er lag schwerkrank in Friedrichsruh, als Rußland ihm amtlich mitteilen ließ, es wolle seinen Krieg mit der Türkei durch Bismarcks Vermittlung beenden. Vom Krankenbett aus berief Bismarck den Berliner Kongreß ein, obwohl er gar nicht mit dem Herzen bei der Sache war, einesteils wegen seiner Krankheit, anderenteils aber auch, weil er Deutschland nicht in die Angelegenheiten anderer Staaten hineinziehen wollte. Aber Rußland zuliebe und „aus deutschem Pflichtgefühl im Interesse des Friedens" übernimmt er die Einberufung des Kongresses. Auf diesem Kongreß handelte er als Bevollmächtigter und Freund Rußlands, setzte jeden russischen Wunsch durch, bearbeitete die anderen Staatsmänner im russischen Sinne; mitten in der Nacht erschien er am Bett des kranken britischen Delegierten Lord Beaconsfield, um seine Zustimmung zu einem russischen Antrag zu erlangen und den Kongreß nicht auffliegen zu lassen. „Wenn ich den höchsten russischen Orden in Brillanten nicht längst besäße, so müßte ich ihn jetzt bekommen!" dachte er nach Schluß der Konferenz, denn wohl nie hat sich ein Staatsmann so für eine fremde Macht eingesetzt.

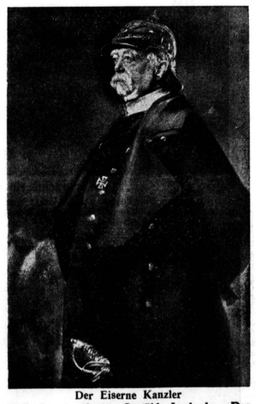
Aber er mußte eine peinliche Ueberraschung und Enttäuschung erleben. Die russische Presse eröffnete, statt ihm zu danken, einen Feldzug der Verdächtigungen gegen ihn, während die russischen Diplomaten mit Drohungen, die bis zu förmlichen Kriegserklärungen gingen, Deutschland gegen Oesterreich zu hetzen suchten. Der Erfolg dieser Ränke aber war nicht eine Entzweiung Deutschlands und Oesterreichs, sondern im Gegenteil — der Bündnisvertrag von 1879.

Beifallstürme umprasseln einen Ausspruch

Für die Festigung dieses Bündnisses, fährt Bismarck mit ernster Miene fort, sei die Verstärkung des deutschen Heeres das wirksamste Mittel. Man hielt dem Kanzler oft entgegen, daß nun die Nachbarn Deutschlands ebenfalls ihre Rüstungen steigern würden; aber er antwortete nur darauf: das können sie nicht! Die Quantität haben sie zwar längst erreicht, aber in der Qualität bleibt ihnen Deutschland überlegen — unsere Offiziere und Unteroffiziere kann man nicht nachmachen! Bismarck mahnt nun die Auslandspresse, ihre Drohungen gegen Deutschland zu unterlassen: eine so große Macht wie Deutschland könne man nicht mit solchen Mitteln einschüchtern.

„Wir können durch Liebe und Wohlwollen bestochen werden — vielleicht zu leicht — aber durch Drohungen ganz gewiß nicht. Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt, und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt. Wer ihn aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, daß die preußische Vaterlandsliebe von 1813 heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist ..."

Endloser donnernder Beifall folgt dieser Rede, deren erster unmittelbarer Erfolg die Annahme des Wehrpflichtgesetzes ohne Debatte und mit allen Stimmen ist. Nach Schluß der Sitzung begleitet eine tausendköpfige, jubelnde Menge den Altreichskanzler, der seinen Wagen nicht vorgefunden hat, auf seinem Fußweg in die Wilhelmstraße — und schon ruft man ihm sein eigenes Wort entgegen, das mit Windeseile die Herzen erfaßt hat: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt!"



Der Eiserne Kanzler

Nach dem berühmten Gemälde Lenbachs. Das Gemälde ist ein Geschenk des Führers an die Nationalgalerie zu Berlin. (Weltbild, Zander-K.)

Baukunst – Künderin der Zeit

Die großen Stilepochen der deutschen Baugeschichte

Jede große Zeit kündet ihren abschließenden Wertausdruck in ihren Bauwerken. Wenn Völker große Zeiten innerlich erleben, so gestalten sie diese Zeiten auch äußerlich. Ihr Wort ist dann überzeugender als das gesprochene: es ist das Wort aus Stein." — Diese Worte sprach der Führer bei der Eröffnung der „Ersten deutschen Architektur- und Kunstausstellung" in München und kennzeichnete damit die Baukunst als die hohe Künderin großen Zeitgeistes. Im nachfolgenden Artikel wollen wir versuchen, die großen Stilepochen der deutschen Baugeschichte kurz zu streifen und das Charakteristische der geistigen Haltung jeder Epoche herauszustellen.

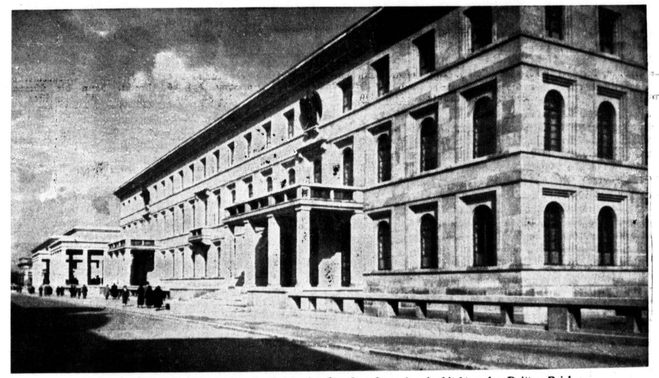
Aus dem Bewußtsein der Begrenztheit des menschlichen Lebens ist die Sehnsucht geboren, den Tod zu besiegen, über ihn hinauszuwachsen durch eine Tat, die als des Menschen eigenstes Kind sein kurzes Erdendasein überdauern soll; wenn er schon nicht den körperlichen Tod hemmen kann, so will er doch im Werk oder Gedächtnis folgender Generationen weiterleben. Diese Sehnsucht nach Unsterblichkeit ist eine der gewaltigsten Triebfedern menschlicher Entwicklung und ohne Zahl sind ihre Aeußerungen auf allen Gebieten des Lebens. Seine schönste Erfüllung aber findet dieser Entwicklungsdrang in den steinernen Baudenkmälern, die noch nach Jahrhunderten und Jahrtausenden Zeugnis ablegen vom Geist und Gestaltungswillen seiner Erbauer. Sie sind in ihrer Gesamtheit ebensosehr der immer wiederkehrende Ausdruck der Rassenseele eines Volkes wie in den einzelnen Stilabwandlungen der klarste Spiegel der seelischen Haltung der sich ablösenden Zeitabschnitte. So haben die großen geistigen Strömungen trotz ihrer vielfach gemeinsamen Grundtendenz bei den Völkern Europas eine jeweils den rassischen Verschiedenheiten entsprechende durchaus arteigene Prägung gefunden. Mit einer Unmittelbarkeit, wie wir sie vielleicht nur mehr bei der Musik antreffen, wird in der Baukunst die seelische Spannweite, Wille, Kampf, Glaube und Sehnsucht eines Volkes offenbar, sie ist der unverfälschte Niederschlag seines rasse- und zeitbedingten Lebensgefühls, das steingewordene Antlitz seiner Epochen. Dem, der sich bemüht, die feinere Sprache der Architektur zu verstehen, vermag sie mehr zu sagen als umfangreiche Abhandlungen und gerade unser Vaterland besitzt in seinen Monumentalbauten so einzigartige und beredte Künder der Vergangenheit und Gegenwart, daß jeder Deutsche einmal in diesem großartigsten Buch der Geschichte lesen sollte.

Wehrhaft und erdverwurzelt, ein Sinnbild unvergänglicher Volkskraft, stehen die Bauten der Romanik vor uns. Der Wille zu Kampf und Selbstbehauptung ließ jene wuchtigen Kirchen und Burgen entstehen, die mit ihren schweren gequaderten Mauern Schutz gegen den inneren und äußeren Feind gewähren sollten. Kein Wunder, daß wir diesen Baustil in seiner ursprünglichsten Form mit

Schönheit und Schlichtheit gepaart: Die deutsche Jugendführer-Akademie im Modell (Scherl Bilderd.)

seinem ganzen Ernst und seiner körperhaften Schwere bei den Niedersachsen Westfalens finden, jenem Stamm, der seit je durch ernste Lebenshaltung, Zähigkeit und Erdverbundenheit bekannt ist. Trotzigen Recken der Vorzeit gleich stehen diese Bauten und Türme — wie etwa der Patroklturm in Soest — in der sie umgebenden Landschaft und wachen über die Gemeinde. Sind diese Schöpfungen zum großen Teil noch aus dem Zwang der Notwendigkeit und dem Bedürfnis nach Schutz geboren, so finden wir bei den rheinischen Kirchen der Romanik mit ihrem größeren Reichtum der Formen schon den erwachenden Sinn für die Schönheiten des Lebens. Doch auch aus ihnen spricht noch nicht die für die Romanik so charakteristische Grundhaltung einer maßvollen Strenge.

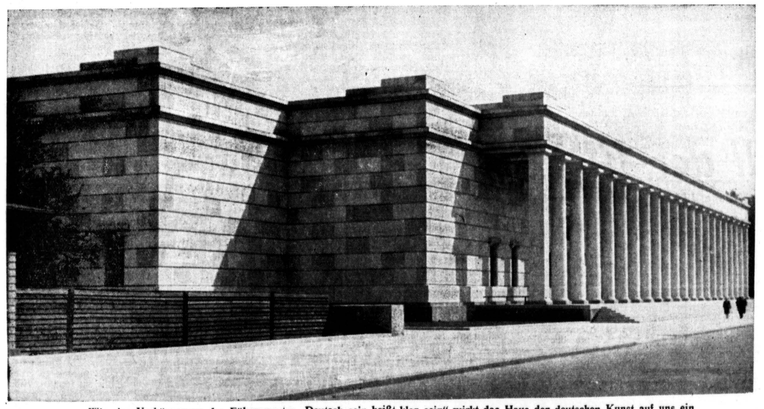
Wie anders wirken die himmelstrebenden Dome der Gotik auf uns ein! Alle Züge an ihr gemahnen an die gottsuchende Gemeinschaft, die sie erbaute. Die hohen Türme, Strebepfeiler Spitzbogen, die durchbrochenen Wände. (Auflösung der Materie) sind Symbole, die ins Jenseits weisen. Sie zeugen von einem gigantischen Kampf mit der Schwerkraft, einem ständigen Gegeneinander von Last und Auftrieb, aus dem eine unerhört kühne Baugesinnung als Sieger über den toten Stoff hervorgeht. Steinernen Gebeten gleich recken sich die Kirchen zum Himmel, weit und mächtig dehnen sich die Gewölbe, von denen die Chorälle der Gemeinschaft widerhallen, kühn spannen sich die Bogen wie Brücken zur Ewigkeit, ein Bild, das die Enge



Monumentalität und Einheit des Ausdrucks ist der Grundzug der Architektur des Dritten Reiches (Verwaltungsgebäude der NSDAP.)

irdischen Lebens zu sprengen scheint. Alles ist auf den höheren Zweck abgestimmt, vor dem Einzelwesen und Name zu wesenlosen Schemen verblassen. Es ist die Zeit, in der der Mensch seinen Weg nicht so sehr durch das Leben hindurch sucht, als sich vom „Jammertal" der Erde abwendet und sich ganz Gott hingibt. So ist auch seine Baukunst Ausdruck glühender Jenseitssehnsucht.

Ganz im Gegensatz zur Gotik besinnt sich die Renaissance wieder auf die Werte des Diesseits. Ihre Menschen sind nicht mehr die gottversunkenen Träumer der Gotik, sie sind zum Bewußtsein der Persönlichkeit erwacht und stehen mit beiden Füßen auf der Erde. So bevorzugt auch ihre Baukunst nicht mehr die zum Himmel wachsende Senkrechte sondern die der Erde verhaftete Wagrechte, wenn auch der Spitzgiebel aus raumtechnischen Gründen beibehalten wird. Die phantastische Ornamentik der Spätgotik, ihre Zierfassade weicht mehr und mehr der zweckgebundenen, einfachen und geschlossenen Linienführung der neuen Kunst. Der Kirchenbau tritt zurück und macht der Betonung der Persönlichkeit gemäß der großzügigeren Gestaltung und Ausschmückung der Privatbauten Platz, die wir als Patrizierhäuser in fast allen alten Städten unseres Vaterlandes bewundern können und die bestes Zeugnis des stolzen bürgerlichen Selbstbewußtseins jener Zeit sind.



Wie eine Verkörperung des Führerwortes „Deutsch sein heißt klar sein" wirkt das Haus der deutschen Kunst auf uns ein

Photos: Fladung (2), Angelsachsen-Verlag (1), Archiv (1).

Hatte die Baukunst der Renaissance noch eine gewisse Schlichtheit gezeigt, so erleben wir im Barock einen unerhörten Formenreichtum. Alle statische Ruhe ist gewichen und zur fließenden Bewegung geworden. Das weltumspannende Lebensgefühl dieser Zeit, das gleichermaßen aufwühlenden Schmerz und ekstatische Freude umschließt, findet zumal in Verbindung mit der Plastik in diesen Bauten einmaligen Ausdruck. Kühnheit planender Gedanken, leidenschaftliche Eigenwilligkeit der Phantasie, Prunkfreudigkeit der Fürsten ließen Schlösser, Kirchen und Klöster entstehen, die in der Großartigkeit ihrer Anlage mit zum Schönsten gehören, was Menschenhand schuf. Eine große Zahl begnadeter Künstler war hier am Werk, und immer, wenn wir diese Bauten sehen, werden wir uns an Männer wie Neumann, Pöppelmann, Fischer und Gebrüder Asam erinnern müssen.

Wenn je ein Baustil den Geist und das Wollen einer Zeit klar verkörperte, dann ist es der des Dritten Reiches. Der Nationalsozialismus hat den Schlußstrich unter eine Epoche gezogen, die in der Verworrenheit ihrer zahllosen Anschauungen auch nicht zu einem eigenen Stil als sichtbaren Ausdruck eines starken Lebensgefühls finden konnte. In der Baukunst zeigt es sich mit förmlicher Evidenz, daß der Nationalsozialismus nicht ein sozial- und wirtschaftspolitisches „System", sondern eine in sich völlig abgerundete Weltanschauung ist, die unbedingten Anspruch auf Totalität erheben kann und muß. Die Idee des Führer begnügt sich nicht mit Teilerfolgen und Augenblicklösungen. Wie auf allen Gebieten des Lebens schafft sie auch hier etwas, das für alle Zeiten Gültigkeit hat. So ist aus der Monumentalität und Großartigkeit all der Bauten und Anlagen, die heute überall in Deutschland erstehen, der Anbruch einer neuen gewaltigen Zeit zu spüren. Ob Königlicher Platz, ob Haus der Deutschen Kunst oder Kongreßhalle, ob Burg Vogelsang, Olympiastadion oder Mangfallbrücke, um nur einige Beispiele herauszugreifen, sie alle sind Mahnmale eines einzigartigen Gestaltungswillens und Bekenntnisses zur Gemeinschaft. Fünf Jahre nationalsozialistischer Aufbauarbeit sind erst ins Land gegangen, und schon sehen wir in allen Teilen des Reiches unvergängliche Zeugen der Größe, der Idee. Beispielhaft und richtungweisend für kommende Generationen werden sie noch nach Jahrhunderten die gewaltige Zeitenwende künden und das schönste Gleichnis jenes größeren vom Baumeister der Nation gefügten Baues der deutschen Einheit sein.

H. K.

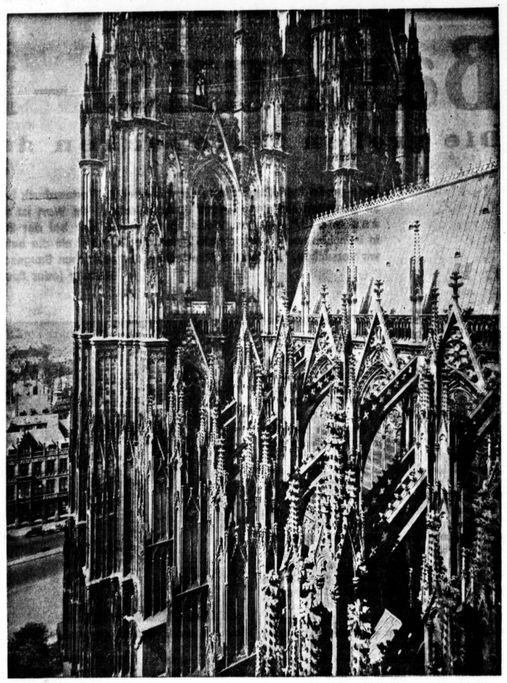
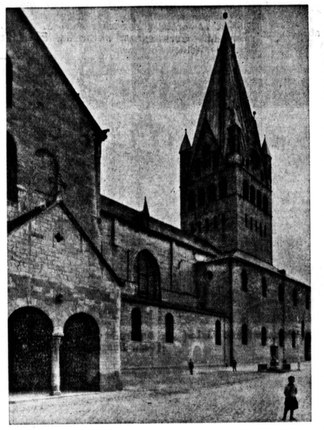


Bild rechts:
Ueberwindung aller körperhaften Schwere spricht aus diesem kühnen gotischen Strebewerk des Kölner Domes

Bild links:
Die Geschlechtheit eines stolzen Bürgertums spricht aus diesem reichverzierten Patrizierhaus der deutschen Renaissance

Bild unten:
Stark und wehrhaft, wie das Volk, das ihn erbaute, steht der Soester Patrockli-Turm der romanischen Bauepoche



„Volkszählung" in einem Wildparadies

Generalappell der Elche

Jagd nach Spuren und Fährten — Wieviel Elche dürfen geschossen werden?

Alljährlich im Februar findet in Ostpreußen eine Bestandsaufnahme der Elche statt, um einen Ueberblick über die Entwicklung dieses deutschen Urwildes zu bekommen.

Der Schienenstrang, der von der ostpreußischen Ordensstadt Labiau nach Tilsit führt, macht einen weiten Bogen um das Land am Kurischen Haff. Die unermeßlichen Wälder und Dickungen dulden keinen Lokomotivenlärm, überdies ist der Boden trügerisch, und nur der erfahrene Jäger kennt die Pfade, die sicher durch die Moore und Sümpfe führen. Stundenweit kein Dorf, kein Haus. Unheimlich ist diese Ruhe, die nur von dem Glucksen des trägen schwarzen Wassers, von dem heiseren Schrei der Kräben oder dem Gekrächze der Wildgänse unterbrochen wird. Ab und zu klappert auch ein Schwarzstorch oder schwirrt ein Kranz oder Uhu auf der Jagd nach Beute.

Die Natur hat sich hier an der nördlichsten Ecke des Deutschen Reiches noch ein Paradies bewahrt, in dem sich das mächtige Elentier, das einst die deutschen Wälder bewohnte, als unumschränkter Herrscher fühlt. Wenn der Elch auch hier von den Nachstellungen seiner Feinde nicht ganz verschont bleibt, so wacht doch der Mensch darüber, daß die Schüsse, die ihm gelten, nur zu bestimmten Zeiten abgefeuert werden und nur eine geringe Anzahl der urigen Gesellen dem Tode überantwortet werden dürfen. So ist es Gesetz im „Naturschutzgebiet Deutscher Elchwald" an der Ostküste des Kurischen Haffs, und jeder Jäger richtet sich gewissenhaft danach.

Das Lebensbuch der Elche

Um nun feststellen zu können, wieviele Tiere jeweils zum Abschuß freigegeben werden können, findet alljährlich im Monat Februar ein Generalappell der Elche statt. Das darf man sich nun nicht so vorstellen, daß die Elentiere etwa auf einem Platz zusammengetrieben und dann der Reihe nach abgezählt werden; nein, kein Wild würde sich diesem Willen der Menschen unterordnen, und der Elch, der ja als überaus scheues Tier bekannt ist und sich selten außer Deckung begibt, schon gar nicht. Diese „Volkszählung" unter den Elentieren wickelt sich vielmehr ganz ungewöhnlich ab. Tagelang streifen die Revierförster und Jagdhüter das russischen Gebiet durch die Weidgründe des Elchs, um nach frischen Spuren und Fährten zu suchen, an Hand deren dann die Anzahl der in ihrem Revier befindlichen Tiere festgestellt werden können.

Eine solche Zählung wird meist nach einem Neuschneefall vorgenommen, weil dann die Fährten der Elche besonders gut ausgeprägt sind und Eindrücke im Schnee hinterlassen, die fast so groß sind wie die Fußstapfen eines Menschen. Das Ergebnis wird unverzüglich dem Forstamt Pfeil bei Labiau übermittelt, wo Elchjägermeister Kramer seines Amtes waltet und über das Wohl und Wehe seiner Schützlinge wacht. Bei ihm befindet sich auch das Elchbuch, das eine Liste sämtlicher Elchreviere enthält und in dem über Zuwachs und Abgänge, Unfälle, Krankheit und sonstige Besonderheiten bei den Elentieren eine genaue Chronik geführt wird. Wir können daraus lesen, daß Ostpreußen im vergangenen Winter einen Bestand von rund 1000 Elchen hatte, wovon über 300 Tiere zum Abschuß freigegeben wurden. Es sind indessen nur etwa 60 Hirsche und 70 Stück Kalbwild, also nur ein Drittel des abschußfreien Wildes erlegt worden. Von den Hirschen wurden nur die sogen. Stangentiere auf die Decke gelegt, während die kraftvollen „Schaufler" diesmal verschont blieben.

„Unser Bestreben geht dahin", sagt Forstmeister Kramer, „die Stangenelche allmählich ganz auszumerzen und unser ganzes Augenmerk nur mehr auf die Schaufelträger zu richten. Wir arbeiten in dieser Beziehung mit dem Naturschutzgebiet Schorfheide Hand in Hand, deren Elchgehege hauptsächlich zu Studiums- und Züchtungszwecken dient. Das Essen gibt uns ja noch in mancher Beziehung Rätsel auf, so haben wir bis heute noch keine einwandfreien Merkmale für eine genaue Altersbestimmung gefunden. Nur nach der Abnützung des Gebisses kann man einigermaßen das Lebensalter eines Elches schätzen."

Die gefährliche Rachenbremse

Der Nachwuchs im Paradies der Elche läßt nichts zu wünschen übrig. Die Mutter gibt gewöhnlich zwei Kälbern das Leben, die ohne jede menschliche Mithilfe prächtig gedeihen. Nahrung ist ja in den weiten Waldbrüchen genug vorhanden, und selbst im tiefsten Winter ist der Tisch im Elchschutzgebiet noch gedeckt, da sich die Elche ja mit Bäumen und Sträuchern begnügen. Besonders tun sie sich an den Weiden gütlich, die hier nie über eine Höhe von 2 Meter hinauskommen, weil sie immer wieder, gleichsam wie mit einer Schere „gestutzt", von den Elchen abgeknabbert werden. Bei anderen Bäumen wie Birke, Eiche oder Espe begnügt sich das Wild mit dem Abschälen der Rinde, während die Birke verschmäht wird, deren Schale den Tieren viel zu zäh ist. Man geht nun daran, im Elchschutzgebiet noch mehr Weichhölzer anzupflanzen, vor allem Weiden, die ja die Hauptnahrung der urigen Gesellen bilden.

Alles wäre schön und gut, wenn im Elchschutzgebiet nicht ein gefährlicher Feind seine Geißel über die Tiere schwingen würde. Es ist dies die Rachenbremse, ein unscheinbares Insekt, das mit Vorliebe seine Eier in die Atmungswege des Elches legt. Wenn die daraus entwickelten Maden immer größer werden, erleiden die armen Tiere Erstickungsanfälle und gehen unweigerlich ein. Alljährlich reißt dieser Schmarotzer empfindliche Lücken in den Elchbestand. Da es keine Mittel gegen diese Krankheit gibt, will man in diesem Jahre erstmalig versuchen, befallene Tiere rechtzeitig abzuschießen, um ihnen ihre Qualen zu ersparen und eine Uebertragung der Krankheit zu verhindern. Ein anderer Feind der Elche ist das Hochwasser, das mit unheimlicher Schnelligkeit in diesem sumpfigen Gebiet anzuwachsen pflegt, wobei die Tiere meistens rettungslos verloren sind, wenn es ihnen nicht gelingt, rechtzeitig in ein anderes Gebiet hinüberzuwechseln. So hat der deutsche „Elchvater" manchmal nicht geringe Sorgen mit seinen Pfleglingen, die einstmals alle deutschen Wälder in ungebundener Freiheit bevölkert haben und die heute im ostpreußischen Schutzgebiet ein Stück deutscher Vergangenheit hochhalten.

Der König am Telefon

König Christian von Dänemark besuchte kürzlich ganz allein ein großes Geschäft in Kopenhagen, um dort einige Einkäufe zu machen. Schließlich begab er sich an das Fernsprechtelefon, um ein paar Worte mit dem Direktor der Firma zu sprechen. „Wer ist am Telefon?", erkundigte sich die junge Dame in der Telefonzentrale. „Hier ist der König", entgegnete König Christian. — „Lassen Sie doch den Blödsinn sein. Sie alter Burschel" rief das Telefonfräulein, das der Meinung war, ein Kollege wolle sich einen Scherz mit ihr machen. Der König begab sich nun persönlich zu dem Direktor, der für seine weitere Bedienung Sorge trug. Als die beiden Herren bei dieser Gelegenheit durch die Schokoladenabteilung schritten, konnte König Christian eine große Tüchtel Pralinen. Dann zog er eine Visitenkarte heraus und schrieb schmunzelnd die Worte darauf: „Mit freundlichen Grüßen von dem alten Burschen!" Die Telefonistin soll vor Schrecken beinahe in Ohnmacht gefallen sein, als sie auf diese Weise erfuhr, daß sie tatsächlich mit dem König gesprochen hatte.

Diamanten IN LÜDERITZBUCHT

Roman von Alex Rudolph

6. Folge

„Ich bin bereit, Ihnen die Felder abzukaufen," wiederholt Karl Staupe. Sein Ton ist so geschäftsmäßig, daß ein verblüfftes Stutzen durch die ganze Gesellschaft geht. Franz Mokat starrt ihn mit unsicherem Blinzeln an.

„Das ist doch nur ein Scherz, Herr Staupe."

„Warum? Haben Sie ein Interesse daran, die Felder zu behalten?"

„Nein," sagt Mokat verblüfft. „Natürlich nicht."

„Gut. Ich biete für die gesamten von Ihnen einregistrierten Felder dreißigtausend Mark."

Noch herrscht beklommenes, abwartendes Schweigen in der Runde. Aber als Karl Staupe jetzt ruhig ein dickes Bündel Banknoten aus seiner Brieftasche zieht und auf den Tisch legt, bricht ein Sturm der Entrüstung los.

„Was soll der Blödsinn, Staupe?"

„Nehmen Sie doch den armen Kerl nicht so ernstlich!"

Karl Staupe blickt sich gelassen um. „Kümmern Sie sich bitte um Ihre eigenen Angelegenheiten, meine Herren. Mein Angebot ist natürlich ernsthaft gemeint, Herr Mokat."

Ernsthaft? Das Wort schlägt wie eine Bombe ein. Drei, vier Leute fassen nach Karl Staupes Händen, rütteln an seine Schultern . . .

„Sind Sie verrückt geworden, Staupe?"

„Die ganze Meute ist nicht soviel wert!"

„Menschenskind, wir wissen doch alle, daß da nichts zu holen ist!"

„Mokat hat ebensowenig wie wir anderen in der letzten Zeit etwas gefunden!"

„Der ganze Sand ist doch um und um gebuddelt worden!"

Das schwirrt und schreit durcheinander. Man umringt Karl Staupe, redet wild gestikulierend auf ihn ein. Der Ingenieur stemmt seine breiten Schultern gegen die aufgeregt Andringenden und wehrt den Sturm ab.

„Ist wohl schließlich meine Sache, was ich mit meinem Gelde mache, nicht?"

„Aber was wollen Sie denn bloß mit dem Sandhaufen, Mensch?"

„Vielleicht 'ne Farm anlegen."

„Bei Colmannskuppe? Blödsinn!"

„Schön. Dann will ich wahrscheinlich weiter nach Diamanten buddeln."

„Aber das ist doch haarsträubender Unsinn, Mann! Wir haben doch das ganze Terrain durchsucht. Gründlich, das weiß der liebe Gott! Also machen Sie schon ein Ende und kommen Sie raus mit der Pointe von dem Witz!"

Die Antwort kommt von einer anderen Seite. Eben wird die Tür aufgerissen. „Wißt ihr's schon," schreit die aufgeregte Stimme eines neuen Ankömmlings in das Lokal. „Staupe hat die Felder Kerkhoffs und Hermann Imrings für je zweitausend Mark gekauft!"

Die Männer schnappen nach Luft. Also Ernst? Wirklich blutiger Ernst? Karl Staupe kauft für schweres Geld wertlose Sandfelder? Er ist verrückt! Man muß ihn fortbringen! Ihm das Geld fortnehmen! So dick hat er es doch auch nicht, um Zehntausende von Mark in den Dreck zu werfen!

„Meine Herren," sagt Karl Staupe mit ruhiger Entschlossenheit. „Ich habe die Absicht, mein kleines Kapital in den Grund und Boden hier zu stecken. Ob mit Gewinn oder Verlust ist meine Sache. Unter Kuratel stell' ich noch nicht." Er wendet der Gesellschaft den Rücken und nickt dem ganz sich verwirrten Franz Mokat zu. „Also, wie ist's, Herr Mokat? Wollen Sie verkaufen oder nicht? Ich biete, wie gesagt, dreißigtausend."

„Das ist zuviel, Herr Staupe," stammelt der ehrliche Mokat erschrocken. „Das . . . kann ich doch nicht annehmen!"

„Ich spreche rein geschäftlich, Herr Mokat." „Aber die Felder sind doch nichts mehr wert!" ruft Franz verzweifelt. „Ich habe sie ganz genau durchgearbeitet. Schon vor acht Tagen war's alle mit den Diamanten!"

„Wissen wir doch alle!" brüllt ein anderer dazwischen. „Nicht mal Frentag als erfahrener Prospektor hat etwas gefunden!"

„. . . und wenn Sie wirklich das Glück haben sollten, noch einen einzelnen Stein zu finden," fährt Mokat atemlos fort. „Das kann dann doch nur ein Ausnahmefall sein und lohnt sich doch nicht! Dreißigtausend! Das ist ja viel mehr, als Frentag und ich im ganzen aus den Feldern herausgeholt haben!"

„Moment mal!" Max Frentag drängt sich durch und pflanzt sich zwischen Staupe und Mokat auf. „Sie waren heute bei Colmannskuppe. Ehrenwort: Haben Sie . . . einen neuen Fund gemacht?"

Staupe hält ruhig den mißtrauischen Blick aus und zuckt die Achseln. „Ich habe weder gegraben noch etwas gefunden."

„Kerkhoff und ich, wir waren ja heute selbst draußen," ruft einer erregt. „Ich bin erst vor zwei Stunden zurückgekommen. Totenstill ist alles bei Colmannskuppe! Nicht mal die paar Unbelehrbaren, die noch in ihren Zelten da kampieren, haben Lust, noch weiter zu buddeln!"

„Wenn jemand einen neuen Fund gemacht hätte," ruft ein zweiter, „dann hätten wir doch längst den Rum! Dann stände Lüderitzbucht jetzt schon wieder Kopf!"

Max Frentag zugeben, aber er hält hartnäckig an seinem Mißtrauen fest. „Dann verstehe ich wirklich nicht den Zweck des Kaufes."

„Staupe ich total übergeschnappt!"

„Zweck ist Unsinn!"

Wieder heulen und schwirren die Stimmen durcheinander, bis Karl Staupe sich verständlich machen kann.

„Ich habe natürlich einen bestimmten Zweck im Auge, Herr Frentag, aber der geht vorläufig nur mich an. Vielleicht ist's eine Niete, vielleicht auch nicht. Die Frage, die hier zu verhandeln ist, betrifft nur den Kauf."

„Greifen Sie zu, Mokat," lacht der Kollinspektor Hamman dröhnend. „Aber schnell, ehe Staupe zur Vernunft kommt!"

„Dreißigtausend! Mensch, Mokat — so viel buddeln Sie in aller Ewigkeit nicht aus Ihrem Sandloch raus!"

„Meine Felder geb' ich für ein Zehntel! Bedienen Sie sich, Staupe! Wenn Sie schon verrückt sind, lassen Sie wenigstens auch mich 'n bißchen davon profitieren!"

Franz Mokat hat ein Gefühl, als drehe sich die ganze Welt um ihn im Kreise. Da steht Staupe, noch immer mit unbewegtestem Gesicht. Und da liegen die Banknoten auf dem Tisch. Ein ganzes Paket richtiger Tausendmarkscheine! Soll denn das wirklich . . .?

„Ich . . . ich möchte natürlich . . ." stottert er ängstlich. „Wenn Sie wirklich meinen, Herr Staupe . . . dann . . ."

„Halt! Sie verkaufen nicht, Mokat!" Max Frentag hat seinen Kameraden am Arm gepackt und reißt ihn förmlich zurück. „Hören Sie mal zu! Das Angebot ist verlockend. Augenblicklich ist Ihr Sand da draußen keine hundert Mark wert. Aber wenn Sie wirklich wollen?"

Statt aller Antwort schiebt Staupe ihm ein Blatt Papier hin, auf das er inzwischen mit seinem Füller einen regelrechten Kaufvertrag aufgesetzt hat. „Hier ist der Vertrag, Herr Mokat. Und da ist das Geld. Zug um Zug."

„Donnerwetter, Staupe! Wollen Sie wahrhaftig . . ."

„Er ist betrunken! Bringt ihn nach Haus! Ihr seht doch, daß er einen sitzen hat!"

Karl Staupe wendet sich ruhig nach den aufgeregten Zechgenossen um. „Ich bin nüchterner als Sie, meine Herren." Im Ernst kann auch niemand Staupe für betrunken halten. Sein Gesicht ist kalt und beherrscht wie immer, als er jetzt Franz Mokat die Feder wieder abnimmt und noch einmal den unterschriebenen Vertrag durchliest.

„In Ordnung, Herr Mokat. Hier ist Ihr Geld. Einer Quittung bedarf es wohl nicht, wo so viele ehrenwerte Zeugen zugegen sind."

Franz Mokat steht noch immer da und starrt abwechselnd das Banknotenbündel und Zoe van Doemen an, die ihm über die Bar hinweg mit offenkundiger Freude tief in die Augen schaut. Max Frentag, der von den anderen zurückgedrängt war, bricht sich wieder Bahn und nimmt schweratmend dicht vor Staupe Stellung.

„Er hat unterschrieben, — gut! Aber nun sagen Sie uns gefälligst, Staupe: Was bezweckten Sie mit diesem verrückten Kauf?"

„Vorläufig nichts", sagt Staupe kaltblütig. „Ich weiß so gut wie ihr alle, daß die Felder vorläufig keine hundert Mark wert sind. Aber mich treibt genau derselbe Gedanke wie Sie, Frentag. Sie wollen nicht, daß Mokat seine wertlosen Felder abgibt. Weil Sie glauben, daß der Grund bei Colmannskuppe einmal ein Spekulationsobjekt werden wird. Das stimmt doch, nicht wahr? Nun, ich glaube auch an das Land! Und darum kaufe ich!"

„Aber Sie haben keine triftigen Gründe, eine baldige Steigung der Landpreise anzunehmen? Gründe, die wir noch nicht kennen?"

„Nein, das habe ich nicht."

„Ihr Wort darauf, Staupe!"

„Bitte. Gern gegeben. Und Sie, Frentag?"

Der Prospektor schüttelte den Kopf. „Nein, ich sehe auch nichts . . . wenigstens nichts Positives."

„Und doch raten Sie Mokat, lieber das wertlose Land zu behalten als dreißigtausend dafür zu nehmen", lächelt Staupe ruhig. „Das heißt: wir glauben beide an die Zukunft von Colmannskuppe, ohne uns auf etwas anderes stützen zu können als unser Gefühl."

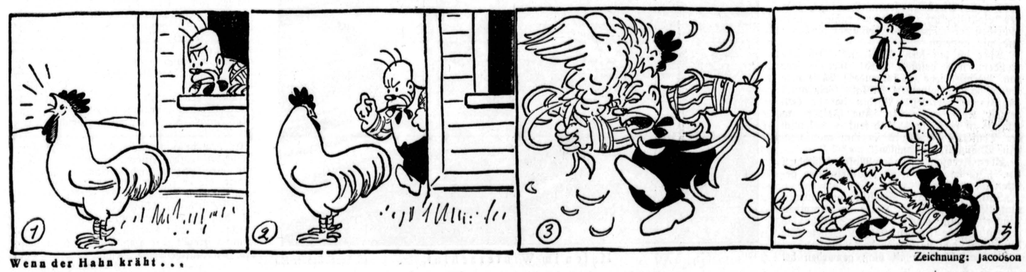
„Sie haben recht", sagt Frentag nachdenklich und tauscht zur Versöhnung einen Handschlag mit Staupe. „Wenn Sie so denken, handeln Sie nur folgerichtig. Aber es bleibt eine Riesenfelsei von Mokat."

Ein dröhnendes Gelächter folgt den Worten. „Efelei nennen Sie das?" brüllt der Zollinspektor. „Ich hab auch noch ein paar Felder da oben. Hier steh ich, Staupe! Ich bin billiger! Wieviel wollen Sie mir für meine Sandwüste zahlen?"

„Ich auch!" — „Meine Felder können Sie sofort haben!"

Karl Staupe hat den Vertrag zusammengefaltet und eingesteckt, sieht sich kühl im Kreise der Herren um. „Bedaure, weiter langen meine Mittel leider nicht. Aber ein Drink können wir auf den Abschluß nehmen. Ach so, Mokat — Sie sind ja Totalabstinenzler! Na, dann die anderen verehrten Anwesenden. Einmal die volle Breitseite, schöne Zoe!"

Die Gläser klirren und klingen aneinan-



Wenn der Hahn kräht . . .

Zeichnung: Jacobson

der. Nur ein alter Afrikaner läßt sein Glas stehen und brummt verärgert:

„Staupe ist verrückt, mit einem Wahnsinnigen trink ich nicht."

*

„Staupe ist verrückt!" Die Meinung bleibt, auch nachdem Staupe gegangen ist, der Grundton der allgemeinen Ueberzeugung. Frentag und ein paar andere diskutieren lebhaft alle Möglichkeiten, die noch etwa in den Feldern bei Colmannskuppe stecken könnten. Diamanten sind nicht mehr da, wenigstens nicht in nur halbwegs lohnender Menge — das steht fest. Und sonst? Na, wenn Lüderibucht ein zweites Johannisburg oder Klondike geworden wäre! Wenn man in der Umgebung so große Funde gemacht hätte, daß Zehntausende, Hunderttausende in das Land geströmt wären, dann allerdings hätten sich auch mit dem Boden Geschäfte machen lassen. Baugrund wäre dann unheimlich teuer hier geworden. Aber so? Selbst Frentag vermag nichts Stichhaltiges für sein „Gefühl" anzugeben.

Die übrigen tun die ganze Sache leichter ab. Gefühle sind Blödsinn! Staupe hat einen Sonnenstich bekommen! Ist übergeschnappt! Sein ganzes Vermögen auf ein lächerliches, phantastisches Gefühl zu setzen, das ist doch nicht mehr normal. Dreißigtausend Mark! Immer wieder nennt eine Stimme vorwurfsvoll oder spottend die Summe Dreißigtausend .

Ein sonderbarer, schwender Laut läßt die Trinkenden plötzlich umschauen. Franz Mokat, den man im Trubel der Erörterungen wieder mal ganz vergessen hat, steht noch immer dort abseits an der Bar. Seine Hände halten das Banknotenbündel umkrallt.

„Dreißigtausend!" ächzt Franz Mokat, wie vom Fieber geschüttelt. „Dazu noch Diamanten! Dann bin ich ja . . . Ich bin ja reich!" schreit er plötzlich mit sich überschlagender Stimme auf. „Reich!"

„Jedenfalls sind Sie ein beneidenswerter Glückspilz, Mokat", lacht der Zollinspektor Hamman und schlägt ihm derb auf die Schulter. „Erst findet der Mensch Diamanten, und dann verkauft er auch noch seine ausgepowerten, wertlosen Felder für bare dreißigtausend Mark!"

„Nu stecken Sie endlich mal den Zaster weg, Mokat", ruft es von der anderen Seite her. „Das ist ja Aufreizung zum Neid! Ueberhaupt — wenn Sie jetzt nicht protzäßig eine Lage schmeißen, dann sind Sie kein braver Mann, sondern ein schäbiger Fils!"

„Richtig! Mokat ist dran! Mokat muß einen ausgeben!"

Franz Mokat starrt mit wilden Augen in all die lachenden Gesichter. Er ist plötzlich blutrot geworden. Seine Finger beben, während er die Geldscheine in seiner Brieftasche birgt.

„Jawohl, meine Herren! Natürlich! Wir trinken!" Franz Mokat, der ruhige, haut plötzlich mit der Hand auf den Schanktisch. Sein Antlitz glüht. „Schenken Sie ein, Fräulein Zoe! Heute abend geht alles auf meine Rechnung!"

„Alles, Herr Mokat?" lächelt Zoe, während ringsum fröhliche Bravorufe dröhnen. „Ein paar Runden tun es auch."

„Nein, alles! Ich bin ja reich! Jetzt . . . jetzt darf ich endlich . . . Ah, Fräulein Zoe, jetzt müssen Sie einen schönen Diamanten von mir nehmen!" Mit raschem Griff hat er sein Beutelchen aus der Tasche gerissen und wühlt mit seiner arbeitsharten Rechten darin. „Oder wollen Sie auch jetzt noch nicht?"

Zoe van Doemens Hand legt sich lind wie ein Rosenblatt über seine Finger. „Doch, Herr Mokat. Jetzt dürfen Sie mir so viel Diamanten schenken, wie Sie wollen."

„Der Tobak ist ein wenig zu stark!" Max Frentag, der sich grollend abseits gehalten hat, stößt die Umstehenden rücksichtslos beiseite und packt Mokat mit festem Griff am Rockaufschlag. „Auch für Eiseleien gibts eine Polizeigrenze, mein Lieber! Sehen Sie denn nicht, wie Sie genepppt werden von der tüchtigen Dame da!"

„Was soll das, Frentag?"

„Nichts über untere schöne Zoe!"

„Zoe van Doemen neppt niemand!"

„Grünhörner! Schafsköpfe!" brüllt Frentag wütend in die vorwurfsvollen Stimmen. „Ihr wollt Männer sein und liegt platt auf dem Bauch, wenn ein Barmädel euch Schmachtangen macht!"

Widerspruch, unwilliges Aufbegehren. „Wir scheint, Sie haben keinen Grund, sich derart hohe Pferd zu setzen, Frentag", sagt der Zollinspektor Hamman rubig. „Sie schneiden der schönen Zoe ebensoehr die Cour wie wir anderen."

„Aber ich bin kein Maulwurf! Ich sehe trotzdem, was gespielt wird! Gerade jetzt zum Beispiel sehe ich folgendes: Diese edle Dame da hat seinerzeit Mokats Geheimnis an Staupe verraten! Vorhin hat sie dem armen Kerl zugeredet, seine Felder an Staupe zu verkaufen! Und jetzt — bei mich der Teufel — jetzt will sie ihm auch noch seine Diamanten abluchsen!"

„Aber Frentag", wendet Mokat schüchtern ein. „Ich hab doch selbst Fräulein Zoe gebeten . . ."

„Shut up, Mokat! Sie sind ja unzurechnungsfähig! Wenn die Holde da nur einen Finger krumm macht, werfen Sie ihr die ganzen Steine in den Schoß. Sehen Sie denn nicht, daß sie gerade das will?"

Zoe van Doemen ist blaß geworden bei der unbeherrschten Anklage Frentags. Ihre schönen regelmäßigen Züge scheinen wie versteinert. Nur in ihren Augen glüht ein dunkles, gefährliches Feuer. Sie hört kaum die aufgebrachten, unwilligen Protestrufe der anderen, scheint weder Franz Mokat zu sehen, der den Kopf wie unter einem Unwetter geduckt hat und ganz erschrocken zu ihr hinüberstarrt, noch die Menge der Gäste, die geschlossen gegen Frentag Partei nimmt. Max Frentag redet immer noch, aber seine Worte gehen unter in dem allgemeinen Entrüstungssturm.

„Lassen Sie unsere Zoe gefälligst ungeschoren!"

„Zoe van Doemen ist eine Dame! Vergessen Sie das bitte nicht! Zum Donnerwetter, Frentag, Sie sind hier doch nicht unter den Buschnegern!"

„Wer Zoe van Doemen beleidigt, kriegt es mit mir zu tun — verstanden?"

Frentag sieht sich von der Bar zurückgedrängt und müßt herausfordernd den langen Kavalier, der sich drohend vor ihm aufgepflanzt hat. „Wenn Sie was von mir wollen, Dehnwitz, ich steh gern zur Verfügung. Aber das verdammte Weibsbild da . . ."

„Nun gehen Sie aber mal Ruhe, nicht?" Der immer besonnene Zollinspektor Hamman hat sich zwischen die beiden Herren geschoben und faßt Frentag an einen Rockknopf. „Wenn Sie hierhergekommen sind, um zu stänkern, lieber Frentag, ist es besser, Sie gehen jetzt mal nach Saule."

„Ja ich auch! Mit Vergnügen! Aber Sie werden mich nicht hindern, meinen Freund Mokat zuerst mal aus den Klauen der lieblichen Sirene . . ."

„Schluß jetzt!"

„Schmeißt ihn doch raus!"

Frentag reißt sich mit einem heftigen Ruck los und streift bedrohlich die Rockärmel hoch. „Wer redet hier von Rausschmeißen?"

„Seien Sie doch friedlich, Mann!" mischen sich ein paar Herren beguttigend ein. „Sie stören ja die ganze tidele Stimmung."

„Ach? Fällt mir gar nicht ein. Bin noch nie Spielverderber gewesen." Frentag krempelt seine Rockärmel wieder herunter und läßt sich ein Glas Whisky in die Hand drücken. Einen Augenblick scheint die allgemeine Versöhnung wieder hergestellt zu sein. Aber sei es nun, daß Max Frentag vorhin im Aerger über Mokats Kaufvertrag ein paar Glas zu hastig hinuntergeschüttet hat, oder daß ihn die Willenlosigkeit seines Kameraden der schönen Zoe gegenüber zu tief wurmt, er erbebt, kaum daß er getrunken hat, von neuem seine Stimme:

„Was wollen Sie wissen, Hamman? Wieviel Löwen ich oben am Kunene geschossen haben? Blödsinn! Löwen kann jeder schießen! Ich, Max Frentag, sage euch: Es gibt ganz andere, viel gefährlichere Raubtiere hier in diesem gesegneten Land! Reißt nur die Augen auf, Herrschaften! Ein Prachtexemplar davon haben wir just da hinter der Bar stehen!"

„Nu schlägts aber dreizehn!"

„Raus mit dem Kerl!"

Ein jäher Tumult bricht los. Zwei Dutzend Hände greifen nach dem Ruhestörer, zerren ihn gegen die Tür.

„Affenbande!" hört man noch einmal Frentags Stimme wütend den Lärm überschreien. Er wehrt sich ernstlich mit Fäusten und Ellenbogen. Ein paar gutgezielte Boxhiebe entfachen die Empörung zu heller Wut.

„Raus! Werft ihn vor die Tür!"

Zwei Minuten lang ist das Lokal ein wüster Knäuel von schlagenden, drängenden, stoßenden Menschen. Dann wird die Tür weit aufgerissen — von vier, sechs kräftigen Armen gepackt, fliegt Max Frentag in großem Bogen hinaus.

„Erledigt! Der ist versorgt und aufgehoben!" Die Gäste schließen die Tür und drängen mit erhitzten Gesichtern wieder um die Bar. „Eine neue Lage, Fräulein Zoe! Und kümmern Sie sich nicht um die dummen Reden Frentags. Sie sehen ja, wir lassen nichts auf Sie kommen!"

Frentag war betrunken. Passen Sie auf, Zoe, morgen kommt er reumütig zurück und leistet Abbitte."

Zoe van Doemen steht noch immer da und hält Franz Mokats Diamantenbeutel mit ihren schlanken Fingern umklammert. Ein heller, gläserner Ton bricht plötzlich aus ihrer Kehle, der wie ein Weinen klingt.

„Die Diamanten!" sagt sie dann, sich mühsam zusammennehmend und mit sprühenden Augen in die lachenden, kampfgeröteten Gesichter der Männer starrend. „Meint ihr, ich kenne sie nicht, die tausendmal verfluchten Gittersteine! Mein Vater ist daran zugrunde gegangen! Hunderte hab ich da drunten im Süden ihrem Fluch verfallen sehen! Mein — das geht keinen etwas an, aber einmal schon haben die Teufelssteine mir mein Leben zerstört!" Zoes Stimme wird fast zu einem Schreien. Ihr ganzer Körper zittert wie ein schlanker Baum im Sturmwind. Unheimlich allein ihre Augen. „Verflucht sind die Gittersteine! Man sollte sie allesamt ins Meer versenken! Oder sie liegen lassen im Schoß der Erde, statt ihnen nachzujagen! Nichts wie Unglück und Elend bringen sie uns! Machen die besten Freunde zu Todfeinden! Wecken Neid, Haß, Gemeinheit und Mord! Und ich sollte . . . Wißt ihr, was ich mir aus dem Dreck da mache?"

Noch ehe die Männer, völlig überrascht von dem wilden Ausbruch, sie hindern können, hat Zoe van Doemen den Beutel Mokats mit leidenschaftlichem Schwung weit in das Lokal geworfen, daß die Diamanten nach allen Richtungen unter Stühle und Tische kollern.

„Das mach ich mir aus dem Teufelszeug!"

„Hallo! Aber Zoe! Wer wird denn . . ."

Ein Rennen und Bücken hebt an. Man klaubt mühsam die Steine zusammen und gibt Franz Mokat den Beutel zurück. Der Zollinspektor Hamman nimmt die zitternde Hand Zoes und tätschelt sie väterlich. „Ruhig Blut, Kindchen, immer ruhig Blut! Denken Sie nicht mehr an den Frentag, sondern schenken Sie uns mal für einen neuen Whisky ein. Das beruhigt."

Käh, wie er gekommen, verebbte Zoe van Doemens Ausbruch wieder. „Sie haben recht, Herr Hamman", sagt sie ganz rubig. „Es verlohnt sich wirklich nicht. Wieviel darf ich einschenken? Für alle?"

Vater Gupke, den der wilde Lärm vorhin herbeigelockt hat, stellt mit Befriedigung fest, daß Zoe sich beruhigt hat und wieder in gewohnter Weise ihres Amtes waltet. Unter den Gästen entsteht nachträglich eine laute Meinungsverschiedenheit darüber, ob Frentag vorhin betrunken gewesen ist oder nicht. Ein paar Minuten lang hat Zoe die Hände frei und sitt hinter der Bar sich selbst überlassen, und in diesen Minuten suchen ihre Augen wie unter einem Zwang Franz Mokat.

„Ich bin so glücklich", sagt Mokat heiser und tastet unsicher über die Bar hinweg nach Zoes Hand.

„Warum, Herr Mokat?" Zoe sieht ihm ernst in die glänzenden Augen. „Weil ich Ihre Diamanten nicht haben will?"

„Nein. Doch! Jawohl, Fräulein Zoe!" Die Tatsache, daß sie ihm freundlich ihre Hand läßt, macht Franz Mokat so kühn, daß er schwerfällig ausspricht, was ihn schon die ganze Zeit über bewegt hat. „Sie haben recht. Die Diamanten sind . . . sind Teufelssteine. Ich hab das selber klar genug empfunden, als ich sah, wie die Menschen da oben zu Tieren wurden wegen dieser glitzernden Steinchen. Aber daß auch Sie das fühlen, das . . . das macht mich eben so . . . glücklich."

Ein warmer herzlicher Schein kleht in dem Blick, mit dem Zoe den Bahnarbeiter ansieht. Unwillkürlich schließen sich ihre Finger um die harte Arbeitshand. „Sie teilen also nicht die Ansicht Ihres Freundes über mich, Herr Mokat?"

„Frentag meint es nicht so", sagt Franz eifrig. „Er ist manchmal ein wenig aufbrausend, aber sonst ein guter Mensch. Er muß vorhin wirklich zu viel getrunken haben, denn sonst . . . wie könnte er sonst etwas so Lächerliches- so . . . Sündhaftes über Sie sagen!"

„Es tut Löwen also nicht leid, daß Sie die Felder an Staupe verkauft haben?"

„Aber nein, Fräulein Zoe! Im Gegenteil! Bedenken Sie doch, ich bin doch dadurch reich geworden! — Reich" wiederholt Mokat fast andächtig und hält noch immer die Hand Zoes fest, ohne es selbst zu wissen. „Ich kann jetzt heimfahren nach Deutschland und mir dort ein Häuschen kaufen oder einen Laden aufmachen. Möchten Sie wohl auch gern übers Meer zurück, Fräulein Zoe?"

„Nein", sagt Zoe sinnend, „das kann ich nicht sagen. Ich habe keine Angehörigen mehr drüben und . . . nein, ich möchte schon lieber in Afrika bleiben."

„Ich kann mir auch hier im Lande eine Farm kaufen", lüft Franz Mokat hervor, sich zurück mal aus den Klauen der liebenswürdigen Sirene . . ."

„Schluß jetzt!"

„Schmeißt ihn doch raus!"

Frentag reißt sich mit einem heftigen Ruck los und streift bedrohlich die Rockärmel hoch. „Wer redet hier von Rausschmeißen?"

„Seien Sie doch friedlich, Mann!" mischen sich ein paar Herren beguttigend ein. „Sie stören ja die ganze tidele Stimmung."

„Ach? Fällt mir gar nicht ein. Bin noch nie Spielverderber gewesen." Frentag krempelt seine Rockärmel wieder herunter und läßt sich ein Glas Whisky in die Hand drücken. Einen Augenblick scheint die allgemeine Versöhnung wieder hergestellt zu sein. Aber sei es nun, daß Max Frentag vorhin im Aerger über Mokats Kaufvertrag ein paar Glas zu hastig hinuntergeschüttet hat, oder daß ihn die Willenlosigkeit seines Kameraden der schönen Zoe gegenüber zu tief wurmt, er erbebt, kaum daß er getrunken hat, von neuem seine Stimme:

„Was wollen Sie wissen, Hamman? Wieviel Löwen ich oben am Kunene geschossen haben? Blödsinn! Löwen kann jeder schießen! Ich, Max Frentag, sage euch: Es gibt ganz andere, viel gefährlichere Raubtiere hier in diesem gesegneten Land! Reißt nur die Augen auf, Herrschaften! Ein Prachtexemplar davon haben wir just da hinter der Bar stehen!"

„Nu schlägts aber dreizehn!"

„Raus mit dem Kerl!"

Ein jäher Tumult bricht los. Zwei Dutzend Hände greifen nach dem Ruhestörer, zerren ihn gegen die Tür.

„Affenbande!" hört man noch einmal Frentags Stimme wütend den Lärm überschreien. Er wehrt sich ernstlich mit Fäusten und Ellenbogen. Ein paar gutgezielte Boxhiebe entfachen die Empörung zu heller Wut.

„Raus! Werft ihn vor die Tür!"

Zwei Minuten lang ist das Lokal ein wüster Knäuel von schlagenden, drängenden, stoßenden Menschen. Dann wird die Tür weit aufgerissen — von vier, sechs kräftigen Armen gepackt, fliegt Max Frentag in großem Bogen hinaus.

„Erledigt! Der ist versorgt und aufgehoben!" Die Gäste schließen die Tür und drängen mit erhitzten Gesichtern wieder um die Bar. „Eine neue Lage, Fräulein Zoe! Und kümmern Sie sich nicht um die dummen Reden Frentags. Sie sehen ja, wir lassen nichts auf Sie kommen!"

Frentag war betrunken. Passen Sie auf, Zoe, morgen kommt er reumütig zurück und leistet Abbitte."

Zoe van Doemen steht noch immer da und hält Franz Mokats Diamantenbeutel mit ihren schlanken Fingern umklammert. Ein heller, gläserner Ton bricht plötzlich aus ihrer Kehle, der wie ein Weinen klingt.

„Die Diamanten!" sagt sie dann, sich mühsam zusammennehmend und mit sprühenden Augen in die lachenden, kampfgeröteten Gesichter der Männer starrend. „Meint ihr, ich kenne sie nicht, die tausendmal verfluchten Gittersteine! Mein Vater ist daran zugrunde gegangen! Hunderte hab ich da drunten im Süden ihrem Fluch verfallen sehen! Mein — das geht keinen etwas an, aber einmal schon haben die Teufelssteine mir mein Leben zerstört!" Zoes Stimme wird fast zu einem Schreien. Ihr ganzer Körper zittert wie ein schlanker Baum im Sturmwind. Unheimlich allein ihre Augen. „Verflucht sind die Gittersteine! Man sollte sie allesamt ins Meer versenken! Oder sie liegen lassen im Schoß der Erde, statt ihnen nachzujagen! Nichts wie Unglück und Elend bringen sie uns! Machen die besten Freunde zu Todfeinden! Wecken Neid, Haß, Gemeinheit und Mord! Und ich sollte . . . Wißt ihr, was ich mir aus dem Dreck da mache?"

Noch ehe die Männer, völlig überrascht von dem wilden Ausbruch, sie hindern können, hat Zoe van Doemen den Beutel Mokats mit leidenschaftlichem Schwung weit in das Lokal geworfen, daß die Diamanten nach allen Richtungen unter Stühle und Tische kollern.

„Das mach ich mir aus dem Teufelszeug!"

„Hallo! Aber Zoe! Wer wird denn . . ."

Ein Rennen und Bücken hebt an. Man klaubt mühsam die Steine zusammen und gibt Franz Mokat den Beutel zurück. Der Zollinspektor Hamman nimmt die zitternde Hand Zoes und tätschelt sie väterlich. „Ruhig Blut, Kindchen, immer ruhig Blut! Denken Sie nicht mehr an den Frentag, sondern schenken Sie uns mal für einen neuen Whisky ein. Das beruhigt."

Käh, wie er gekommen, verebbte Zoe van Doemens Ausbruch wieder. „Sie haben recht, Herr Hamman", sagt sie ganz rubig. „Es verlohnt sich wirklich nicht. Wieviel darf ich einschenken? Für alle?"

Vater Gupke, den der wilde Lärm vorhin herbeigelockt hat, stellt mit Befriedigung fest, daß Zoe sich beruhigt hat und wieder in gewohnter Weise ihres Amtes waltet. Unter den Gästen entsteht nachträglich eine laute Meinungsverschiedenheit darüber, ob Frentag vorhin betrunken gewesen ist oder nicht. Ein paar Minuten lang hat Zoe die Hände frei und sitt hinter der Bar sich selbst überlassen, und in diesen Minuten suchen ihre Augen wie unter einem Zwang Franz Mokat.

„Ich bin so glücklich", sagt Mokat heiser und tastet unsicher über die Bar hinweg nach Zoes Hand.

„Warum, Herr Mokat?" Zoe sieht ihm ernst in die glänzenden Augen. „Weil ich Ihre Diamanten nicht haben will?"

„Nein. Doch! Jawohl, Fräulein Zoe!" Die Tatsache, daß sie ihm freundlich ihre Hand läßt, macht Franz Mokat so kühn, daß er schwerfällig ausspricht, was ihn schon die ganze Zeit über bewegt hat. „Sie haben recht. Die Diamanten sind . . . sind Teufelssteine. Ich hab das selber klar genug empfunden, als ich sah, wie die Menschen da oben zu Tieren wurden wegen dieser glitzernden Steinchen. Aber daß auch Sie das fühlen, das . . . das macht mich eben so . . . glücklich."

Ein warmer herzlicher Schein klebt in dem Blick, mit dem Zoe den Bahnarbeiter ansieht. Unwillkürlich schließen sich ihre Finger um die harte Arbeitshand. „Sie teilen also nicht die Ansicht Ihres Freundes über mich, Herr Mokat?"

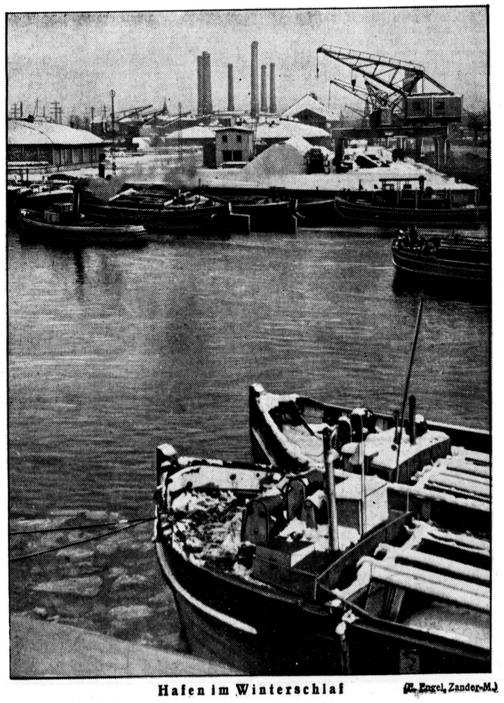
„Frentag meint es nicht so", sagt Franz eifrig. „Er ist manchmal ein wenig aufbrausend, aber sonst ein guter Mensch. Er muß vorhin wirklich zu viel getrunken haben, denn sonst . . . wie könnte er sonst etwas so Lächerliches- so . . . Sündhaftes über Sie sagen!"

„Es tut Löwen also nicht leid, daß Sie die Felder an Staupe verkauft haben?"

„Aber nein, Fräulein Zoe! Im Gegenteil! Bedenken Sie doch, ich bin doch dadurch reich geworden! — Reich" wiederholt Mokat fast andächtig und hält noch immer die Hand Zoes fest, ohne es selbst zu wissen. „Ich kann jetzt heimfahren nach Deutschland und mir dort ein Häuschen kaufen oder einen Laden aufmachen. Möchten Sie wohl auch gern übers Meer zurück, Fräulein Zoe?"

„Nein", sagt Zoe sinnend, „das kann ich nicht sagen. Ich habe keine Angehörigen mehr drüben und . . . nein, ich möchte schon lieber in Afrika bleiben."

„Ich kann mir auch hier im Lande eine Farm kaufen", lüft Franz Mokat hervor, sich zurück mal aus den Klauen der liebenswürdigen Sirene . . ."



Hafen im Winterschlaf (E. Engel, Zander-M.)

(Fortsetzung folgt.)

Welt der Frau

Deutsche Werkstoffe im Haushalt

Der Fisch gibt uns Eiweiß und Leder
Holz und Porzellan an Stelle von Metall

Am 11. Januar 1938 wurde durch den Chef des Amtes für deutsche Roh- und Werkstoffe, Oberst des Generalstabs Löb, im Haus des Handwerks die 5. Wanderausstellung „Deutsche Werkstoffe im Handwerk" eröffnet.

Das Interesse der deutschen Hausfrau ist stets wach, wenn es gilt, eine Neuerung, die ihr Arbeitsgebiet betrifft, zu begutachten, aufzunehmen oder zu verdammen. Als die ersten Stoffe mit Zellwollbeimischung auf den Markt kamen, waren lebhafte Stimmen zu hören, die ihre Meinung meistens noch skeptisch, zum mindesten vorsichtig äußerten. Inzwischen hat sich die deutsche Frau von der Brauchbarkeit der neuen Textilien überzeugt, die ihr täglich beweisen, wie schön, wie haltbar, wie warm und wie angenehm im Tragen sie sind.

Die Bewunderung, die die Erfindung der neuen Faiern auszulöst hat, wird noch größer, wenn man jetzt sieht, wie die Versuche, auch auf allen anderen Gebieten die ausländischen Rohstoffe durch deutsche Stoffe zu ersetzen, zu Erfolg geführt haben. Als sei dieser Druck von außen nur nötig gewesen, um den deutschen Erfindergeist zu ganz außerordentlichen Leistungen anzufachen und praktische Ergebnisse zu finden, die uns in sozialen Zeiten vielleicht für immer voreinhalten geblieben wären.

Unter denen, die zur Mithilfe aufgerufen sind, ist das Handwerk — als steter Helfer bei den Nöten im Haushalt — die Stelle, die zum großen Teil die neuen Werkstoffe in den Gesichtskreis der Hausfrau bringen wird. Manches ist ihr ja schon ganz vertraut, wie z. B. die Verwendung von Cellophan- und Kunstdärmen statt der bisher jährlich für 85 Millionen RM eingeführten Naturdärme. Auf dem Gebiete der Ernährung hat sich als Neuerung weiterhin die Gewinnung und Verwendung von Fischeiweiß gezeigt. Bisher wird Fischeiweiß erst in den Großbetrieben des Bäckerhandwerks verbraucht, wo es sich sehr gut bewährt. Die Hausfrauen haben schon davon den Vorteil, daß die sonst in den Bäckereien verbrauchten Eier für die Haushalte frei werden. 1 Kilogramm Fischeiweiß hat einen Nutzwert von etwa 300 Eiern! Die Befürchtung, daß es nun Kuchen mit Fischgeschmack gäbe (das Fischmehl von früher ist noch in schlechter Erinnerung), ist unnötig; Fischeiweiß ist in Geruch und Geschmack absolut neutral — wie jeder, der es einmal versuchte, bestätigen kann. Es verträgt sich gut mit Fett, läßt sich sogar schnell zu schnittfestem Schnee schlagen und eignet in allen Fällen Fett, Eier und Sahne.

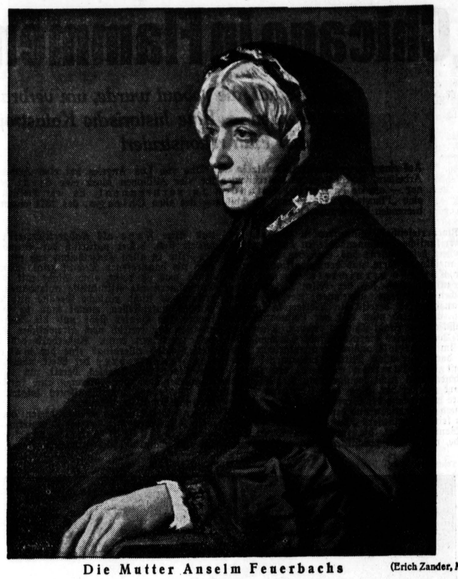
Der Fisch trägt außerdem seine Haut zum Markte und läßt daraus Fischpergament und Fischleder gerben. Handwerklich einbindende Bücher in allen Arten und Farben lassen auf der Fläche des Deckels die schönen Zeichnungen verschiedener Fischarten erkennen. Schuhe, Handschuhe, Handtaschen, Gürtel aus Fischleder sind so schön, daß man sich gut vorstellen kann, daß sie binnen kurzem ein begehrter Modeartikel werden. Der Zweifler will Einwände gegen die Haltbarkeit erheben? So soll er versuchen, ein Stück Fischleder zu zerreißen, und er wird durch einen entsprechenden Versuch eines Besseren belehrt werden. So fest ist es durch das Gerben geworden. Besätze aus Fischhaut — ein Kabeljauxkragen auf einer Damenlederjacke — geben der Kleidung eine besondere, abwechslungsreiche Note; der Preis ist nicht höher als der eines anderen guten Leders.

Das Pinsel- und Bürstenmacherhandwerk bezieht neue Rohstoffe aus der deutschen Walfangerexpedition. Die Schrubber, Handfeger, Kardätschen mit Walbarten („Fischbein") haben gegenüber dem früher verwendeten Material eine dreifache Lebensdauer; sie sind so wunderbar hart und biegsam, daß man mit ihnen auch dem dichten Schmutz den Garaus machen kann. Bürsten und Besen werden aus dem neuen Werkstoff „Marena", der aus Hautresten von Tieren gewonnen ist, hergestellt.

Noch einige veränderte „Gesichter" wird die Hausfrau bald in ihrer Küche sehen: Waschbottich und Eimer werden aus Holz sein, und auch die großen Milchkannen auf dem Lande werden statt aus Metall aus Holz gearbeitet. Der neue hölzerne Waschbottich kann auch durch das Eintrocknen des Holzes nicht undicht werden, denn eine Feder im Umfassungsring schiebt die einzelnen Latten immer wieder fest aneinander. Die Milchkannen sind innen mit einer Art Emaillelack, aus deutschen Werkstoffen hergestellt, überzogen. So kann die Milch nicht in die sonst poröse Oberfläche des Holzes eindringen.

Wenn die Hausfrau sich einen Klempner oder Installateur kommen läßt, um ein neues Rohr legen zu lassen, wird sie mit Interesse zusehen, wie er statt der gewohnten Blei- und Eisenrohre jetzt Rohre aus Porzellan und Nipolam anlegt. Der Elektriker verbraucht statt Kupfer und Eisen jetzt Leichtmetalle, statt Gummi und Seide Kunst- und Spinnstoffe.

Was alles wird überhaupt aus Leichtmetallen angefertigt? Magnesium gegossen nimmt äußerst präzise Formen an und kann deshalb zu Maschinenteilen (Schreibmaschinen, Gestelle für Radioapparate usw.) verwendet werden. Es bildet die Bauung des Fernrohres und hat eine durchaus günstige Festigkeit für Haus-, Tür- und Schuppen-Schlüssel. Bei allem praktischen Denken bewährt sich die Hausfrau immer die Liebe und den Sinn für das Schöne. So wird sie auch nicht achtlos an den kunsthandwerklichen Schaffen vorübergehen. Tag Kunsthandwerk hat bermerkt, diese schönen Gegenstände aus dem deutschen Werkstoff Aluminium herzustellen. Leicht gehämmert oder ganz glatt, matt oder ganz glänzend zeigen sie alle Schönheiten auf, die uns an Dingen ihrer Art aus Zinn oder anderen Metallen erfreuen.



Die Mutter Anselm Feuerbachs (Erich Zander, M.)

Verwendung von Bratenresten

Es ist für die Hausfrau auf jeden Fall praktisch, für das Mittagessen am Sonntag ein größeres Stück Fleisch zu braten. Wenn auch die Ausgabe etwas größer ist, hat sie dafür die Annehmlichkeit, an den nächsten Tagen nur sehr wenig für das Mittagessen ausgeben zu brauchen und zudem bei der Bereitung weitaus an Zeit zu sparen. Besonders Kalbsbraten und Schweinebraten lassen sich gut wieder verwenden, aber auch Wildbraten der verschiedenen Art kann gar nicht lange genug reichen.

In Norddeutschland ist es vielfach Sitte, am Montag den übrig gebliebenen Braten aufzuschneiden und ihn kalt zu Tisch zu bringen, mit warmen Kartoffeln und warmer Soße. Wer das nicht mag, muß ihn auf andere Weise verzehren.

Rinderbraten, sowie auch Wildbraten, schneidet man in Scheiben und wärmt sie in der Soße, ja man sagt diesen Bratenarten, nicht mit Unrecht nach, daß sie auf diese Weise gewärmt besser schmecken als frisch gebraten. Rinderfilet und Roastbeef dagegen darf man nicht in der Soße wärmen. Diese erwärmt man an heißen, indem man sie in Scheiben geschnitten, in eine verdeckte Schüssel tut und die Schüssel im Wasserbade erhitzt. Auf diese Weise schmeckt der Braten wie frisch. Andere Teile des Bratens verwendet man als Aufschnitt und begrüßt gern diese Abwechslung im Brotbelag.

Wenn man mittags zu dem gewärmten Braten irgend ein frisches Gemüse bereitet, wird schon dadurch eine gewisse Abwechslung geschaffen.

Die Teile des Bratens, die sich nicht zu guten glatten Scheiben schneiden lassen, verarbeitet man auf andere Art.

Bouletten. Man läßt die Bratenreste, gleich welcher Art, es können auch verschiedene Fleischarten gemischt sein, durch die Hackmaschine gehen, wobei man gleichzeitig eine geschälte Zwiebel mit durchdreht. Nun würzt man die Masse mit Salz und ein wenig Pfeffer, gibt Semmelmehl hinein, sowie ein Ei, knetet den Teig gut durch und formt flache Bouletten daraus, die man in Mehl wälzt und in Fett schön braun brät. Man gibt ein Gemüse, zum Beispiel Rosenkohl, in die Mitte einer Schale, arrangiert die Bouletten ringsherum und reicht dazu eine Soße, die man aus einer Mehlschwitze bereitet. In 40 Gramm Butter (Margarine) schwitzt man einen gestrichenen Eßlöffel Mehl, gibt einen gehäuften Teelöffel Paprika hinein, zwei kleine, feingewiegte Zwiebeln, ein kleines Lorbeerblatt, etwas feingewiegte Petersilie und Thymian, einen Löffel Essig und eine kleine Schinken- oder Speckschwarte. Man gibt eine Tasse Wasser hinzu, läßt die Soße gut zugedeckt etwa zehn Minuten auf kleinem Feuer kochen und seiht sie dann durch.

Fleischpudding. Feingewiegte oder durch die Hackmaschine gedrehte Bratenreste werden mit halb soviel gekochtem, trockenem Reis und so viel Mayonnaise gemischt, daß alles gut gebunden ist. Nun spült man eine glatte Form oder Schüssel mit kaltem Wasser aus, tut die Masse fest hinein, bedeckt sie mit einem Teller, auf den man ein Gewicht stellt, und läßt sie etwa 8 Stunden recht kalt stehen. Dann stürzt man sie auf eine flache Schale, umlegt den Pudding mit einem Kranz aus hartgekochten, grobgehackten Eiern, Bratkartoffeln und Gurkenscheiben.

Kalter Rinderbraten mit Tatarensoße. Der kalte Rinderbraten wird in möglichst dünne Scheiben geschnitten, die zusammengerollt werden. Auf eine flache Schüssel tut man in die Mitte hergartig aufgehäuft einen nicht flüssigen Kartoffelsalat, dem einige Scheiben gekochter Sellerie beigemengt sein kann. Ringsherum ordnet man die Fleischrollen an und garniert das Ganze mit Gurken und Tomaten. Man gibt eine einfache Mayonnaise dazu, die man mit feingeschnittenen Gurken oder Kapern gemischt hat.

Reste von Hammelbraten. Das Fleisch wird durch die Hackmaschine gedreht und mit gekochtem Reis gemischt (es muß ein viertel soviel Reis sein wie Fleisch), und dann so viel Currysoße, daß es einen festen Teig gibt. Man rührt ein Eigelb hinein, und wenn diese Masse ganz kalt ist, formt man sie zu Bällchen die man in Eiweiß und geriebenem Semmelmehl wälzt und in schwimmendem Fett goldbraun bäckt. Man reicht Gemüse dazu.

Als was gehe ich auf den Maskenball

Praktische Winke für alle — Vorsicht bei der „Hosenrolle!" — Karnevalskostüme für Kinder

Die Hochflut der Karnevalsfeste steht noch bevor, wer also noch nicht mitgetan hat beim Fasching, hat immer noch Gelegenheit. Sonne, Sterne, Vakuole, Variation, Flitterstoff, alle Farben und Stoffe stehen zur Verfügung, und die Phantasie kann sich entfalten. Es gibt nichts Schöneres für die Frau, als sich einmal ganz so anziehen zu können, wie sie selber mag, ohne Rücksicht auf Modekommandos, nur geleitet von der Frage: Was steht mir am besten? Wie sehe ich am hübschesten aus?

Wer die „Hosenrolle" liebt, geht vielleicht als der beliebte Rosenkavalier, — nicht neu, aber immer kleidsam, vorausgesetzt, daß man „die schönsten Beine der Welt" hat. Stöckelschuh und Seidenstrumpf, ein Frackostüm aus gleißend weißem Atlas, ein duftiges Spitzenjabot, in dem ein paar koltbare Karnevalsdiamanten flimmern, und auf dem Kopf die Puderperücke und der Dreispitz . . . unwiderstehlich. Auch Pagenkostüme sind kleidsam und hübsch.

Wer lange Hosen anziehen möchte, kann Zeitungsjungen, Liftboy, Gärtnerburschen, Postboten und dergleichen darstellen. Auch der Kaminkehrer ist nicht unbeliebt und kann, in glänzend schwarzer Seide, mit engem schwarzem Mützchen, allerliebst aussehen.

Unter den Volkstrachten sind die Holländerinnen besonders kleidsam, die weiße Spitzenhaube gibt einen allerliebsten Rahmen. Für Blauäugige besonders zu empfehlen. Gerade bei den Trachten soll man sich ein wenig nach seinem eigenen Typ richten. Eine hellblonde, blauäugige Spanierin ist zum Beispiel ebenso wenig stilvoll wie eine glutäugige, schwarzhaarige Schwedin.

Das gleiche gilt bei der Wahl historischer Kostüme, die sehr schön und reizvoll sein können, wenn sie irgendwie der Trägerin angemessen erscheinen.

Aeltere Frauen, die sich noch einmal von der Luft, sich zu kostümieren, erfassen lassen, brauchen ja nun nicht gerade als Schutzmädel mit Hängeröpfen, kurzen Lederhosen-kleidchen und der Puppe im Arm aufzutreten, sondern es gibt für sie zum Beispiel sehr schöne altfränkische Kostüme, — sie brauchen nur einmal die Frauen auf alten holländischen Bildern zu betrachten, und sie werden gleich finden, was zu ihnen paßt.

Die Welt des Märchens gibt uns weitere Möglichkeiten. Für die ganz Jungen kann Rotkäppchen eine reizende Maske sein, Schneewittchen, Schneeweiß und Rosenrot, Dornröschen und viele andere mehr. Feen und Prinzessinnen kann man zu dem beschwingten Leben der Nacht erwecken. Man kann Frühling, Sommer, Herbst und Winter darstellen, Schneeflocke und Tautröpfchen, Wolke und Sonne, Mond und Sterne.

Auch die Kinder wollen ihr Kostümfest haben, und hier sind es besonders die Blumen, die sich reizend darstellen lassen, oft mit ganz geringen Mitteln, was ja doch wesentlich ist. Hier sei nur kurz ein „Schneeglöckchen" skizziert. Man verwendet

„Chicago in Flammen"

Eine Stadt, die gebaut wurde, um verbrannt zu werden – Eine historische Katastrophe für den Film rekonstruiert

Auf einem ausgedehnten Golfplatz in der Nähe von Los Angeles hat eine Armee von Arbeitern, Ingenieuren und Architekten für vier Millionen Mark eine Stadt gebaut, nur — um sie in wenigen Stunden zu verbrennen! Es war freilich nur eine „Filmstadt", eine getreue Nachbildung des alten Chicago, das 1871 einem verheerenden Brand zum Opfer fiel.

Zwei riesenhafte Katastrophen sind es, die amerikanische Millionenstädte in der Vergangenheit heimsuchten: das Erdbeben, das San Franzisko zerstörte, und der gewaltige Brand, der Chicago vernichtete. Es war vorauszusehen, daß sich der Film dieser historischen Vorgänge annehmen werde. „San Franzisko" ist bereits ein Welterfolg geworden, nun wird man auf der Leinwand das Schicksal der Stadt Chicago erleben. Man hat bei Los Angeles die alte Stadt Chicago, wie sie im Jahre 1871 aussah, neu aufgebaut und sie dann mit allen Mitteln moderner Regiekunst in Flammen gesetzt, ein Unternehmen, das nicht weniger als 4 Millionen Mark gekostet hat. Nach dem Urteil der Fachleute wird jedoch der Großfilm „Chicago" diese Kosten rechtfertigen und den erfolgreichen Spuren seines Vorläufers „San Franzisko" folgen.

Wenn Chicago, die fünftärkste Stadt der Erde, mit seinen prächtigen Bauten, den breiten Straßen und den herrlichen Parkanlagen am romantischen Michigansee, heute als der Typus der modernen amerikanischen Großstadt gilt, so verdankt es diesen Umstand in gewissem Sinne einer — Kuh, die am 8. Oktober 1871 scheu wurde und eine Öllampe umwarf. Die kleine Flamme entwickelte sich zu einer gewaltigen Brandfackel, die 48 Stunden lang loderte und fast die ganze Riesenstadt in Schutt und Asche legte. So gab die einfältige Kuh einer Frau O'Leary ungewollt den Anlaß zu einem der größten Brände, die je die Welt heimgesucht haben, aber auch zum Neuaufbau einer Stadt, die zur modernsten des amerikanischen Kontinents wurde. Chicago, das aus dem kleinen Fort Dearborn entstand, war noch im Jahre 1830 ein Dorf mit 12 Häusern und 70 Einwohnern. Als 40 Jahre später der Brand aufloderte, lebten hier bereits 300 000 Menschen, und heute zählt Chicago 3,5 Millionen Einwohner und ist der Hauptort des mittleren Westens der USA.

Jeanette Mac Donald
in dem neuen Film „Maienzeit"

10 000 Statisten sprangen in den Michigansee

Es ist selbstverständlich, daß jener Kuh der Mrs. O'Leary, die, Werkzeug einer höheren Fügung, das alles verschuldet hat, auch in dem „Chicago"-Film eine entsprechende Rolle zufällt. Den Mittelpunkt der ganzen Handlung, in die Tyrone Power als O'Leary junior und Alice Faye als Kabarettsängerin verwickelt sind, bildet natürlich der Brand, den der Film in allen Einzelheiten und mit einer noch nie dagewesenen Technik zeigt. Man bedenke, was es heißt, eine Stadt mit 300 000 Einwohnern als Filmkulisse aufzubauen. Da genügte es nicht, einfache Gerüste mit Pappwänden aufzustellen, zumal man ja in das innere der Häuser sieht und die Rettungsarbeiten der freilich noch altmodischen Feuerwehr verfolgen kann. Außerhalb des Bildkreises stand allerdings eine Zahl modernster Feuerwehren der Welt, nämlich die der Stadt Los Angeles, bereit, um darüber zu wachen, daß die Flammen auch tatsächlich den Weisungen des Regisseurs folgten und keinen Schaden anrichteten.

Ganz Los Angeles erlebte diesen beispiellosen Filmbrand mit, der die Mitwirkung von mehr als 10 000 Statisten erforderte. Als sich nämlich das historische Feuer, von einem Tornado aufgepeitscht, mit rasender Geschwindigkeit verbreitete, konnten sich Tausende und Abertausende nur retten, indem sie in den Michigansee sprangen, wo sich ein erbitterter Todeskampf um die viel zu wenigen Schiffe entwickelte. Frauen und Kinder ertranken. Männer schwammen um ihr Leben, unbeschreibliche Panikszenen spielten sich ab, die jenen bei dem Erdbeben in San Franzisko aufs Haar ähnlich. Auf der anderen Seite versuchten heldenhafte Truppen, an der Spitze der alte Haudegen des Bürgerkrieges, General Phil Sheridan, zu retten, was zu retten ist, und brennende Gebäude mit Dynamit in die Luft zu sprengen, um die lodernde Fackel einzudämmen. Alle diese Szenen zeigt der Film mit einer geradezu unheimlich anmutenden Realistik.

Flammen, die Millionen kosten

Es gibt nur noch wenige Menschen im heutigen Chicago, die den Brand von 1871 miterlebt haben und sich aller Einzelheiten erinnern. Selbstverständlich hat der Film diese Veteranen in seine Dienste gestellt, um Szenen, die sie aus ihrer Erinnerung hervorholten, den tatsächlichen Vorfällen nachbilden zu können. Hat es sich doch in solchen Fällen stets gezeigt, daß die Wirklichkeit dramatischer und ergreifender ist als die kühnste Phantasie eines Filmautors. Die Gesamtkosten des „Chicago"-Films werden mit 8 Millionen Mark angegeben, von denen, wie bereits erwähnt, 4 Millionen allein auf die Darstellung des Brandes fielen. In wenigen Stunden fraßen die Flammen, dirigiert und geleitet von den berühmtesten Brandsachverständigen der Vereinigten Staaten, diesen Millionenbetrag, wobei sie allerdings den 200 Filmkameras, die das schaurige Ereignis aus allen Winkeln festhielten, unschätzbare wertvolle Bilder zurückließen.

Der Golfplatz, auf dem sich die Szene abspielte, war durch Polizeitruppen in einem Umkreis von 10 Meilen abgesperrt worden, um die Zuschauer in vorsichtiger Entfernung zu halten, die gesamten Sanitätskolonnen von Los Angeles waren ausgerückt, denn es gab, wie es bei derartigen Sensationsaufnahmen nie ganz vermieden werden kann, eine Reihe von Schwer- und Leichtverletzten unter der Komparserie, die Brandwunden davontrugen. Todesopfer war nur ein einziges zu beklagen, nämlich die — Kuh, die, verfolgt von der auf Kraftwagen montierten Kamera, tatsächlich in die Flammen hineinlief und nicht mehr zu retten war. Immerhin hatte sie vorher ihre „Starpflichten" erfüllt und sich um das Zustandekommen des eindrucksvollen Werkes hinreichend verdient gemacht.

Es leuchten die Sterne...

Jannings, Trenker, Gründgens und Forst als Edelkomparsen. – Alles, was Namen hat, spielt mit. – Liebeneiner dreht „Yvette". – Käthe Dorschs neue Rolle. — Paul Lieberenz fährt nach Afrika

Ferletts neuer Film „Es leuchten die Sterne" ist wohl der interessanteste Film, den man seit Wochen im Atelier sah. Hier wird einmal etwas ganz Neues versucht. In diesem Film wirken sämtliche Stars der Tobis mit, und man wird hier nicht nur die berühmten Darsteller in kleinen und kleinsten Rollen sehen, sondern auch die bekannten Musiker, Kameraleute, Regisseure und Tänzerinnen werden in dem Film mitwirken.

Ferlett, der Meisterregisseur von „Trura", hat sich eine ausgezeichnete Idee einfallen lassen. Er will einen Film vom Film drehen. Die Welt des Filmateliers soll selber einmal Gegenstand der Verfilmung sein. Wir werden also Produktionsleiter, Schauspieler, Kameraleute, Maskenbildner, Komparsen bei ihrer täglichen Arbeit beobachten und als besondere Ueberraschung auch noch eine ganze Reihe unserer bekanntesten Schauspieler und Regisseure in kleinen Ausschnitten, kurzen Szenen im Atelier oder im Privatleben zu sehen bekommen.

Es ist natürlich nicht so, daß Ferlett diese Unzahl von Einzelszenen mit allen bekannten Schauspielern nur dreht, um sie dann zu einem Mosaik des Filmateliers, zu einer reinen Reportage des Atelierbetriebes zusammenzusetzen. „Es leuchten die Sterne" hat bei aller Vielfalt der Nebenhandlungen, Improvisationen und Ausschmückungen doch ein festes Handlungsgerippe, das den ganzen Film in einem spannenden und erregenden Handlungsablauf zusammenhält. Es geht um die Geschichte einer jungen Komparsin, die Karriere macht. Die junge Schwedin Vera Bergmann wird diese Rolle spielen.

In den großen Filmateliers in Neubabelsberg oder Johannisthal kann es geschehen, daß man Jannings oder Birgel begegnet, oder George und Lilian Harvey oder Willy Fritsch in der Kantine sitzen sieht. All dies zeigt natürlich Ferlett auch in seinem Film, der so die Welt des Films und die Geschichte einer Komparsin in ihrer natürlichen Umwelt filmen will. Blickt man in eine Halle nebenan, so wird vielleicht Harry Piel oder Walter Janning Liebenier oder Prof. Froelich gerade einen Film drehen. Diesen kleinen Spaziergang in die Nachbarhalle oder in die Garderobe zu Forst oder zu Gründgens macht natürlich Ferlett in seinem Film ebenfalls mit, so daß es für den Zuschauer immer neue Ueberraschungen geben wird, und er wirklich einmal auf diese Weise wie „einer vom Bau" hinter die Kulissen des Films sehen und die berühmtesten und besten deutschen Schauspieler und Schauspielerinnen bei ihrer Arbeit beobachten kann.

Während die Szenen mit Luis Trenker, Käthe Dorsch, Luise Ullrich, Willi Forst, Gustav Fröhlich usw. bereits gedreht sind, hat nun Ferlett ein paar Tage mit den bekanntesten deutschen und ausländischen Tänzern und Tänzerinnen die Tanz- und Balletteinzenen des Revue-Films gefilmt. Auch hier hat er sich originelle Einzelszenen ausgedacht.

Neben dem Ferlett-Film entsteht im Tobis-Atelier in Johannisthal noch ein anderer Film, der besonderes Interesse beanspruchen darf. Wolfgang Liebeneiner dreht hier seinen dritten Film „Yvette" nach einer Novelle von Maupassant. Liebeneiner hat eine ungewöhnliche Karriere gemacht und ist heute eine unserer größten Hoffnungen für den deutschen Film.

„Versprich mir nichts" und „Der Mustergatte" waren die beiden ersten so erfolgreichen Regiearbeiten Liebeneiners. Jetzt arbeitet er an seinem dritten Film „Yvette". Käthe Dorsch spielt die weibliche Hauptrolle. Es ist interessant, daß die Dorsch, die eben im Staatstheater mit der Kameliendame geradezu unwahrscheinliche Erfolge errang, hier im Film eine ähnliche Rolle zu gestalten hat. Die junge Tochter Yvette, die von dem Lebenswandel ihrer Mutter keine Ahnung hat und bei der Entdeckung plötzlich vor furchtbare Gewissensnöte und Entscheidungen gestellt wird, wird von Ruth Hellberg, der Leipziger Schauspielerin und heute Frau Liebeneiner, dargestellt. Die beiden männlichen Gegenrollen spielen Johannes Riemann, den man damit seit langer Zeit zum erstenmal wieder im Film sehen wird, und Albert Matterstock. Auch dieser junge Bayer hat eine ungewöhnliche Karriere gemacht. Er erhielt in „Land der Liebe" als erste Filmrolle gleich die Hauptrolle, die aus dem noch eine schwierige Doppelrolle war, spielte dann in Manege, kam zu Forst, spielt jetzt bei Liebeneiner und wird auch im nächsten Forstfilm die Hauptrolle bekommen. Ein Tempo und eine Arbeitsleistung, die Achtung abnötigen.

*

Kaum ist die Ufa-Expedition mit Willy Birgel und Brigitte Horney aus Afrika zurück, begibt sich schon wieder eine Filmexpedition nach Afrika. Diesmal werden aber keine Schauspieler mitfahren, Max will nur Außenaufnahmen aus dem ehemals deutschen Kamerun für den Terra-Film „Eine Frau geht in die Tropen" machen. Der bekannte Afrikaforscher Paul Lieberenz wird die Expedition leiten und an Ort und Stelle auch gleich einige Kulturfilme drehen. Regieassistent Roger von Norman wird ihn mit den Kameraleuten des neuen Films begleiten. Der Film, der dann in etwa sechs Wochen ins Atelier gehen wird, wird die erste Regiearbeit von Harald Paulsen sein. Als Vorbereitung für seine neue Aufgabe bei Paulsen die Dialogregie in dem neuen Pola-Negri-Film „Die fromme Lüge" übernommen, in dem der Italiener Nuncio Malasomma die Spielleitung inne hat. Es ist ein Film, der durch das Kolonialthema und das ausgezeichnete Drehbuch besondere Beachtung verdient.

Im Mittelpunkt: Ein Frechdachs Phot. Ufa
Szene mit Traudl Stark und Wolf Albach-Retty aus dem Film „Liebling der Matrosen"

Haus, Hof und Garten

Wirtschafts- und Rassezucht bei Enten

Die Entenzucht verlangt reichliche Raum- und Auslaufverhältnisse. Die Ente ist außerordentlich gefräßig, und wenn man ihr alles Futter aus der Hand reichen muß, verzehrt sie leicht mehr, als erwünscht ist, dafür jedoch frißt sie auch alles, selbst das, was die Hühner verschmähen, und findet bei freiem Lauf im Garten und Wiese sowie auf dem Wasser vieles, was sie bedarf. Die Ente wächst außerordentlich schnell heran und ist leichter als die Hühner aufzuziehen, da sie weniger empfindlich als diese und nicht leicht Krankheiten ausgesetzt ist. Frisches Wasser zum Trinken und Baden sollte jederzeit zur Verfügung stehen. Die Ente legt gewöhnlich bis 60 Eier. im Gewicht von 65 bis 90 g.

Ausgesprochen auf Eierleistung gezüchtete Stämme kommen oft wesentlich höher, allerdings auch nur bei einer Fütterung, die Eier zu erzeugen in der Lage ist.

Die Enteneier schmecken manchem weniger angenehm als Hühnereier, doch ist das Geschmackache, sie sind sehr fett und zum Kochen und Backen vorzüglich zu verwenden, weshalb sie auch von den Konditoren gern gekauft und wegen ihres größeren Gewichtes in manchen Gegenden höher bezahlt werden als Hühnereier. Rohe Enteneier sollten nicht genossen werden. Allein Entenfleischerzeugung als Hauptzweck der Haltung ist gewagt. Daher ist im letzten Jahrzehnt auch bei den Enten erhöhter Wert auf die Eiererzeugung gelegt und man hat auch hier angefangen mit Fallennestern zu arbeiten. Wettlegen wurden veranstaltet und so sind Leistungen von 200 Eiern und mehr auch bei Enten nicht mehr sehr selten. Ein Durchschnitt von 120 Eiern ist in geregelten Normalhaltungen üblich geworden. Außerdem liefert die Ente auch gute Federn, die den Gänsefedern kaum nachstehen. Schlachtenten sollten nicht bei lebendigem Leibe gerupft werden, soweit dies laut Tierschutzgesetz gestattet ist, weil der Gewinn an Federn durch den Verlust an Fleisch aufgehoben wird.

Wie es sehr viele Hühnerrassen gibt, so sind auch manche Entenrassen und Lokalschläge gezüchtet worden. Am stärksten traten in früheren Jahrzehnten die Peking- und Rouenenten hervor. Dann wurden die Rassen zu schwer, zu reuer im Futter, die Form wurde mehr beachtet als die Leistung, und so verdrängte in Wirtschaftshaltungen die leistungsfähige amerikanische Petingente die deutsch-englische Zuchtrichtung. Für den Wunsch nach mehr Enteneiern trat die Laufente in Erscheinung und dann die Khaki-Campbell-Ente. Aylesbury-, Orpington-, Schweden-, Cayuga- und andere Enten haben immer nur eine nebensächliche Rolle gespielt.

Meist sieht man die Enten durch Hühnerglucken oder durch den Apparat ausbrüten — Enten selbst brüten unzuverlässig — und von Glucken führen.

Junge Enten bedürfen mehr Weichfutter, vertragen aber gequollenes Futter als die Hühnerküken und benötigen immer zwischen dem Fressen Wasser. Im Alter von drei Wochen kann man die zur Zucht bestimmten Enten auf offenes Wasser lassen, doch sollte dieses nicht zu kalt sein. Tiere, die mit zehn bis zwölf Wochen aber schlachtreif sein sollen, läßt man besser nicht aufs Wasser, weil sie ohne Schwimmgelegenheit bei kräftiger Fütterung schneller wachsen und fett werden. Zuchtenten brauchen unbedingt Wasser, schon damit eine gute Befruchtung der Eier erzielt wird. Zu einem Erpel rechnet man drei bis sechs Enten, bei schweren Rassen weniger, bei leichten mehr.

Der Stall muß selbstverständlich zu ebener Erde liegen, sollte immer rattensicher sein und stets trocken gehalten werden. Matratzenstreu ist rassam.

Drei bis vier Enten brauchen ein Quadratmeter Stallfläche. Etwas ins Dunkle stellt man die einfachen Legenester.

Gute Enten, die auf Eierleistung gezüchtet sind, legen mit kurzen Unterbrechungen das ganze Jahr. Will man in der Hauptsache Eier erzielen, so wird man auch die Bruten wie bei den Hühnern verteilen und frühzeitig im Jahr mit der Brut beginnen. Sollen aber nur Schlachtenten für den eigenen Haushalt als Winterspeise erzielt werden, so genügt ein Schlupf im Juni. Schlachtenten zum Verkauf wiederum wird man so schlüpfen lassen, wie der Abnehmer Ware verlangt. Das wird oft so sein, daß die ersten Schlachttiere schon im Mai verlangt werden und daher die Enten im Februar schlüpfen müssen.

Khaki-Campbell-Ente

Laufente

Pekingente

Zeichnungen: Archiv M

Baut nur krebsfeste Frühkartoffeln an!

Es dürfte zur Genüge bekannt sein, welch großer Schaden dem deutschen Kartoffelbau durch die Kartoffel-Krebskrankheit alljährlich seit ihrem ersten Auftauchen im Jahre 1908 fortlaufend zugefügt wird. Und weiter, daß die üble Krankheit nur durch die alleinige Verwendung krebsfesten Saatgutes erfolgreich bekämpft werden kann. Mit dieser Erkenntnis, gewonnen durch wissenschaftliche Forschungen, war bisher theoretisch die Gefahr einer Vernichtung des deutschen Kartoffelbaues wohl gebannt, praktisch hätte sie indessen erst durch eine restlose Umstellung des gesamten Sortenmarktes sowie durch den vollzogenen alleinigen Anbau krebsfester Sorten beseitigt werden können! Diese Umstellung ließ sich aber leider nicht in kürzerer Zeit bewerkstelligen, denn einmal war der Vorrat bereits vorhandener krebsfester Sorten zur Deckung des Bedarfes ungenügend und zweitens fehlte es noch an einer Sortenauswahl für verschiedene Boden- und Klimaverhältnisse; drittens wäre eine durch Verordnung erzwungene plötzliche Umstellung des gesamten Kartoffelbaues für Handel und praktische Landwirtschaft von unabsehbaren Folgen gewesen. Eine Uebergangszeit war daher sehr erwünscht. Schließlich mußte jedoch die Umstellung in Saatguthandel und Anbau zu einem bestimmten Zeitpunkt auf Grund gesetzlicher Vorschriften einmal erfolgen, wenn man das Ziel der Unterdrückung der Kartoffel-Krebskrankheit erreichen wollte.

Dieser Zeitpunkt ist nunmehr durch eine Verfügung des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft bekanntgegeben worden. Nach ihr wird bestimmt: 1. Vom 1. Mai 1941 an darf nur Pflanzgut krebsfester Kartoffelsorten angebaut werden; 2. vom 1. Juli 1940 ab werden zum Saatguthandel allein krebsfeste Kartoffelsorten zugelassen, die in einer amtlichen Liste bekanntgegeben worden sind; und 3. für die tragende Sorte des „fünfzigfachen Kartoffelbaus", den krebsanfälligen Erstling, werden bereits im Frühjahr 1938 nunmehr 600 ha und für 1939 400 ha zur Bebauung freigegeben.

Die beiden ersten Verfügungen lassen noch für zwei Jahre eine gewisse Bewegungsfreiheit. Die dritte Verfügung dagegen fordert vom fünftigen Frühkartoffelanbauer sofortige Entschließungen, um ihm frühzeitig eine passende Erlasorte für den 1940 restlos verschwindenden Erstling zu beschaffen.

Als zum Vorkeimen geeignetste Ersatzsorte mit Erstlingsreife wird Aisches Frühmölle allgemein empfohlen. Sie ist nicht nur in mehrjährigem Versuchsanbau als sehr gut geeignet befunden worden, sondern sie wird bereits als Erstlingsersatz mit Erfolg zum fünftigen Frühkartoffelbau genutzt. Die Frühmölle ist krebsfest, sehr früh, oderschalig, hellgelbfleischig; sie liefert hohe Erträge bei guter Ertragstreue. Sie ist gegen Maifrost, Blattfäule und andere Krankheiten widerstandsfähiger als der Erstling. Ihr Geschmack ist gut. Als passende Kochzeit werden 20 bis 25 Minuten angegeben; 20 Minuten genügen nicht zum Durchkochen.

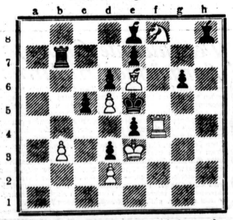
Als weitere krebsfeste Ersatzsorten, die sich bereits bewährt haben, sind zu nennen: Frühe Delikateß, Nordost, sie ist auch sehr früh, hellgelbfleischig und besitzt Erstlingsreife. Frühbote, Ragis, sehr früh, hellgelbfleischig; etwas später als Erstling reifend. Trotz einer späteren Reifung von wenigen Tagen gelten zum Frühkeimen als noch sehr geeignet: Aal, E. Modrows, eine anpassungsfähige, schorffeste, gelbfleischige, wohlschmeckende Speisekartoffel, Siegfinde, Böhms, früh, feine gelbfleischige Speisekartoffel für mittlere bis gute Böden.

Weiter darf eine Verfügung der Hauptvereinigung der deutschen Kartoffelwirtschaft vom 1. 11. 1937, die mit Genehmigung des Ministers für Ernährung und Landwirtschaft erlassen worden ist, nicht übersehen werden. Sie besagt, daß eine Neuaufnahme des Anbaus von Speise-Frühkartoffeln zu Erwerbszwecken und die Vergrößerung einer mit Speise-Frühkartoffeln bestellten Anbaufläche der Jahre 1936 oder 1937 der Genehmigung des zuständigen Kartoffelwirtschaftsverbandes bedarf. — Als Speise-Frühkartoffeln gelten alle vorgekeimten und nicht vorgekeimten Kartoffelsorten, deren Reife und Ernte in die Monate Juni und Juli fallen.

Pflege und Behandlung von Zimmervögeln. Bei der Haltung von Stubenvögeln werden bekanntlich die verschiedensten Leiden beobachtet. Schuppenbeine badet man in warmem Seifenwasser, und nach erfolgter Entfernung der erweichten Schuppen werden die Beine getrocknet und mit Vaseline bestrichen. Zur Entfernung der Milben bei Zimmervögeln empfiehlt sich die Anwendung von Insektenpulver. Die Behandlung ist jedoch nach zehn bis zwölf Tagen zu wiederholen. Die Vogelmilbe, die tagsüber in Ritzen und Spalten sich aufhält, wird bekämpft durch gründliche Reinigung der Käfige und Bespritzen mit einem leichten Oel und durch Bestreichen der Sitzstangen. Bei Ausfall der Federn kann die tägliche Beigabe von einem Tropfen Lebertran zum Futter versucht werden. Nachts ist es nötig, die Tiere zu bedecken, um sie warm zu halten. Krallen und Schnabel sind zu beschneiden. Knochenbrüche heilen verhältnismäßig schnell und leicht beim Geflügel. Zweckmäßiger Weise wird die Bruchstelle mit Watte bedeckt und mit Heftpflaster verklebt. Durchfall der Zimmervögel ist in der Regel bedingt durch falsche Diät oder durch verunreinigtes Wasser oder schließlich zu reichliche pflanzliche Nahrung. Verstopfung entsteht durch Sandmangel oder aber durch verunreinigtes Futter. l.k.

Kleiner Wink für die Hausfrau. Zwiebelgeruch an den Händen beseitigt man, wenn man dem Waschwasser eine kleine Menge Essig oder auch Senf beimischt.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung (17): Weiß (7): Kd3; Le6; Sf8; Tf4; Bb3, b2 und d5. — Schwarz (10): Ke5; Le8 und b8; Tb7; Bc5, d5, d6, e4, e7 und g6.

Vorsetzrätsel.

Gent — Buls — Horn — Ton — Hof — Tal — Rum — Lift — Tor — Ger — Wort — Land — Kant — Tracht — Stock

Vor jedes der vorstehenden Wörter ist eine der nachstehenden Silben zu setzen, so daß neue Wörter entstehen:

ei — bis — ein — ein — erb — ex — het — im — in — mol — na — ne — re — ro — se.

Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, einen Würzburger Bildhauer.

Silbenrätsel.

a — ba — be — chry — de — di — drei — dulb — ei — ein — er — fen — gau — ge — gie — gno — he — heu — in — le — lo — krebs — land — land — ler — li — mands — nat — ne — ner — nie — of — ort — prad — ran — re — re — rung — schrek — se — sied — so — spitz — tat — ter — tor — u — um — zent

Aus vorstehenden 49 Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Schiller ergeben.

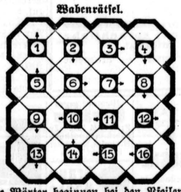
Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Langmut, 2. Nachtschattengewächs, 3. Edelgas, 4. religiöser Begriff, 5. grüne Pflanze, 6. Halbedelstein, 7. springendes Kerbtier, 8. Stätte eines Verbrechens, 9. alte Kopfbedeckung, 10. kleine Insel, 11. Spielleitung, 12. Gewichtsbezeichnung, 13. Meerestier, 14. Erziehungsanstalt, 15. Stadt an der Elbe, 16. chemischer Grundstoff, 17. das Gebiet zwischen den Fronten, 18. Krankheitsfeststellung.

Illustriertes Silbenversteckrätsel.

An Stelle der dargestellten Rätselbilder sind die betreffenden Wörter zu setzen. In jedem Wort ist eine Silbe versteckt, die im Zusammenhang in der Reihenfolge der Zahlen den Wahlspruch aller Deutschen im In- und Auslande ergeben.

Bilderrätsel.

Wabenrätsel.



Die Wörter beginnen bei den Pfeilen und sind im Sinne des Uhrzeigers zu lesen. Sie bedeuten: 1. Sitzgerät, 2. große Stube, 3. Zahlungsmittel, 4. Ackergerät, 5. Gesichtsteil, 6. Fluß in Belgien 7. Brettspiel, 8. anderes Wort für Paradies, 9. Glitzerwerk, 10. gepanzertes Kampffahrzeug, 11. Radteil, 12. kleiner Zinnbehälter, 13. Eisenbahnlastwagen, 14. Futtermittel, 15. sibirischer Strom, 16. Schalenfrucht.

Vorsetzrätsel.

Ort — Ger — Rache — Ill — Wein
Laube — Tat — Ase.

Den vorstehenden Wörtern ist je ein Buchstabe voranzusetzen, so daß man Wörter anderer Bedeutung erhält. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, einen deutschen U-Boot-Kommandanten.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Dg8—b7, Se3×b4 oder a, b, c; 2. Db7—e4†, Kd5×e4; 3. Sb5—c3 matt. a) 1. . . . , Lb8—f6; 2. Db7—b7†, Kd5—e6; 3. b4—b5 matt. b) 1. . . . , Lb8—b6; 2 Sb5—c3†, beliebig; 3. Db7—g7 oder e7, d7 matt. c) 1. . . . , beliebig; 2. Db7—f3, beliebig; 3. Df3—c3 matt.

Verbindungsrätsel: 1. Garonne, 2. Oldenburg, 3. Edam, 4. Toledo, 5. Helikon, 6. Erfurt. — Goethe: Egmont.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Buls, 4. Kamm, 7. Otter, 8. Rohe, 10. Baum, 12. Ire, 13. Tran, 15. Reue, 17. Antis, 19. Amur, 21. Tom, 22. Rose, 24. Afyl, 26. Erato, 27. Rien, 28. Ilse. — Senkrecht: 1. Birat, 2. Lob, 3. Stein, 4. Leder, 5. Ara, 6. Mumie, 9. Otranto, 11. Uruguay, 14. Ali, 16. Elm, 17. Arrak, 18. Stern, 19. Amati, 20. Rille, 23. See, 25. Sol.

Streichholzaufgabe: Man lege erst drei und dann noch sechs, so hat man drei und ein halbes Dutzend.

Vorsetzrätsel: Weste, Eloge, Rate, Wesel, Abart, Geiser, Trappe, Grad, Eger, Wende, Ilias, Norden, Kerz, Talk. — Wer wagt, gewinnt.

Magisches Flügelrätsel: 1. Grube, 2. Ronde, 3. Deneb, 4. Aehre.

Buchstabenrätsel: Wahrheit — wehrhaft.

Anekdoten

Kiepura kam von einer großen Tournee zurück. Im Speisewagen lernte er einen äußerst freundlichen Herrn kennen.

„Ich fühle mich sehr geehrt. Ihre Bekanntschaft zu machen", sagte der freundliche Herr.

Der Tenor lächelte geschmeichelt. „Hier ist es doch eben ganz anders als im Ausland. Können Sie sich vorstellen, daß es mir in Amerika eines Tages passierte, daß mich jemand fragte, wer ich sei? Mich fragte, wer ich sei!! Ich habe sehr kurz geantwortet: Kiepura — und bin weggegangen."

*

Professor Virchow fragte einen Kandidaten: „Was können Sie mir über die Funktion der Milz sagen?"

„Die Milz . . . ich . . . Herr Professor . . .", stammelte der Gefragte. „Ich kann mich im Augenblick nicht darauf besinnen, aber ich habe es gestern noch genau gewußt."

„Wie schade", meinte Professor Virchow sarkastisch. „Sie sind der einzige Mensch, der dieses Problem bisher gelöst hat, und ausgerechnet Sie müssen es wieder vergessen."

Die bösen Fremdwörter

In einer Schule sind zu wissenschaftlichen Zwecken die Augen sämtlicher Schüler durch Augenärzte untersucht worden. Dem Schüler Fritz gibt der Direktor der Anstalt folgenden Brief an seinen Vater mit: „Werter Herr! Die heute angestellte Untersuchung hat leider ergeben, daß Ihr Fritz hart zur Myopie neigt. Sie müssen etwas in dieser Sache tun."

Am nächsten Morgen brachte Fritz dem Direktor folgenden Antwortbrief des Vaters: „Werter Herr Direktor! Besten Dank für Ihre Nachricht. Ich habe meinem Sohne eine gehörige Tracht Prügel zuteil werden lassen und ich hoffe, er wird es nicht wieder tun. Sollte er dennoch sich wieder etwas zuschulden kommen lassen, so bitte ich um gefällige Mitteilung."

Geistreich

„Raten Sie mal, wer Nurmi das Laufen beigebracht hat?" — „Na?" — „Seine Mutter — als er laufen lernte!"

*

„Sie gehen nun schon lange genug in meinem Hause aus und ein, junger Mann. Entscheiden Sie sich endlich! Was wollen Sie: die Hand meiner Tochter oder den Fuß des Vaters?"

*

Auf dem Tisch stehen zwei Stück Kuchen, ein großes und ein kleines. „Na", lächelt die gute Tante, „jetzt möchte ich ja wirklich wissen, wer die besseren Manieren hat, Fritz oder Hans!" „Die hat Hans", schreit Fritz und greift nach dem großen Stück . . .

Astronomie

Zwei Tiroler sitzen beim Wein.

„Moaßt, Sepp", sagte der eine, „du kommst mir vor wia der Mond."

„Warum nacher dös?"

„Ja, schau nur: akkrat a so. Mit oam Viertel fangst o. Dann kummt noach amal a Viertel und nachher noch a Viertel und dann — bist voll."

*

Die Lehrerin in der Volksschule hat keinen leichten Stand.

Was tust du jetzt?" fragt sie die kleine Frieda Kulicke.

„Ich setze mir!"

„Aber, Friechen, wie heißt das?"

„Ich setze mir hin!"

„Nein, überleg' mal ganz ruhig, wie sagt man?"

„Ich bin so frei und setze mir!"

*

In einem Lokal hat ein Gast den Wirt um die Zeche geprellt, wofür dieser dem Zechpreller eine Tracht Prügel verabfolgt.

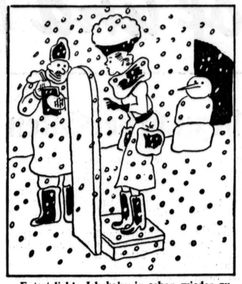
Der Gast setzt sich nicht allzu stark zur Wehr, als aber der Kellner ihm auch noch einige Hiebe gibt, da ruft er ärgerlich:

„Ober, was erlauben Sie sich? Was geht Sie denn das an?"

„Was mich das angeht? Und mein Trinkgeld, ha!"

Glossen um den Schnee

„Glaubst du wirklich, Willi, daß du meine Puderdose wiederfindest??"



„Entsetzlich! Ich habe ja schon wieder zugenommen." (Krakauer Kurier.)

„So ist es richtig, bleiben Sie mal einen Moment so!"

„Ja, ich wollte die neuen Skibremsen probieren, die ich erfunden habe."

Zeichnungen (S) Ertz — M.

„Furchtbar! Wieder alles falsch gerechnet! Hast du denn gar keine Schwester oder einen Bruder, der ein bißchen mit dir üben könnte?"

„Nein; aber meine Mama sagt, nächsten Monat kriegen wir einen!"

*

„Du kommst zum Arzt mit zerschundenem Gesicht. „Nun erzählen Sie mir genau, wie Sie überfahren wurden", sagt der Doktor zum Patienten. „Ich ging also völlig nüchtern nach Haus. Da kamen zwei große Lichter auf mich zu, durch die ich hindurchgehen wollte, da ich sie für zwei Radfahrer hielt. Ich muß mich aber geirrt haben, denn es waren die Scheinwerfer eines Autos. Und so fühlte ich mich plötzlich umgerissen."

Er geht der Sache auf den Grund

Fritz (der Aelteste der Familie, bei Tisch): „Warum gibst du Mimi immer vor mir, Mutti?"

Mutter: „Weil die Damen immer zuerst kommen, mein Junge."

Fritz (triumphierend): „Warum bin ich denn aber vor Mimi geboren?"

*

„Wer weiß mir ein Beispiel für das schöne Sprichwort zu nennen: Ehrlich währt am längsten?"

„Ich, Herr Lehrer! Wenn mir meine Mutter bei den Rechenaufgaben hilft, bin ich in fünf Minuten fertig, wenn ich sie alleine mache, dauert es zwei Stunden!"

Humor des Auslandes

„Hallo! Pero! Wie frisch du aussiehst. Seit du dir den Bart hast abnehmen lassen, siehst du viel jünger aus."

„Pardon! Ich heiße gar nicht Pero."

„Was? Den Namen hast du auch noch verändert?" (Offiziant Jezsch.)

*

Es ist ratsam, den Körper an Gegensätze zu gewöhnen. Darum soll man ihm, wenn er Wasser verlangt, Wein geben.

Wenn er nun aber Wein verlangt?

Nun, einmal soll er ruhig seinen Willen haben. (Vamos Ier.)

*

Straßenhändler: „Meine Herrschaften, Sie haben hier einen Füllfederhalter, der ihr ganzes Leben lang halten wird. Sie können ihn zusammenschrauben, Sie können ihn mit einem Hammer bearbeiten, Sie können ihn ins Wasser legen, Sie können ihn auf die Erde werfen . . ."

Stimme aus dem Publikum: „Kann man ihn auch zum Schreiben benutzen?" (Everbodys Weekly.)

*

„Ihr Puls schlägt unregelmäßig! Trinken Sie vielleicht?"

„Ja, aber ganz regelmäßig . . ." (Careta.)

Aus der Gesellschaft

„Wie gefällt Ihnen Frau Rabenhorst, Frau Parker?"

„Gut!"

„Und Frau Lindebach?"

„Auch gut!"

„Und Frau Nichbieter?"

„Ebenfalls gut!"

„Na, mit Ihnen ist es ja unmöglich, eine Unterhaltung zu führen!" (Berlingske Söndag.)

Doppeltes Pech

„Nun, Alex, wie war es auf deiner Winterreise?"

„Nicht besonders — zuerst gingen die Skier in die Brüche, und dann die Verlobung!" (Magasinet.)

Das schlechte Zeugnis

Direktor Knitters hoffnungsvoller Sohn hat sich weniger hoffnungsvoll in dem schweren Fach der Mathematik gezeigt und ein sehr schlechtes Zeugnis darin bekommen. Natürlich findet Direktor Knitter, daß ein außerordentlich großes Unrecht geschehen ist und fragt den Lehrer seines Sohnes, wie es denn möglich wäre, daß der Jüngling eine „5" in der Mathematik bekommen habe.

„Nun", meint der Studienrat, „das kann ich Ihnen sagen, Herr Direktor — das liegt daran, daß wir keine schlechteren Nummern haben!" (Svenska Journalen.)

Kampf dem Lärm

Ein aufgeregter Mann klingelt heftig an der Wohnungstür. Der Herr des Hauses öffnet.

„Wenn Sie nicht Ihr Radio leiser stellen", sagt der Aufgeregte, „werde ich mich bei der Polizei beschweren!"

„Wenn Ihnen mein Radio nicht paßt", antwortet der Musikfreund, „können Sie ja in eine andere Straße ziehen!"

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen", sagt der empfindliche Mann, „daß ich bereits in einer anderen Straße wohne!" (Oslo Illustrerte.)

Schottenwitz Nr. 5621

Kürzlich rief man in Aberdeen Interessenten zu einer Sitzung zusammen, die die Gründung einer „Liga zur Abschaffung der Trinkgelder" zum Ziele hatte. Natürlich war auch Mac Andrew zur Stelle, aber er verhielt sich merkwürdig passiv.

„Sie müssen auch eintreten", meinte der Vorsitzende, „bedenken Sie doch, was für ein Ziel der Verein hat, und der Jahresbeitrag beträgt nur eine Mark!"

„Eine Mark?" brummte Andrew, „nein, ich glaube, dann wird es doch billiger für mich, meine üblichen Trinkgelder zu geben!"

(Svenska Journalen.)

Bis 2400.- RM jährl. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schuppen, Garten usw. Ich kaufe Pilzbrut. Auskunft erteilt Max Benecke, Hamburg 22/98

Damenbart Sichere Beseitigung lästig. Haare durch die weltbekannte Kel-nataur. Herzlich. Dankesschreiben. Kel-nataur-Inst. Wp. 4068/90 Gold. Medaille, Groß-Preis Brüssel 1930, London 1935. Dankerfüllte Zuschriften lib. Dauererfolge. (Absolut keine Nachwuchshaare). Kleinkur RM 2.75, Kur RM 3.85, für größere Flächen RM 5.50 u. 6.50 Nachnahme. Kelwata G. m. b. H., Köln 114

Ursulinenschule in Duderstadt
Anerkannte private Oberschule für Mädchen, sprachliche Form, mit Internat
Abitur an der Anstalt — Prospekte durch die Oberin.

Nehmen Sie bitte bei allen Bestell-, Anfragen, Bewerbungen usw. auf d. Inseraten t. „7.Tag" Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7 Tag" boten Erfolg haben.

Heiraten

Herzensglück und Heimat sucht einf. kath. Fräulein aus gut. Familie an d Seite eines ebenbürtig., älteren Mannes, Witwer jehr angenehm, zwecks Heirat
Freundl. Zuschr. erbeten unt. Nr 7/112 „Der 7 Tag", Paderborn.

Ingenieur, 28 J., kath. in d. Dialy. lebend, 1,73 groß, aus angesehener Familie mit bell. Charaktereigenschaften sucht zw. Heirat liebe Lebenskameradin in gut. Verhältnissen. Angebote mit Bild (zurück) freundlichst erbeten unter Nr 7/111 „Der 7 Tag", Paderborn.

„DER 7. TAG" Auflage IV. Vj. 37: 29876
HEIRATS-WUNSCHE finden weiteste Verbreitung in allen Kreisen durch unsere Sonntagszeitung „Der 7. Tag" Bis Montag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe.

„Nicotox" gegen Bettnässen Preis RM 2.90. Zu haben in Apotheke Nieheim, Kr. Höxter Prospekt gratis

Graue Haare sind in 3 Tg. natürl. d. „O-B-V". Rm 1.85 portofr. Bei Nichterfolg Geld zurück. O. Blocherer Augsburg 11/29.

Nähmaschinen gute Qualität, günstig. Preis, auch versenden. 24 Monatsraten. Katalog kostenlos. Marquis & Co. L.-L. Monheim 793

Betten Schlafdecken, Kinderbetten, Steppdecken, Daunendecken, Inlett, Bettfedern, Bettwäsche, Bettstellen, Matratzen, Auflegematratzen, Bettcouch, Kapok, Roßhaar, Wolldecken

Die Fahrenden / Von Hans Friedr. Blunck

Die junge Frau hatte wirklich Grund zur Ungeduld. Seit drei Tagen saß ihr Mann am Werk, eins der Kinder zu malen, und war so besessen von seiner Arbeit, daß er kaum noch einige Worte für sie übrig hatte. „Wenn du nicht bald etwas Vernünftiges redest, lauf ich dir weg", drohte sie lachend.

Im Augenblick, wo es ihr herausgefahren war, erschrak sie bis ins Herz. Ihr Vater hatte sie gehört; er kam mitunter von Hof herüber, lautlos, greis, in ewigen Sorgen um die Tochter, um ihren Mann, um die Kinder. Schmauchend stand er in der Tür und grüßte kaum. Aber die Frau wußte, daß sie ihn mitten in seine Aengste getroffen hatte. Ihre Mutter war aus Gründen, die niemand wußte, in frühen Jahren vom Hof gegangen; alle Gedanken des alten Mannes waren allein auf seines Kindes Beständigkeit eingestellt.

Trotzdem sollte der Vater nicht gleich solch ihrerernstes Gesicht ziehen! Die junge Frau klopfte ihrem Mann auf die Schulter und streifte sein Gesicht mit ihrer Wange, bis er ebenso verblüfft wie verlegen den Schwiegervater begrüßte, die Pferde neu anbrannte, und, wieder nach seiner Arbeit schielend, hoffte, daß die Unterbrechung nunmehr ihr Ende gefunden hätte.

Frau Christine hatte ihren Mann kennengelernt, als er, mit dem Skizzenbuch durch das Land wandernd, eine Sippe des alten Hofs gezeichnet hatte. Sie kam damals jung und bewegt von der Schule und es ging rasch mit ihnen beiden; sie hatten sich kaum einige Male gesehen, da hielt der junge Maler um ihre Hand an. Der Bauer war einverstanden, er ließ ihnen unterhalb des Hofs das kleine Haus am See zimmern; da machten sie sich einrichten, so gut es ging.

„Bleibst du über Mittag, Vater? Schön, daß du gekommen bist!"

Der Alte schüttelte den Kopf. Das Heu sei noch nicht eingefahren, sagte er.

„Und da bist du von der Arbeit weggelaufen? Was ist denn los, steht die Welt noch?"

Der Bauer wandte sich knurrend; Frau Christine blickte ihm nach, während er, mit den Armen weit ausholend, das heiße Stück Wegs vom See zum Dorf zurücksetzte. Was hatte es zu bedeuten, daß er mitten aus der Arbeit herübergekommen war? Ob ein Brief, ob ein Wunder in Aussicht stand? Was hatte ihr Vater sagen wollen? Sie neckte ihren Mann, um ihr Erstaunen zu vergessen, störte ihn, sah seine Skizzen durch, brachte freundliche oder derbe Anmerkungen vor und wollte zu ihren Kindern zurück.

Aber es gab heute keine Ruhe; nach einiger Zeit rollte ein riesiger Geschirrwagen, von einem alten zigeunerhaften Mann geführt, an der Tür vorüber. Frau Christine lief ein, daß die Brandschauer dagewesen waren; die große Leiter, die für jeden Hof vorgeschrieben war, sei nicht stark genug, hatten sie gesagt. Also wieder den Mann holen und den Händler anhalten; eine ärgerliche Aufgabe zu allem andern!

Der wandernde Wagen war mit Leitern, Spaten und Bottichen, mit Balgen zinnernen Bechern, Kochtöpfen und blechernen Eimern bis über die Toppen gefüllt. Mutig glaublich, daß vier Räder so viel Gut tragen und daß die beiden müden Pferde das alles ziehen konnten! Mißmutig zeigten der Händler und seine Frau ihre Waren vor und feierten, übermüdet vom langen Trott in der Mittagssonne, eilig herunter, was es zu kaufen gab. Frau Christine hätte sich gerne auch einen neuen Topf fürs Entenfutter angesehen, und die Frau des Händlers hatte einen Futterkessel ab, um ihn anzupreisen. Man mußte Mitleid mit ihr haben, wie sie zahnlos, mit wirrem grauem Haar, aber rasch in ihren Angaben über Preis und Ware, den Kessel von innen und außen anpriesen und abtanzen ließ. So billig sei er! „Von der Werkstatt bezogen, kaum ein Verdienst —" sie richtete ihr braunes heißes Gesicht eifernd auf die junge Frau und schmurrte auf, wer alles zwischen Nord- und Ostsee schon solch einen Kessel gekauft hätte. Ein Zufall, daß noch einer zu haben war, und nur so billig, um der neuen Kundschaft einen Gefallen zu tun. Seit wann wohne man denn hier?

Christine blickte sich hilfesuchend nach ihrem Mann um; aber der zeichnete heimlich mit fliegenden Fingern die alte Frau und winkte ihr, das Gespräch fortzuführen. Daß er's nicht lassen konnte, alles zu malen! Er sollte ihr lieber sagen: „Den Kochkessel schenk ich dir, Christine!" Aber er tat seinen Mund nicht auf, und Kunst und Geschäft hatten ihr eigenes Rechenbuch; woher sollte man's nehmen?

Die junge Frau zog die Schultern hoch, sie mußte wohl auf den Kauf verzichten; auch abzahlen ging nicht an, diese fahrenden Leute kamen wohl so bald nicht wieder vorüber, man hatte sie noch nicht gesehen und sah sie vielleicht nie wieder. Enttäuscht, befremdend in ihrem zudringlichen und eigentlich unfreundlichen Anpreisen, wandte die alte Händlerin sich ab und half ihrem Mann, der jetzt eine große Leiter unterm Wagen hervorholte — selbst unterm Wagen lagerten noch Waren zum Verkauf. Was für wunderliche Leute, was für ein Leben im Zickzack von Meer zu Meer! Die junge Frau fröstelte; welche Unruhe mußte in den Menschen leben, vielleicht auch Sehnen oder Leid, das man flieht. Immer noch dichtete sie gern allen Leuten absonderliche Schicksale an!

Besser war es, klug zuzuhören, wie ihr Mann die Leiter untersuchte und am Preis zu mäkeln hatte. Eine Weile stritten sich Käufer und Verkäufer. Auch mußte die Leiter zur Probe an den Heuboden gelehnt werden; frisch und gelb stand sie da und reichte bis unter das Giebelfenster. — Wenn die beiden sich doch bald einig würden! In der Horchenden wurde ein müdes Unbehagen wach; die Mittagssonne widerschien erdrückend heiß vom glitzernden See und von den fernen gelben Kornfeldern.

Dann schlug der Maler zu, zahlte, und die Pferde zogen an; der alte Händler lenkte den Wagen von einem Trittbrett aus, seine Frau stapfte im Schatten gebückt hinterdrein. Einmal sah sie sich noch um und nickte dankbar — welches Mitleid kann man doch mit dem wandernden Volk haben, es quoll Frau Christine in den Augen hoch mitten im Lächeln.

Ein grobes Brechen schreckte sie auf. Da hatte der Mann, statt weiter zu arbeiten, die Leiter herabnehmen wollen — konnte er sie nicht hinaufstellen? Und wie es bei der Ungeschicklichkeit der Männer geht: da lag die Leiter hochgekantet gegen die verbogene Regenröhre, auch hatten sich eine Sprosse und ein Riegel ineinander verhakt und — erst jetzt sah man den eingebrannten Heimatnamen des Händlers auf der Innenseite des Holzes, „Albers, Wiedersdorf."

Der Name? Eine Besorgnis überlief Frau Christine. Sie machte den Namen nicht. Sie erinnerte sich: eine alte Nachbarin hatte ihr einmal gesagt, Albers habe jener Mann gehießen, mit dem die Mutter den Hof verlassen hatte — so hatte sie es ausgelegt. Nun wie viele im Land mögen Albers heißen! Aber der Name widerstand ihrem Gefühl seitdem Törichtes, aber es war so!

„Sieh dir mal an, was ich eben gezeichnet habe!" Ihr Mann rüttelte an der Leiter, bis sie sich löste und er sie langsam niederlegen konnte. Das Skizzenbuch glitt ihm dabei unterm Arm hervor.

Die Frau hob es auf und durchblätterte es, bis sie die neue Zeichnung fand.

„So sieht du mal aus, wenn du gut bist Christien!" neckte der Maler und blickte ihr über die Schulter. „Wirklich — so könntest du mal aussehen — natürlich anders, aber etwas Aehnlichkeit ist da —"

Der jungen Frau war auf einmal taumelig zumute. Sie hob den Kopf dem Magen nach, der im fernen Glast über eine Höhe schwankte.

„Wir hätten etwas tun sollen für die Leute, sie verbursteten ja!" stammelte sie, es war das einzige, was ihr einfiel. Nur nicht weiter denken, empfand sie zugleich, — nicht weiter denken, man geriet in den törichtsten Wirrsinn hinein.

„Na, was sagst du, Christien", schmunzelte der Maler. „Du scheinst dich in meine Zeichnung zu verlieben? Da ist aber wirklich eine Aehnlichkeit mit der Hexe, eine verrückte Aehnlichkeit! Das merkt ein Malersmann!"

„So sehe ich mal aus?" Die Frau überlegte. Ihr Kopf schmerzte vor Anstrengung, — hineinsteigen, die Fremden fragen, war ihr erster Gedanke. Sollte sie sich lächerlich machen? Doch, fragen — fragen wer's sei, fragen, warum man wandert. Dies verzankte, verwachsene Gesicht — wer war das? Aber es war — es war wirklich so —, noch niemals hatte ihr Mann so deutlich gezeichnet! Ungeheuerlich, daß sie hier stand. Waren ihre Beine gelähmt? Warum lief sie nicht, nun immer nicht? Mutter, müßte sie rufen. — Mutter!

Ihr Mann trat zu ihr und schob sie mit sanften Armen in den Schatten. „Was hast du", hörte sie, „siehst ja ganz gelblich aus, Christien!"

„Wie ist das furchtbar", stöhnte sie, „auch dein Name!"

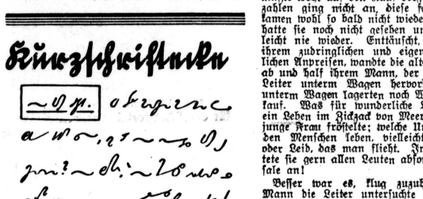
„Der Name?" wiederholte der Mann erstaunt, er begriff nichts und las ihn. Im nächsten Augenblick lachte er breit: „Bist du schon wieder da, Vater? Ich denke, du bist beim Heuen?"

Frau Christine wandte sich, die Augen weit aufgerissen: „Du bist da, Vater — meinst du —" aber sie fragte nicht weiter, sie sah, er wußte davon, er hatte alles gewußt. Deshalb kam er also?

„Der ist wohl schon wieder weitab, der euch die Leiter verkauft hat", fragte der alte Bauer mißtrauisch und tat, als besähe er sich das Holz. Schwer, als vermöchte er seine Einsamkeit kaum zu tragen, hob er sich auf, den Blick fremd, leer in die Weite gerichtet. Einmal war es, als tastete er nach der Hand der Tochter, dann wandte er sich, um in die Tür zu treten.

„Du bleibst hier", schrie der Maler, „das ist fein! Und die andern sind beim Heuen? Das habe ich noch nicht erlebt!"

Kurzschriftuka



Ein Buch entsteht. Wie viele Menschen mögen wohl dabei tätig sein, um uns ein neues Buch zu schenken? Ein Dichter, der ein großes Erlebnis aus innerstem Zwange in eine zeitlose Form bringt, sucht den Weg zu seinem Volke. Er sucht einen Verleger. So wie der verantwortungsvolle Verleger einen Dichter sucht, Tausend Dinge sind zu besprechen, ehe der Druck beginnen kann, denn das Buch will auch ein seinem Inhalt gemäßes Gewand tragen. Es wird eine Schrift gesucht, die das Auge erfreut, deren Formen selbst erst eines Künstlers Hand schaffte. Auch das Format des Buches, das Papier müssen bestimmt werden. Wie soll der Einband sein? Alles Fragen, die erwogen sein wollen. Erst dann beginnt der Satz. Der Dichter erhält die Korrekturbüge. Setzer, Drucker, Korrektoren, Künstler, Zeichner, Buchbinder, vom Autor zum Leser ist eine Menge Menschen in Liebe um die Ausstattung des Buches besorgt.

Dies nebenbei

Zum ersten Male in der Geschichte der ägyptischen Pyramiden hat ein Ereignis stattgefunden, bei dem sich in der Tat Jahrtausende begegneten. Der britische Archäologe Professor Walter Emery, der vor kurzem eine Reihe altägyptischer Königsgräber entdeckt hat, hält vom Gipfel der Cheops-Pyramide aus eine Rundfunkansprache. Bei dieser Gelegenheit sprachen auch eine Reihe von anderen Wissenschaftlern und Arbeitern, die bei den Ausgrabungen mitgewirkt haben. — Mit großen Kosten hat man das Kabel des Rundfunks bis zum Gipfel der Cheops-Pyramide gelegt, und so konnte die Technik des 20. Jahrhunderts auf einem unsterblichen altägyptischen Baudenkmal einen Triumph feiern. Ein Rundfunkkabel war sogar unmittelbar in die heute leere Grabkammer des Königs Cheops geführt worden, damit auch von hier aus gesprochen werden konnte, und es entbehrt nicht des Reizes, daß von der Stätte aus, an der vor viereinhalbtausend Jahren ein Pharao des Altertums bestattet wurde, nun menschliche Stimmen in den Aether geschickt wurden, um in Tausenden von Lautsprechern auf der ganzen Welt zu ertönen. Ein Wunder des Altertums und ein Wunder der Neuzeit fanden sich auf einem Stelldichein zusammen und boten ein Schauspiel oder besser ein „Hörspiel" ganz besonderer Art.

*

In den nächsten Wochen wird es Hollywood erleben, daß ein ganzes afrikanisches Negerdorf aus der Gegend von Udschidschi in Sansibar mit Kind und Kegel in die Filmstadt Amerikas ursiedelt. Man hat sich zu diesem ungewöhnlichen Schritt entschlossen, um einen neuen Großfilm mit dem Titel „Stanley und Livingstone" in Hollywood drehen zu können, und nicht eine langwierige und kostspielige Expedition, die zudem für die Darsteller mit gesundheitlichen Gefahren verbunden wäre, nach Afrika ausrüsten zu müssen. Der Film behandelt die Suche des berühmten britischen Afrikareisenden Stanley nach dem Forscher Livingstone, der bekanntlich auf einer Reise durch Afrika im Jahre 1902 gestorben ist. Um den Rahmen zu der bewegten Handlung so naturgetreu wie möglich zu gestalten, verpflichtete man ein ganzes Eingeborenendorf von Sansibar für den Film, riß die gesamten Wohnhütten ab, verfrachtete sie mit allem Inventar und ihren Bewohnern in ein Schiff, und brachte sie nach dem amerikanischen Kontinent. Und nun werden die Neger für einige Monate inmitten der weißen Filmstare leben und eine Welt kennen lernen, die sonst durch tausend Schranken von ihnen getrennt ist.

*

Das Klavierspielen ist nicht nur vom künstlerischen Standpunkt, sondern auch vom physikalischen Standpunkt aus betrachtet im wahrsten Sinne des Wortes „schwer". Wenigstens wollen uns das die Untersuchungen eines Schweizer Physikers beweisen, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Arbeitsleistung, die das Klavierspielen erfordert, zu messen. Dabei wird festgestellt, daß der Druck jedes einzelnen Fingers auf die Tastatur des Klaviers bei einem Pianissimo einem Gewicht von 110 Gramm, und bei einem Fortissimo einem Gewicht von 600 Gramm entspricht. Der durchschnittliche Kraftaufwand beim Anschlag wurde für den Vortrag eines Etüdensatzes mit 3000 Kilogramm errechnet. Ein Konzertpianist, der täglich zehn Stunden übt, leistet somit, so erklärt der Schweizer Forscher, die gleiche Arbeit, wie eine Dampfmaschine mit 600 Zentner Druck.

*

Mr. A. B. Anderson erhielt von der Schottischen Nationalen Vogelschau den ersten Preis für den besten Beitrag zu einer unlängst veröffentlichten Kleinvogel-Ausstellung. Anderson kann sich rühmen, den kleinsten Vogel der Welt, den man bisher noch nie in Gefangenschaft halten konnte, zu besitzen. Es handelt sich um einen Smaragd-Kolibri, der weniger als 11 Gramm wiegt und nur zweieinhalb Zentimeter groß ist. Der Vogel lebt in einem elektrisch geheizten Käfig, in dem stets eine unveränderte, sehr warme Temperatur herrscht. Er wird gefüttert mit Honig, kondensierter Milch und Zwiebackmehl. Wenn der Smaragd-Kolibri nur zwei Stunden ohne Futter wäre, müßte er sterben. Alle fünf Minuten nippt dieses seltsame Tierchen ein winziges Tröpfchen der flüssig gemachten Nahrung aus einem röhrenförmigen Gefäß. Wenn es einmal seinen sechs Meter langen Käfig durchquert hat, muß es sich zu einer kurzen Ruhepause niedersetzen. Die Spannweite der Flügel dieses kleinen Geschöpfes ist kaum größer als die einer Biene.

*

Nach elf einsamen Jahren, die er auf der Goldsuche in den arktischen Gebieten Kanadas zugebracht hat, ist vor kurzem William Heatherington in die Zivilisation zurückgekehrt. Er ist wohl der vorbildlichste „Herr Hase" unserer Zeit, denn er wußte weder etwas von dem abessinischen Krieg, noch von den blutigen Vorgängen in Spanien, weder etwas von dem Konflikt im Ferner Osten, noch, daß ihm die Vereinigten Staaten eine Kriegsentschädigung von achttausend Mark schulden für seine Teilnahme am Weltkrieg, ein Gesetz, das erst vor Jahresfrist angenommen wurde. Er kehrte völlig mittellos und ohne Gold gefunden zu haben, in seine Heimatstadt Winsor in der Provinz Ontario zurück, und seine erste Frage war, wie der gegenwärtige Präsident der USA heiße.

„Falls ich nicht zurückkehre..."

Amelia Earharts Tagebuchblätter

Unter dem Titel „Der letzte Flug" hat Mr. G. P. Putnam die Tagebuchblätter seiner Gattin, der kühnen, im Vorjahr tödlich verunglückten Ozeanfliegerin Amelia Earhart veröffentlicht. Diese Notizen, zumeist in den Wolken geschrieben, zeigen uns die Gedanken einer wagemutigen Frau unserer Zeit.

„Wenn ich einmal tot bin, dann sollt ihr es alle wissen: ich war mir voll und ganz darüber klar, daß jeder meiner Ozeanflüge ein Spiel mit dem Leben war. Ich habe sie ausgeführt, weil ich ganz einfach den inneren Drang dazu spürte. In unserer Zeit haben auch Frauen das Recht, vielleicht sogar die Pflicht, Vorkämpferinnen einer großen technischen Idee zu sein. Und wenn sie dabei scheitern, dann soll das nicht eine Warnung, sondern ein Ansporn für andere sein, ihren Spuren zu folgen."

Diese Worte wurden am 12. Mai 1937 hoch oben in den Wolken in ein Tagebuch gekritzelt. Das Donnern der Maschinen begleitete sie, die eine Art von Todesahnung waren. Denn Amelia Earhart, die unvergeßliche Ozeanfliegerin, die man „Miß Lindy" nannte, ist von dem Weltflug, den sie kurz darauf von Miami aus zusammen mit dem Piloten Fred Noonan angetreten hatte, nicht mehr zurückgekehrt. Sie steuerte ihre Maschine nach Brasilien, flog über den Südatlantik nach Dakar, überquerte die Sahara, gelangte über Niederländisch-Indien nach Darwin. Dort flog sie am 2. Juli weg, um über den Pazifischen Ozean nach Neuguinea zu gelangen. Sie hat ihr Ziel nicht erreicht. Eine Flotte von Suchschiffen und Flugzeugen fanden weder eine Spur von ihr noch von ihrer Maschine. Nur der Ozean kennt das Geheimnis ihres Todes.

„Wenn ich einmal sterben muß", so schreibt Amelia Earhart in ihrem Tagebuch, „dann soll es schnell gehen — am liebsten möchte ich am Steuer meines Flugzeuges sterben." Auf irgendeinem Ozeanflug wurden diese Worte geschrieben, wie es ja die kühne Pilotin überhaupt liebte, ihre Gedanken in den Lüften zu Papier zu bringen. Niemand sah diese Aufzeichnungen zu ihren Lebzeiten. Wann immer sie einen gefahrvollen Flug antrat, hinterließ sie ihrem Gatten einen Brief mit dem Vermerk „Nur öffnen, falls ich nicht zurückkehre". Kam sie dann nach Hause zurück, nahm sie den Brief wieder an sich. Wohl ein Dutzendmal hat Mr. G. P. Putnam, Amelia Earharts Mann, den Brief bang in der Hand gehalten, wenn er auf Nachricht wartete. Und auch nachdem Amelia von ihrem letzten Schicksalsflug nicht zurückkehrte, ließ Putnam noch vier Wochen verstreichen, ehe er das Schreiben öffnete. Es sagte ihm, daß er nicht trauern solle, denn sie habe das Gefühl, nicht nutzlos gestorben zu sein. Es machte ihn ferner darauf aufmerksam, daß sich die losen Tagebuchblätter von den einzelnen Flügen in einem wohlverschlossenen Schubfach befänden. Mit viel Liebe hat Mr. Putnam diese flüchtigen Aufzeichnungen zu einem Büchlein zusammengestellt.

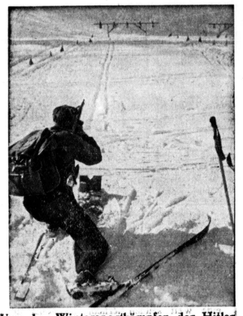
Man hat aus diesen Notizen, die mitunter voll wehmütiger Lyrik und mitunter von einer männlichen Sachlichkeit sind, erfahren daß der Unglücksflug der letzte große Flug Ameliss sein sollte. Dann wollte die Pilotin ihre Maschine in ein „fliegendes Laboratorium verwandeln, um aeronautische Forschungen und Messungen zu machen und einen langgehegten Traum zu verwirklichen: die Ausbildung weiblicher Piloten. „Man darf nicht glauben, daß der Flugsport unweiblich sei", sagte sie einmal. „Auch erhabene Dinge haben ihre zarten Seiten. Ich fühlte nie so sehr mein besseres Ich, wie hoch oben in den Wolken". Und ein ander Mal heißt es: „Eine gefahrvolle Minute ist der Seele unglaublich wertvoller, als Stunden oberflächlichen Glücks."

Mutter Horst Wessels und Mussolini beim 15. Jahrestag der faschistischen Miliz

Bei den Feiern am 15. Jahrestag der faschistischen Miliz in Rom war die Mutter Horst Wessels zu Gast. (Associated Preß, Zander-M.)

Uebergabe des Reichswirtschaftsministeriums

Am Montag mittag übergab Ministerpräsident Generalfeldmarschall Göring die Leitung des Reichswirtschaftsministeriums an Reichsminister Funk. Nach der feierlichen Uebergabe und der Ansprache von Reichsminister Funk. Vorn erkennt man den Ministerpräsidenten Göring und Reichsorganisationsleiter Dr. Ley. (Presse-Hoffmann, Zander-M.)



Von den Wintersportkämpfen der Hitler-Jugend in Garmisch-Partenkirchen

Bei guten Schneeverhältnissen und Sonnenschein wurde der Geländelauf im Rahmen der Reichswintersportkämpfe der Hitler-Jugend ausgetragen. Diese Geländelaufprüfung umfaßte je nach Jahrgang 4 Kilometer oder 6 Kilometer Strecke sowie verschiedenartige Hindernisse und ein Kleinkaliberschießen. Der Wettbewerb wurde von dem Gebiet Franken gewonnen. Hier sieht man einen Teilnehmer beim Kleinkaliberschießen. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Großkampf im Sport

Links oben: Deutschland—Schweiz 1:1 in Köln. Bevor Urban in den Besitz des Balles kommt, ist schon ein Schweizer dazwischen und klärt durch Kopfabwehr. **Mitte:** Megan Taylor wurde in Stockholm Weltmeisterin im Eiskunstlauf. **Rechts:** Deutschlands Handballer haben die erste Hallenweltmeisterschaft in der Deutschlandhalle gewonnen. Deutschland schlug Dänemark überraschend 11:3. **Strafwurf aufs dänische Tor. Unten:** Mit dem Torlauf auf dem Feldberg wurde bei den deutschen Ski-Meisterschaften die alpine Kombination entschieden. Christl Cranz (links) war nicht zu schlagen. Helmut Lantschner (rechts) holte sich zu seinem Abfahrtsmeistertitel noch den Titel des deutschen Meisters im Torlauf. (Schirner 4, Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Die Wiederholungsübungen für das SA.-Sportabzeichen beginnen

In der Verfügung vom 18. März 1937 hat der Führer die Einführung von Wiederholungsübungen für alle Träger des SA.-Sportabzeichens (unser Bild) — beginnend mit dem Jahre 1938 — befohlen, damit diese Männer ihre körperliche Leistungsfähigkeit und ihre einwandfreie charakterliche und weltanschauliche Haltung immer erneut unter Beweis stellen. Die erste dieser Wiederholungsübungen für das SA.-Sportabzeichen ist auf den 27. März festgesetzt. (Schirner, Zander-Mult.-K.)

Hauseinstürze im belgischen Bergbaugebiet

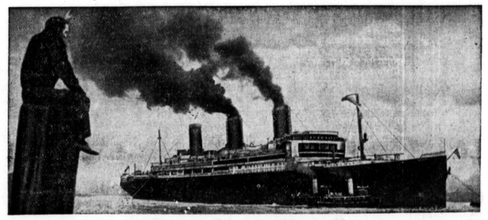
Durch Erdeinstürze in Souvret im Norden des Kohlengebietes von Charleroi wurden über 20 Häuser zerstört. Gegen 200 Menschen sind obdachlos. Souvret ist zum Teil von alten Bergwerksstollen unterzogen. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Reichsverweser Horty in Krakau

Der ungarische Reichsverweser Horty, begleitet von dem polnischen Staatspräsidenten Moscicki, trafen im Wagen auf dem Wawel ein, wo sie sich in die „Gruft der Silbernen Glocken" begaben, um Kränze an den Grabstätten Pilsudskis und König Stephan Batorys niederzulegen. (Weltbild, Z.-M.-K.)

Der glückliche Vater

Prinzgemahl Bernhard der Niederlande mit seiner neugeborenen Tochter. (Pressephoto, Zander-M.-K.)



Die letzte Fahrt der „Vaterland"

Der nach dem Kriege von Amerika zurückbehaltene und auf den Namen „Leviathan" umgetaufte einstige deutsche Ozeandampfer „Vaterland" fuhr kürzlich aus dem Newyorker Hafen zu seiner letzten Fahrt nach England aus, wo er verschrottet wird. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Francos große Offensive vor Teruel

Vor Teruel hat nach längerer Pause eine nationale Großoffensive eingesetzt. Bis Alfambra ist die rote Front in einer Breite von 80 und in einer Tiefe von 15 Kilometer durchbrochen. Alfambra, das bisherige Hauptquartier der Bolschewisten, befindet sich in Händen der Nationalen. (Kartend. Zander)

Europa und Amerika *im Film*

Ein Gespräch mit Luis Trenker

Luis Trenker kann als der einzige große deutsche Filmregisseur angesehen werden, der aus der eigenen Praxis sich eine gründliche Kenntnis der amerikanischen Filmproduktion, aber auch eine Kenntnis der gesamten europäischen Produktion erworben hat. Er war zu Außenaufnahmen seiner Filme „Berge in Flammen", „Der verlorene Sohn" und „Der Kaiser von Kalifornien" in Amerika. Unser K.-H.-Sondermitarbeiter hatte Gelegenheit, sich mit Luis Trenker über das Thema „Gegensätzliches der Produktionen: Europa — Amerika" zu unterhalten.

Das Land

„In Amerika Außenaufnahmen machen, heißt, sich nicht auf eine Spazierfahrt begeben. Es war immer sehr schwer und sehr lehrreich. Selbst als ich das letzte Mal dorthin fuhr und mir einbildete, einiges über dieses merkwürdige Land zu wissen, mußte ich einsehen, daß Amerika noch immer zahlreiche Ueberraschungen aufzuweisen hat. Ich liebe dieses Land in seiner unerhörten Weite mit weiten, endlosen Prärien, Wüsten und Wäldern, aber auch seinen gewaltigen unvorstellbar fruchtbaren Landstrichen. In diesem 5000 Kilometer breiten Land ist außer den wenigen großen Punkten, die ja auch an der Peripherie des Landes liegen, nichts da, was von Kultur

„Jugend"

Max Halbes berühmtes Schauspiel, seit 4½ Jahrzehnten auf dem Spielplan der deutschen Bühne, wurde von der Tobis unter der Spielleitung Veit Harlans verfilmt. Hermann Braun und Kristina Söderbaum spielen die Rollen des jungen Liebespaares.

oder gar besonderen Einrichtungen spricht. Fährt man durch das Land nach dem Westen, so kann man nicht unbeeindruckt bleiben von den wilden Weiten, die noch genau so daliegen wie vor hundert Jahren. Nichts als Land, weites Land, Tag und Nacht Wälder und Wälder und wieder Land. Selbst wenn man nach der dortigen Sprachregelung schon im Westen ist, so ist der Weg bis zur eigentlichen Weltküste immer noch so weit, wie von Berlin nach Rom. Im Westen selbst ist der Eindruck von dem Reichtum dieser gottgesegneten Küste um so gegensätzlicher. Der D-Zug fährt quadratkilometerweit durch Apfelsinen-, Wein- und Orangenplantagen. Ich bin im D-Zug zwischen zwei Fenstern, also von der einen Seite zur anderen hin und hergegangen und konnte feststellen, daß der rasende Zug sieben Minuten lang nur durch Orangenplantagen fuhr. Vielleicht vermittelt das einen Eindruck von den Weiten Amerikas. Im „Kaiser von Kalifornien" habe ich übrigens versucht, von der unendlichen Weite dieses Landes einen Vorriff zu geben. Bei den Außenaufnahmen zu diesem Film haben wir 12 000 Kilometer kreuz und quer durch Amerika in zweieinhalb Monaten zurückgelegt. Es gibt wohl kein Land auf der Erde, in dem Kontraste der Natur und auch der Menschen einem so offenbar werden können. Deshalb bedeutet in diesem Lande Motive suchen eine eigene Sache.

Wenn man glaubt, eine herrliche Aufnahme gefunden zu haben, so entdeckt man nach zwei Tagen, daß die neuentdeckte Stelle noch viel mehr Bildmöglichkeiten bietet. Darin liegt mit eine der größten Schwierigkeiten bei Außenaufnahmen in Amerika. In Europa steht ein Berg als Vorriff fest. Man fährt hin, kurbelt, und die Sache ist getan. In Amerika aber gibt es kein Heimatgefühl, also auch keine geographische Fixierung für eine bestimmte Landschaft. Kein Mensch hat eine Einstellung zu einem Landschaftsbild; bei Filmfahrten wird auf gutes Glück und auf die Hilfe der Eingeborenen gehofft."

Der Mensch

„Wie dieses Land uns sich in den überraschendsten Erscheinungsformen zeigt, so ist auch der Mensch in Amerika ein eigenwilliger Faktor, der in eine Betrachtung der amerikanischen Filmverhältnisse miteinbezogen werden muß. Der einfache Mensch kann mit wenig Geld auch in den Großstädten Amerikas leben. Aber eben dies Wenige braucht er. Es gibt keine Einrichtungen, die, wenn er durch eigene Arbeit nichts verdient, ihm auch nur irgend etwas geben. Es gibt niemanden, der einem gar etwas pumpt. Nicht eine Orange bekommt man geschenkt. Deshalb eben ist es möglich, daß man neben Wolkenkratzern und Prunkpalästen das schwerste Elend sieht, die tollste Verlassenheit zu spüren bekommt und vernichtendsten Hilflosigkeit begegnet. So vegetieren die elendesten, verkommensten Menschen in Höhlen zu den Füßen der Wolkenkratzer; also neben dem größten Kapitalismus die größte Armut, eben „down and haute", wie der Amerikaner selbst sagt. Es erscheint uns unvorstellbar, wie Hunderttausende mitten in Newyork in Höhlen leben können. Das ist die Kehrseite des Landes Amerika, des Landes mit dem vollendetsten Sozialismus. Es ist unmöglich, daß es in Deutschland auch nur eine einzige Familie geben könnte, die einem derartigen Elend gegenübersteht. Im nationalsozialistischen Staat ist so etwas schon gar nicht möglich.

Trotzdem kann man dem Amerikaner niemals die Kollegialität absprechen. Er kennt keinen Neid, er freut sich ehrlich über den Erfolg des anderen, er ist stets hilfsbereit. Aber eben nur kollegial hilfsbereit. Je weiter man ins Land kommt, um so zugänglicher werden natürlich die Menschen. Im weiten Binnenland begegnete ich auch den Indianern, die mir sehr behilflich waren. Ueberhaupt habe ich in diesem Land die merkwürdigsten Bekanntschaften gemacht. Mitten in einem Weingut an der Westküste, beim Weintraubenessen, lernte ich einen Berliner Prothesenmacher kennen, der in San Franzisko seinen Laden hatte. Wie oft bin ich gefragt worden:

„Wie geht es in Deutschland?"

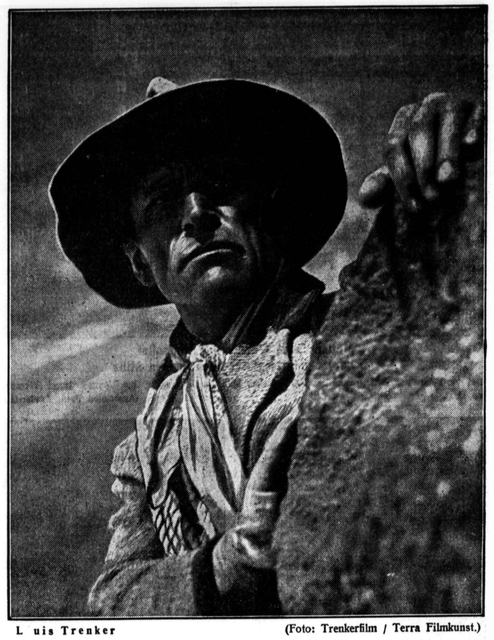
„Gut, sehr gut!"

„Wir haben hier den Eindruck, daß Deutschland wieder ganz groß wird!"

Es ist überhaupt außerordentlich erstaunlich, wieviel Kultur in Amerika von deutschen Volksgenossen zusammengetragen worden ist. Mithin mein stärkstes Erlebnis war, daß in jedem dritten Farmer einen Deutschstämmigen traf. Viel verdanke ich ihnen, den Deutschstämmigen, daß ich mit wenigem Geld soviel für meine Filme erreichen konnte. Und merkwürdigerweise machte sich überall die schärfste Antipathie und Ablehnung gegen das Großfirmentum Hollywoods bemerkbar.

„Ja, wenn Sie aus Deutschland kommen . ."

Und wie oft erklangen an manchen Abenden mitten im Urwald Mexikos oder Arizonas deutsche Volkslieder. Diese gemeinsamen Abende an Lagerfeuern werde ich nie vergessen!"



Luis Trenker (Foto: Trenkerfilm / Terra Filmkunst.)

Dämmerstunde am Kamin
Szene mit Maria von Tasnady und Paul Richter aus dem F.-d.-F.-Film der Ufa „Frau Sylvelin". (Photo: Ufa-Klagemann.)

Der Film

„Der Film nun in Amerika ist von den Ausstrahlungen dieser beiden Faktoren Land und Mensch, beides als bloße Erscheinungsform gesehen, wesentlich abhängig. In der Technik ist uns fraglos die amerikanische Produktion voraus. Die Weite und Größe, mit der dort gearbeitet wird, ist imponierend. Gewiß, Innenräume sind Innenräume, und Ateliers bleiben Ateliers. Auch ist es gleichgültig, ob ich eine Halle in Europa oder in Kalifornien hinstelle. Aber den Mut zu der unerhörten Gründlichkeit zu haben, das ist das Imposante an der amerikanischen Produktion. Um das an einem Beispiel zu zeigen: Die amerikanische Fassung meines Films „Berge in Flammen" war daneben gegangen, weil die Amerikaner sie auf eigene Faust fertiggestellt hatten. Sie scheuten die Mittel nicht, die Fassung ruhig ein zweites Mal zu machen, das hat ihnen gar nichts ausgemacht, diesmal aber unter meiner Leitung.

Und noch etwas, was ich fabelhaft finde: Der fertige startbereite Film wird in der Nähe der Großstadt, in einer kleinen Stadt, in einem mittleren Kino aufgeführt, ohne daß er besonders als Uraufführungsfilm gekennzeichnet wird. Die gesamten Mitglieder der Produktion verteilen sich unter die Kinobesucher. Sie verfolgen jede Szene in ihrer Wirkung auf die Zuschauer. Und wenn sie dabei feststellen, das und das könnte stärker oder anders sein, so werden diese Szenen einfach noch einmal gedreht.

Die Bauten bleiben einfach bis zu dieser Prüfung stehen. Doch muß man zugeben, daß, wenn der Film auch nur einigermaßen verkauft werden kann, Amerika allein ein so ungeheures Spielgebiet darstellt, daß damit schon die Rentabilität des Films gesichert ist. Die Amerikaner lassen sich außerdem Zeit, sie können in Ruhe alles fertigstellen, ohne von Verleihterminen gehetzt zu werden. Und dann, was für ein herrliches Arbeiten in einem Land, in dem alles, aber auch alles beieinander ist. Immer irgendwo Schnee, irgendwo Wolken, immer beieinander Hochgebirge, Gletscher, Felsen, Bäche, Seen, Ströme, und ein unglaubliches Reservoir an Menschen aller Rassen.

Ein Bild von dem ungeheuren Umfang der Produktion schafft vielleicht ein Vergleich: Wenn wir in Berlin die gesamte Filmproduktion Europas konzentrieren würden an einem Ort, so kämen wir noch nicht ganz der amerikanischen gleich. Am besten arbeiten die Firmen, deren Unabhängigkeit durch kleine Eigenproduzenten gesichert ist. Die großen amerikanischen Firmen verkalken im Geld. Sie schicken ihre Angestellten hin, und Angestellte haben niemals eigene künstlerische Ambitionen. Wir haben in unserer Produktion den Amerikanern fraglos den künstlerischen Sinn und das Herz voraus. Die geistige Tradition der Jahrhunderte macht sich in der Gestaltung des deutschen Films bemerkbar. In diesen Dingen werden sie uns nie den Rang ablaufen. Hinzu kommt noch der erfreuliche, eigene künstlerische Ehrgeiz aller führenden Filmschaffenden bei uns."

Zellwolle

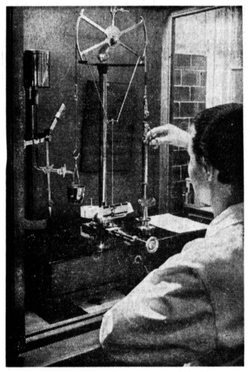
Das erste Buch vom Wunder ihres Werdens

Kleider aus Holz? Welch merkwürdige Zumutung, meinte unsere Hausfrau. Dabei kann ja nichts Gutes herauskommen. Und so ging gar schnell von Mund zu Mund die Kunde: „Haben Sie auch schon gehört ... Frau Meyers „Neues" ging beim Waschen ein . . . man darf ja nicht mal in den Regen damit . ."

Die Aelteren unter uns wissen sich sehr deutlich noch zu erinnern an ein ähnliches Spektakulum: „Was — sagten eines Tages wohnlachend die Bauern — unseren Dünger, unseren guten Mist, wollen sie durch Steine ersetzen?" Der Untergang der bäuerlichen Welt wurde schon fast im voraus drachmt — und ein paar Jahre später gewann man nicht nur aus Steinen, aus Mineralien den künstlichen Dünger, ohne den die gewaltige Intensivierung unserer Landwirtschaft überhaupt nicht denkbar gewesen wäre, sondern man holte ihn einfach aus der Luft!

*

Die Gewohnheits-Unken können, fast regelmäßig, mit dem technischen Fortschritt gottseidank nicht Schritt halten. Sie lassen gar bald das mitleidslose Schimpfen — denn ihnen geht die Puste aus. Wir entsinnen uns sehr gut, daß schon in früheren Jahren, wenn einmal etwas über die grandiose Erfindung der Zellwolle traurdow durchsickerte, diese von allen Seiten als überragend und gewaltig bestaunt wurde. Merkwürdig, daß jedesmal dann, wenn es um die praktische Durchsetzung einer solchen kühnen Idee geht, sich bei „Kennern" und bei solchen, die noch nicht einmal



In der Zerreißmaschine wird die Einzelfaser auf Güte und Haltbarkeit geprüft. Flaxfasern sind fester als die meisten natürlich gewachsenen Faserstoffe!

das Mindeste von dem technischen Werdegang verstehen, tausenderlei „ernste Bedenken" regen.

Das muß jeden Deutschen im Grunde seines Herzens freuen, daß der gewaltige Fortschritt unserer Zellwollefabrikation, der immer weiter verfeinerte und gerafferte Prozeß der Faserherstellung aus dem Holz unserer Wälder in ganz ungeahntem Ausmaß die zahllosen, zum Teil ja nicht unbegründeten Besorgnisse um die Bewährung dieses Textilrohstoffs zu zerstreuen vermochte. In dreimal acht Stunden schaffen heute in allen Gauen unseres Reiches Chemiker und Arbeiter an der weiteren Vollendung und Massenproduktion der neuen deutschen Spinnfaser, die schon jetzt gegenüber den Natur-Rohstoffen ganz wesentliche Vorteile besitzt. So wird für unsere Textilwirtschaft das Damoklesschwert der Mißernten, der Schwankungen des internationalen Rohstoffmarktes seine Schärfe verlieren. Und heute schon ist für fast jeden Verwendungszweck, für Wäsche und Kleiderstoffe, für Möbelstoffe und Vorhänge, eine besondere Zellwollart auf chemischem Wege entwickelt, die sich wieder tausendfach unterteilen und auch dem ausgesuchtesten Geschmack und Bedürfnis anzupassen vermag.

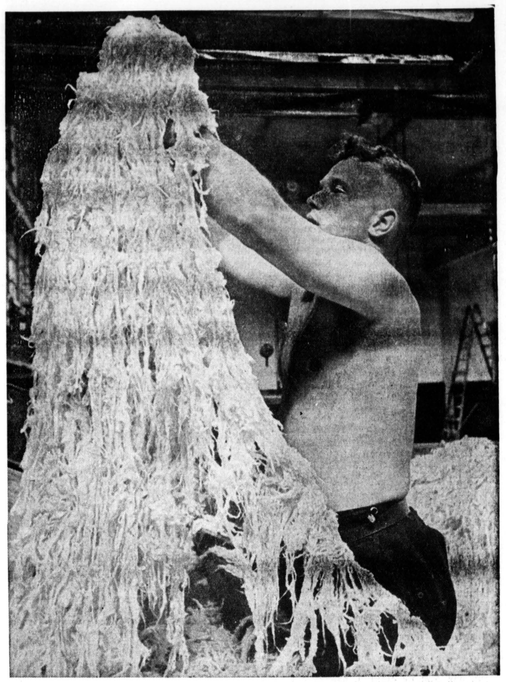
*

Jeder muß aber versuchen, wenigstens oberflächlich das Wunder der Spinnfaserherstellung kennen zu lernen. Die Zellwolle ist nun einmal der Werkstoff, der die größte Volkstümlichkeit erreichen wird und mit dem auch der letzte, der jüngste und der älteste unseres Volkes in dauernde, engste Berührung kommt. Deshalb kann man es nur auf das lebhafteste begrüßen, daß jetzt im Verlag von Brönners Druckerei (Inhaber Breitenstein) Frankfurt a. M. ein Werk erschien, das sich mit der Zellwolle und dem „Wunder ihres Werdens" beschäftigt und wohl das erste und für lange Zeit eindrucksvollste seiner Art darstellen dürfte (Preis in weißem Zellwollband RM 4,70). In Gemeinschaftsarbeit mit dem Ingenieur Paul G. Ehrhardt, der den ausführlichen und überaus anschaulichen Text verfaßte, hat der bekannte Lichtbildner Dr. Paul Wolff es hier unternommen, uns in fast 100 ganzseitigen Bildern durch eine der größten Zellwollefabriken der Welt zu führen und uns an diesem durch die adäquate Kameraarbeit besonders eindrucksvollen Beispiel der Spinnfaser A.-G. in Kassel-Bettenhausen den gesamten Entwicklungsprozeß aus dem Holz unserer Wälder bezw. dem aus ihm isolierten Zellstoff bis zum spinnfertigen Faserprodukt zu erläutern.

Man ist überrascht zu sehen, welch neuartiges Bild moderner, monumentaler Technik sich hier präsentiert. In langen Tauchpressen wird der in der Zellstoffabrik aus dem Holz gewonnene Zellstoff mit Natronlauge durchtränkt, in rotierenden Riesentrommeln macht dann die vorher vermahlene Natronzellulose unter Einwirkung von Schwefelkohlenstoff ihre zweite chemische Wandlung durch und wandert, wieder in Lauge verdünnt, in die gewaltigen Behälter, die sie in mehrtägigem Reifeprozeß nach dem deutschen Viskoseverfahren zur Spinnflüssigkeit verwandeln lassen. Die mächtigen Spezialmaschinen der Aufbereitungsanlagen geben diesem Arbeitsabschnitt ein besonderes Gepräge monumentaler Totwerdung deutschen Erfindergeistes. Aus diesen Anlagen fließt ununterbrochen der Strom des Spinnbades zu den endlosen Reihen der Spinnmaschinen. Pumpen befördern die Viskose in die Spinndüsen, künstlichen Spinnen mit 800 mikroskopisch feinen Durchlässen auf je Zehnpfennigstück-Größe, die Tropfen um Tropfen die sich sofort erhärtende und zum Strang bildende Viskose freigeben. 200 Spinndüsen besitzt jede dieser Spinnmaschinen, und 200 mal 800, also 160000 endlose Fasern verlassen also mit einer Geschwindigkeit von mehreren Metern in der Sekunde eine der ungezählten „künstlichen Raupen"! Und unsere liebe Mutter Erde müßte sich schon 13 500 mal um ihre eigene Achse drehen, wollte man den Faden einer Tagesleistung der Bettenhäuser Fabrik am Aequator aufwickeln.

Jetzt wartet die Spinnfaser nur noch der „Spaltung", d. i. der Zuschneidung auf bestimmte Längen sowie des gründlichen Waschens und Bleichprozesses, der anschließenden Trocknung, um dann in Ballen gepreßt das Werk zu verlassen und in den Spinnereien Verwendung zu finden.

Durch tausend feinster Zähne in der Karderiemaschine gelockert und zum hauchdünnen „Vließ" ordnungsmäßig geschichtet, wird die Wollfaser hier „gedoppelt", das heißt so oft und lange im flocken Strang geordnet, bis alle Einzelfasern säuberlich in der Strangrichtung zu liegen kamen.



Die Stapelfaser, frei von chemischen Beimischungen und Verunreinigungen, wird vorgetrocknet, ehe sie in die riesigen Warmluft-Trockenöfen wandert. — (4 Aufnahmen von Dr. Paul Wolff entnahmen wir dem im Text genannten neuen Werk aus Brönners Druckerei und Verlag, Frankfurt am Main.)

Natürlich kann dieser äußerliche Ablauf des Arbeitsvorganges keineswegs die ungeheure Vielfalt wichtigster Einzelvorgänge dartun, die ebenso wie der natürliche Vorgang beim reinste Zellwolle erzeugenden Baumwollgewächs eben ein Wunder umschließt, das sich kaum in Worten erklären läßt. Wären die Schwierigkeiten nicht überaus große gewesen, dann müßte es wundernehmen, weshalb man noch nicht längst Zellwolle in größtem Ausmaß auf chemischem Wege erzeugte. Denn einmal hat man ja bekanntlich die Elementarerfindungen zu ihrer Herstellung schon vor 30, 40 Jahren gemacht, und zum zweiten zeigte sich, daß tatsächlich auf die Dauer gesehen, diese Zellwolle alle Woll- und Baumwollarten in vielerlei Beziehung übertrifft! Ihre Zerreißfestigkeit ist in jeder Weise überlegen, die Kunst unserer Techniker läßt uns Faserstapel in jeder gewünschten Länge, Güte und Eigenart auf maschinell-chemischem Wege herstellen, und sogar so stark beanspruchte Maschinenteile wie Zahnräder und Treibriemen werden heute schon bevorzugt aus Spinnfaserprodukten hergestellt!

Und wenn sich vor einigen Monaten vielleicht noch mancher Ausländer über Deutschlands neuesten „Erfahstoff" lustig machen wollte, so wird er heute schon überrascht sehen, daß die eigenen Landsleute seine noch mit diesem Urteil bewiesene „Sachverständigkeit" leider ungefragt und unbeachtet ließen: denn es dürfte bezeichnend sein, daß nicht nur Japan, Italien, Frankreich dem deutschen Beispiel folgten, sondern sogar Großbritannien, das doch bestimmt nicht gerade über Mangel an Wolle und Baumwolle zu klagen hat, heute bereits eine recht stattliche Zellwollfabrikation besitzt!

Aber Deutschland war wieder einmal voraus, es liegt weit vorn, und unsere Fabriken produzieren heute deutsche Zellwolle aus deutschem Holz bereits so preiswert und gut, daß sie jetzt schon, ob in den verschiedenprozentigen Beimischungen oder in reiner Form, die uns eben fehlenden Rohstoffe durch eine gleichwertige und sogar bessere Spinnfaser ersetzen und uns den „Platz an der Sonne" aus eigener Kraft erobern ließen.

Wilhelm Blanke.

Die fleißige Hausfrau daheim aber braucht, allen früheren Unkenrufen zum Trotz, keine Beiürchtung hegen, daß die Zellwollgewebe „das Waschen nicht vertrügen". Natürlich muß man, wie mit allen zarten Stoffen und z. B. auch mit Wollsachen, auch hier Sorgfalt üben. Die (nicht im Uebermaß anzuwendenden) Waschmittel sind sämtlich auf ihre Qualität und Eignung geprüft.

Erster Bericht von der Weltreise des Grafen Luckner

Kleines Schiff auf großer Fahrt

Originalbericht von Felix Graf von Luckner

Copyright 1938 by Zeitberichte, Carl Otto Hamann, Berlin SW 68
Nachdruck, auch auszugsweise oder mit Quellenangabe, verboten

Als Graf Luckner vor einigen Monaten das Kommando gab, den Anker des „Seeteufel" zu lichten, und das kleine schmucke Schiff dann von Stettin aus seine Reise um den Erdball antrat, hatte es eine Fracht an Bord, die nicht in Kisten und Ballen verpackt war, die aber trotzdem dem berühmten deutschen Seehelden und seiner tapferen Besatzung den Mut für das große Unternehmen stärkte: die zahllosen Glückwünsche, die den wagemutigen Mannen aus allen Teilen Deutschlands entgegengebracht wurden.

Nur kurze Meldungen waren es bisher, die von der Weltreise des kleinen Schiffes in die Heimat gelangten. Von Stettin aus richtete es seinen Bug nach Westen, besuchte die Azoren, ankerte in Puerto Rico, passierte den Panama-Kanal und lief dann schließlich nach dem Cocos-Eiland und den Galapagos-Inseln Tahiti, das Paradies in der Südsee, an.

Von dort erreichte uns jetzt der erste Bericht aus der Feder des Grafen Felix von Luckner, eine Schilderung der bisherigen Fahrten und Abenteuer des „Seeteufel", die uns Daheimgebliebene an den bunten Erlebnissen des kleinen Schiffes auf großer Fahrt teilnehmen läßt.

Schatzsuche auf der Cocos-Insel
„Seeteufel" kapert Herzen
Im Paradies der Haifische
Die Kanone im Park von Tahiti

Tahiti, im Januar 1938.

Die Wahrheit schlägt sich Bahn

Tausende von Meilen trennen uns von der Heimat, und die größte Wasserwüste gi't es zu durchqueren. Wo ich bisher auch überall war, nicht als Fremder, sondern als Freund bin ich aufgenommen worden. Früher war das nicht so, da hatte ich schwer kämpfen müssen, weil das deutsche Ansehen durch die Lüge im Weltkrieg sehr gelitten hatte, namentlich in Amerika. Heute habe ich es bedeutend leichter, erstens, da man mich kennt, zweitens, weil man endlich die Wahrheit über Deutschland hören will. Die Hauptsache ist, daß man die richtige Welle einschaltet, gut abgestimmt, und den Kontakt findet zum Herzen.

Ich habe überall derartig viel Einladungen erhalten, daß die Zeit nicht ausreicht, allen Folge zu leisten. In Puerto-Rico gab der Gouverneur mir als amerikanischem Ehrenbürger ein großes Empfangsessen. In allen Garnisonen von Colon (Panama-Kanalzone) mußte ich Vorträge halten über das neue Deutschland. Die Menschen sind überhäuft mit jüdischen Gehässigkeiten. Tolle Prophezeiungen sind ausgestreut worden, doch nicht eine ist eingetroffen. Das macht die Leute stutzig. Sie verlangen die Wahrheit. Und wenn sie das Gefühl haben, einen Mann zu hören, von dem sie glauben, daß er ein sachliches Urteil abgeben kann, dann wird man mit Fragen einfach überhäuft. Es kommt dann nur darauf an, die richtige Antwort zu geben.

Wir Deutschen brauchen keine Sorgen zu haben in bezug auf das Ausland. Die Wahrheit über unseren großen Führer und das neue Deutschland setzt sich überall durch. Amerika hat heute noch 10 Millionen Arbeitslose; darüber macht man sich Gedanken. Der Welt ist es ein Rätsel, wie Deutschland es möglich gemacht hat, jetzt dieses Problem zu lösen.

Erst wenn man ins Ausland kommt, erkennt man, was das Dritte Reich geleistet hat. Die gesicherten Lebensbedingungen, wie bei uns in Deutschland, findet man im Ausland nicht, erst recht nicht eine ähnliche Volksgemeinschaft. Zufriedenheit und Ordnung. Die Leute sprechen ganz offen davon, daß ihnen ein Hitler fehlt. Überall sieht man Bilder, die uns an die Zeit vor der Machtergreifung erinnern: herumliegende Arbeitslose, Bettler und Vagabunden, die die Sicherheit gefährden. Das Haus zu verlassen, ohne daß jemand in der Wohnung bleibt, ist ausgeschlossen. Lieber weniger verdienen, aber Sicherheit haben, ist die allgemeine Ansicht. Milliarden werden für die Arbeitslosen ausgegeben, und trotzdem erfolgt keine Abnahme. Die Gelder müssen die Bürger aufbringen, obwohl die Steuern an und für sich schon sehr hoch sind, bei weitem höher als bei uns.

Der „Oelbunker der Welt"

Stets habe ich das beglückende Gefühl gehabt, daß meine vielen Zuhörer die richtige Auffassung von Deutschland bekommen haben und auch davon überzeugt sind. An die Amerikaner habe ich als Ehrenbürger appelliert, daß wir Kolonien brauchen und daß sie mit verantwortlich für die Aufgabe seien, denn sie hätten uns die 14 Punkte Wilsons garantiert. Sich heute in dieser Hinsicht in Stillschweigen zu hüllen, sei nicht amerikanische Art. Auch seien sie es gewesen, die uns den Knockout gegeben hätten. Als Sportnation müßten sie uns die Hand reichen und Gerechtigkeit, besonders in der Kolonialfrage, zukommen lassen. Ich habe bei diesen Ausführungen immer Beifall geerntet, der aus dem Herzen kam.

Nördlich von Venezuela, bei Curacao, liegt das kleine Eiland Aruba. Diese Insel war früher unbewohnt. Man hielt sie für wertlos. Es war nur eine Sandwüste und Wasser. Heute jedoch birgt sie eine der größten Oelzentralen und wird der „Oelbunker der Welt" genannt. Besitzerin ist die Standard-Oil-Company. Das gewonnene Oel wird in den großen Oelwerken Venezuelas raffiniert. 40 bis 50 Dampfer pendeln dauernd hin und her, um den Transport der riesigen Oelmengen zu bewältigen. Auf dieser Insel wurden wir besonders herzlich empfangen.

Der Präsident der Oelwerke, Mitter Smith, lud uns gleich zum Essen ein. Am nächsten Tag hielt ich den 3000 Arbeitern, die auf der Insel kamen eine Abwechslung haben, einen Vortrag. Wie glücklich und begeistert waren diese Menschen! Viel habe ich erzählen müssen von Deutschland und dem Führer. Was mich auf der Insel besonders gerührt hat, war die Absicht eines Arbeiters, mir den Lohn für eine Arbeitsstunde zu opfern zur Beschaffung von Brennstoff für meine Motoren, als Dank für den Vortrag. Die großzügige Standard-Oil-Company ließ es sich jedoch nicht nehmen, mir die Oel- und Wassertanks unentgeltlich aufzufüllen. Das war viel, wenn man bedenkt, daß das Wasser aus Newyork mit Dampfern hergebracht wird.

Flaks im Urwald

In Colon, am Panamakanal, haben wir herrliche Tage verlebt. Wir pflogten engsten Verkehr mit der amerikanischen Armee, Marine und Luftwaffe. Die Tage vergingen wie im Fluge. Da ich auf meiner früheren Amerikafahrt an fast allen Militärschulen gesprochen habe, traf ich viele alte Bekannte aus USA unter den Offizieren.

Es ist erstaunlich, wie stark mein Buch verbreitet ist. Ganz gleich, ob Engländer, Amerikaner oder Spanier, jeder kennt den „Seeteufel". In allen Garnisonen und Schulbibliotheken sind Exemplare vorhanden. Das erleichtert meine Mission sehr, da alles zu meinen Vorträgen kommt. Die Anlagen des Panamakanals, der die beiden gewaltigen Ozeane, Atlantik und Pazifik, miteinander verbindet, sind imponierend. Wir armen Seeleute von damals mußten mit Segelschiffen das stürmische Kap Horn umsegeln und ganz Südamerika umschiffen, wenn wir von einer Seite zur anderen wollten. Das war ein Umweg von 12 000 Meilen. Heute schafft man es in sechs Stunden.

Rechts und links des Kanals sieht noch unerforschter Urwald. Sonderbar berührt es einen, wenn aus Urwald und Palmen plötzlich ein Dampfer erscheint. Riesige Befestigungswerke, besonders an der pazifischen Seite sind zu sehen. Auch längs des Kanals ist alles bestr mit Flaks. Doch sieht man diese nicht, da der Wald sie verdeckt. Der starke Schutz ist begreiflich, denn eine einzige Bombe in die Schleuse könnte unter Umständen genügen, die riesigen Wassermassen des Gatunsees, durch den der Kanal zum Teil geht, in Bewegung zu setzen. Diese Wassermassen würden nicht nur alles zerstören, sondern auch die Stadt Colon in den Atlantik spülen. Der Kanalpräsident war sehr entgegenkommend. Er gewährte mir freie Durchfahrt und stellte uns sogar zwei Lotsen zur Verfügung, damit dem kleinen „Seeteufel" ja nichts passierte. In der Stadt Panama blieben wir zwei Tage. Hier war es nicht mehr so heiß und daher angenehm. Wir folgten der Einladung eines Plantagenbesitzers im Innern von Panama, der uns ein Essen nach Eingeborenenart vorsetzte. Es bestand aus einem am offenen Feuer gebratenen Schwein, das mit Bananen, Ananas, Manaus und anderen schönen Früchten gefüllt war. Dazu wurden 20 verschiedene Gemüsearten gereicht. Zur Unterhaltung musizierten und tanzten die Eingeborenen. Das wohlschmeckende Essen bildete eine gute Unterlage für unsere bevorstehende lange Seereise.

Der Schatz der Inkas

Mein „Seeteufel" zieht viele Leute an; er gefällt sehr. Alle bewundern unseren Mut, daß wir es wagen, mit einem so kleinen Schiff die Welt zu umsegeln. Am nächsten Tag lichteten wir die Anker und nahmen Kurs auf die unbewohnte, aber legendenreiche Insel Cocos. Viele Expeditionen sind vor uns dort gewesen, um den Schatz der Inkas zu suchen, den diese der Sage nach hier verborgen haben, um ihn nicht in spanische Hände fallen zu lassen.

Nach fünftägiger Fahrt ragte vor uns die einzigartig geformte, etwa 600 Meter hohe Insel aus dem Meere. Sie war dicht bewachsen mit Bäumen und undurchdringlichem Buschwerk. Früher sollen dort nur Kokospalmen gestanden haben; heute sieht man solche nur noch vereinzelt. Als wir uns der Insel näherten, kamen uns Tausende von Vögeln entgegen. Es waren die einzigen Bewohner der Insel, die uns willkommen hießen. Sie kannten keine Furcht vor den Menschen. Bald waren unsere Masten, Taue und Stangen dicht besetzt. Für unser Deck war der Besuch wenig angenehm; es sah bald aus wie Pfeffer und Salz. Auch wir befanden uns in Gefahr und mußten Südwester aufsetzen, um wenigstens das Haar zu schützen. Im Wasser tummelten sich Delphine. Sie umringten das Schiff und gaben uns ein wunderbares Geleit.

Der Ha: mit den 44 Jungen

Nachdem wir die Insel erreicht haben, ankerten wir in einer kleinen Bucht. Hier nimmelte es von Haien. Solche Mengen habe ich vorher nie gesehen. Wir holten unsere Flinten und schossen viele. Wie wilde Bestien stürzten sich die anderen auf die getroffenen Artgenossen und rissen sie in Stücke, ehe sie vollends verendeten. Einen riesigen Tigerhai fing ich. Es dauerte zwei Stunden, bis sich die Bestie ausgetobt hatte. Meine Hände waren von dem langen Kampf ganz wund geworden. Das Tier war sechs Meter lang und hatte 44 lebende Junge im Leibe die wie Panther gefleckt waren.

An Land sieht man in Stein gehauen die Namen der vielen Schiffe, die hier auf der Suche nach dem verborgenen Inka-Schatz waren. Aufgrabungen, Sprenglöcher, zerfallene Hütten, alte Spaten. Diese usw. sind die Zeugen eifrigen Suchens und — enttäuschter Hoffnungen. Auch ich habe meinen Namen eingemeißelt und gehöre nun der Nachwelt als Schatzsucher an. Wie bei allen anderen hat sich auch bei mir das Wort: „Suchet, so werdet ihr finden!" nicht bewahrheitet. Statt Gold fanden wir Austern, Hummern, Schildkröten, wilde Schweine und Ziegen. Wir frischten die Proviantbestände auf und setzten unseren Kurs nach den 600 Meilen entfernt liegenden Galapagos-Inseln fort. Das sind gewaltige Inseln vulkanischen Ursprungs. Dort fanden wir Leguane, die als die Nachkommen der vorsintflutlichen Drachen gelten. Sie sehen auch so aus. Wenn man sich ihnen nähert, spucken sie schon auf große Entfernungen. Im übrigen sind sie harmlos. Auch einsame Riesenschildkröten fanden wir, die sonst überall in der Welt ausgerottet sind. Seelöwen, Albatrosse, Eidechsen und viele andere Tier- und Vogelarten gab es in Massen. Große Rinderherden tummelten sich in den Bergen. Früher hier einmal ausgesetzt, haben sie sich stark vermehrt. Wasser gibt es nur an unzugänglichen Stellen. Menschen können auf der Insel nicht leben. Deshalb kennen die Tiere keine Scheu. Aus diesem Grunde wohl wirkt alles so eigenartig und seltsam auf der Insel.

Südsee-Insulaner ehren die deutsche Flagge

Anschließend statteten wir der kleineren Insel Floreana einen Besuch ab. Das ist das Paradies, in dem sich Dr. Ritter und die Baronin Wagner aufgehalten haben. Hier kann man wohl leben, aber nur dann, wenn man sehr fleißig ist. Der einzige, der sich hier mit Erfolg angesiedelt hat, ist ein Deutscher namens Wittmer. Er ist vor Jahren mit Frau und Kindern herübergekommen und lebt seitdem abgeschlossen von der Welt. Mit seltenem Fleiß hat er sich eine schöne Heimat aufgebaut. Besonders stolz ist er auf seine Gemüsegärten, die wirklich fabelhaft angelegt sind.

Von Galapagos ging es nach Tahiti. Das sind 40 000 Meilen, die wir durchsegeln mußten. Bei leichten Passatwinden und zeitweiser Windstille dauerte die Fahrt länger, als wir erwarteten. Als wir in Tahiti an Land gingen, erfüllte mich große Spannung, denn Tahiti liegt im Gebiet meiner früheren Kaperfahrten, wo auch mein alter „Seeadler" gestrandet ist.

Die Eingeborenen erwarteten uns voller Ungeduld. In dichten Scharen standen sie an der Landungsstelle und winkten uns begeistert zu. Zum ersten Male zeigte sich ihnen Deutschlands neue Flagge, die sie ehrten.

Wiedersehen mit einer alten Kanone

Aus Furcht, daß die Eingeborenen einem Deutschen zu große Ovationen bringen könnten, hatte die französische Regierung alle Polizeibeamten zusammengezogen und aufgebaut. Kaum an Land gekommen, wurde mir von den begeisterten Eingeborenen zugerufen, daß meine alte Kanone vom „Seeadler" im Park von Tahiti aufgestellt sei. Das war eine freudige Nachricht. Es gab kein Halten mehr für mich, ich mußte sie wiedersehen und stürmte davon; vor und hinter mir die Eingeborenen in hellen Scharen.

Tatsächlich, auf dem schönsten Platz Tahitis stand meine alte, liebe Kanone, sadellos aufmontiert und mit einer Messingtafel versehen. Nach 20 Jahren sah ich sie wieder. Eine lange Zeit! Ich konnte es kaum fassen, so frisch waren die vielen Erinnerungen, die mein Herz bewegten. Die Eingeborenen rissen mich aus meiner Versunkenheit. Sie scherzten und machten gebahafte Zeichen. Es waren Ausdrücke der Sympathie. Besonders freute ich mich über diesen Zuruf: „Dich und deine Kanone haben wir gern! Ihr habt keine Menschenleben geraubt!" Immer voller wurde der Platz, immer größer die Begeisterung.

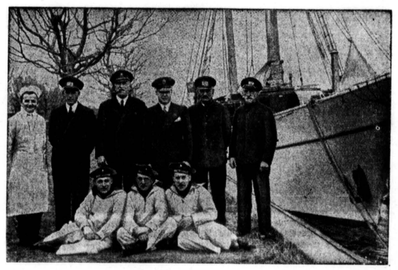
Der Polizeichef schien die Verantwortung nicht mehr länger tragen zu können. Er kam auf mich zu und sagte: „Diese Demonstrationen!" Ich antwortete etwa so: „Seien Sie unbesorgt! Ich fühle mich sehr geschmeichelt, daß Ihre Regierung meiner Kanone einen so schönen Platz gegeben hat. Ein Beweis, daß Frankreich seinen früheren Gegner ehrt. — Wenn Sie die Geschichte Ihres Landes kennen, werden Sie auch wissen, daß mein Urgroßvater Marschall von Frankreich war. Ich glaube nicht, daß es im Sinne Ihrer Regierung liegt, den Urenkel auf Tahiti so zu empfangen, der herkommt, um Mißverständnisse zu beseitigen und Brücken der Verständigung zu bauen." Er stand stramm, legte die Hand an die Mütze, und damit war der Fall erledigt.

Erinnerungsstücke aus großer Zeit

Wir genießen hier Tage der Erholung, die uns nach der langen Fahrt wohltun. Die Eingeborenen bringen mir viele Erinnerungsstücke vom „Seeadler", die sie gefunden oder eingetauscht haben. Ein Kapitän hat sich aus meiner früheren Kajüte eine Wohnung hergerichtet. Nach so langer Zeit darin zu sitzen, mutet ganz eigen an. Der Gouverneur von Tahiti ist ein vorzüglicher Mann. Er war früher Kapitän in der französischen Marine. Meinen Besuch hat er sofort erwidert. Im weiteren Verlauf sind wir gute Freunde geworden.

Die Eingeborenen gaben uns Tanzfeste und großartige Essen. Auf heißen Steinen gebackene, mit herrlichen Früchten gefüllte Schweine sind etwas Wunderbares, auch für einen Europäer. Dazu unterhalten sie uns durch ihre schönen Gesänge. Die Häuptlinge reichen uns als Ehrengabe „kawa-kawa". Das ist Göttertrank, den nur Häuptlinge trinken.

Tahiti ist wirklich ein Paradies. Es zu sehen und zu genießen, macht glücklich. Auch droht kein Exzenzel mit Vertreibung. Dennoch müssen wir weiter. Samoa ist unser nächstes Ziel. Dort werden wir besonders ungeduldig erwartet von vielen Freunden und alten Kameraden, die mit mir auf Neuseeland in Gefangenschaft waren. Ich denke schon viel an Samoa. Bald geht die Fahrt weiter auf der Rundung des Erdballs . . .



Die „Seeteufel"-Besatzung
Stehend von links nach rechts: der Schiffskoch Winter, 1. Offizier Krause, Graf Luckner, Maschinist Kunert, Bootsmann Müller. Untere Reihe: Funker Riethmaier, Matrose Katschke und Matrose Thiele. Rechts im Hintergrund der „Seeteufel". (Presse-Photo, K.)

Dornröschen IN LÜDERITZBUCHT

Roman von Alex Rudolph

6. Folge

„Sie lieben mich, Herr Mokat?"

„Verzeihen Sie", stottert der Mann schuldbewußt und beschämt. „Ich . . . ich hätte nie gewagt, Ihnen das zu sagen. Aber nun bin ich ja reich geworden und . . . bitte, verzeihen Sie . . ."

„Ich will sehr gerne Ihre Frau werden, Herr Mokat", sagt Zoe von Doemen schlicht.

Die breite Hand Mokats zuckt zwischen ihren Fingern. Tief erschrocken starrt er das schöne Mädchen an. „Fräulein Zoe . . . ich bitte Sie! Das ist doch wieder ein . . . ein Scherz! Ein krampfhaftes Zucken geht über sein rotes Gesicht. „Sie sollten das nicht tun, Fräulein Zoe. Ich meine es ehrlich, wenn ich auch nur ein . . . ein . . ."

„So schlecht dürfen Sie nicht von mir denken, Herr Mokat", sagt Zoe ernst.

„Schlecht von Ihnen denken, ich?"

„Nun also."

Ja, nun also. Franz Mokat wartete mit offenem Munde. Natürlich denkt er doch nur das Beste, das Allerschönste von Zoe. Aber was sie da vorhin gesagt hat, das kann doch nicht ihr Ernst sein. Oder hat sie es gar nicht gesagt, hat er geträumt?

So rätselt, so kindlich hilflos ist sein Gesicht, daß Zoe in jäh aufwallender Rührung dieses Gesicht plötzlich zwischen ihre beiden Hände nimmt und ihn mitten auf den Mund küßt.

„Hallo! Seht mal die beiden da!"

„Donnerschlag, das geht zu weit, schöne Zoe!"

„Das ist gegen die Abmachung! Gleiches Recht hier für alle!"

Zoe von Doemen richtet sich auf und strahlt aus leuchtenden Augen die ganze Gesellschaft an. „Meine Herren, ich habe mich soeben mit Herrn Franz Mokat verlobt!"

„Machen Sie keine schlechten Witze, Zoe!"

„Wo ich dir doch so heiß liebe!"

„Ist denn der ganze Laden hier heute verrückt geworden?"

„Zoe! Mädel! Hebe von Lüderitzbucht! Du sagen Sie mal ernstlich: Ist das Tatsache?"

„Jawohl, Tatsache!" schreit Franz Mokat wie in einem Taumel dazwischen. „Ich kanns ja selbst nicht glauben, aber — sie hat mich gefüßt! Sie hat gesagt, daß sie meine Frau werden will! Ich bin ja jetzt reich und kann ihr . . ."

Eine weiche Mädchenhand legte sich rasch über seinen Mund. „Nicht weil er ‚reich' ist, wie er es nennt, habe ich mich mit Franz Mokat verlobt, meine Herren", sagt Zoe in glücklichem Lächeln, „sondern weil er ein braver, redlicher Mensch und tüchtiger Arbeiter ist."

Einen Augenblick noch staunen die Herren das glückschwere Gesicht Zoes, die verwirrten, trunkenen Augen Mokats an, dann bricht die Ueberraschung in laute Fröhlichkeit aus.

„Also wirklich Ernst?"

„Weiß der Deubel, Zoe. Sie sind nicht nur schön. Sie sind auch gescheit!"

„Ein braver Kerl ist der Mokat — alles was recht ist."

„Glückwunsch! Glückwunsch! Glückwunsch!" Der lange Dehnwitz, der vorhin so energisch Zoes Partei genommen hat, stürzt nach der Ecke und reißt einen vertrockneten „Makarstrauß" aus der Vase, präsentiert ihn mit feierlicher Miene den beiden Menschen, die ihre Hände nicht loslassen:

„Dem glücklichen Brautpaar zur Verlobung, das platte Land!"

Zoes lachender Widerspruch bleibt erfolglos. Sie muß hinter der Bar hervor und an Franz Mokats Seite die Glückwünsche entgegennehmen. Vater Grutzke muß in Anbetracht des freudigen Ereignisses einspringen und heute selber hinter der Bar bedienen. Er tut es mit einem stillen Schmunzeln und denkt sich sein Teil dabei. War eine gute Stunde, da Zoe von Doemen in sein Haus kam. Das Mädel versteht wahrhaftig ihren Kram. Verzibt sich nichts und weiß doch, den Konsum immer wieder zu steigern. Was heute abend wieder getrunken wird, ist direkt großartig. Das mit der Verlobung nimmt Vater Grutzke ja nun nicht ernst, aber er hütet sich natürlich, seine Zweifel zu äußern und das Geschäft zu stören. Bis früh in die Nacht hinein herrscht laute, lärmende Fröhlichkeit in der Bar.

„Mensch, Mokat, Sie sind doch ein Glückspilz", sagt der Kollinsdirektor Hamman, als man endlich aufbricht, und rüttelt den „Bräutigam" an beiden Schultern. „Verkauft an einem Abend seine Sandhaufen um dreistausend Märker und führt noch dazu das schönste Mädchen von Lüderitzbucht und hundert Meilen in der Runde heim!"

Franz Mokat drückt die Hände, die sich ihm zum Abschied entgegenstrecken, und schweigt verlegen zu den lachenden, fröhlichen Reden. Seine Augen suchen wieder hinüber zu Zoe, die nun doch noch einmal hinter die Bar gegangen ist und Herrn Grutzke bei der Abrechnung hilft. Wie glücklich sie aussieht! Franz Mokat ist gar nicht so übermütig fröhlich zumute wie den anderen Herren. Er hat vielmehr das Empfinden, als müsse er niederknien und beten.

VII.

Drei Tage lang spricht ganz Lüderitzbucht nur von Karl Staupes Verrücktheit. Drei Tage lang hält die ganze Stadt sozusagen den Atem an. Man weiß nicht, was man eigentlich erwartet, aber jedermann wartet darauf, daß irgend etwas geschieht.

Es geschieht nichts. Karl Staupe hat seine Kaufverträge amtlich beglaubigen lassen und ist mit der Bahn nach Otavi abgereist. Dabei ist nichts Besonderes, denn er hat dort oben am Ende der kaum fertiggestellten Bahnlinie beruflich zu tun. Ein paar ganz Schlaue wollen wissen, er sei nur bis Colmannskuppe gefahren und dort ausgestiegen. Aber die Leute, die zu den verlassenen Diamantenfeldern hinausgeritten sind, kommen kopfschüttelnd zurück. Nein, Staupe ist nicht dort. Und am nächsten Tag weiß jedermann durch das zurückgekehrte Zunerpersonal: er ist wirklich bis Otavi mitgefahren und geht dort oben ganz ruhig seiner Arbeit nach.

Gar nichts geschieht. Die wenigen Hartnäckigen, die noch immer draußen bei Colmannskuppe herumbudbeln, finden keine Diamanten mehr. Auch von irgendeinem neuen Fund an einer anderen Stelle der Namib verlautet nichts, und endlich geben auch die Mißtrauischsten das Warten auf und gehen achselzuckend über Karl Staupes Verrücktheit zur Tagesordnung über.

Viel länger spricht man in Lüderitzbucht von der seltsamen Verlobung in Grutzes Bar. Franz Mokat ist seit dem Diamantenfund in nichts mehr die komische Figur, die er früher im Bewußtsein seiner Bekannten gewesen, aber trotzdem: der schwerfällige, unansehnliche Bahnarbeiter und das schöne fremde Mädchen in Grutzes Bar, das ist ein so seltsames Gespann, daß man damit so leicht nicht fertig wird. Dabei weiß man im Grunde gar nicht, warum eigentlich die beiden nicht zusammen passen sollten. Mokat ist ein einfacher Bahnarbeiter, aber ein anständiger, solider Mann, der ganz gut verdient und Frau und Kinder bei bescheidenen Ansprüchen ernähren kann. Außerdem hat er ja jetzt ein Kapital in der Hand. Und Zoe von Doemen ist schließlich auch keine Prinzessin. Eine Angestellte Grutzes, weiter nichts. Auch sie verdient ganz gut, aber von besonderem Vermögen der schönen Zoe hat noch niemand etwas gehört. Warum also sollten die beiden Menschen nicht heiraten? Wer die Angelegenheit nüchtern und logisch betrachtet, kommt zu dem Ergebnis, daß doch eigentlich gar nichts Besonderes an dieser Verlobung ist. Zoe von Doemen, die gewiß schon viel in der Welt umhergeworfen ist, hat es satt, hinter einer Bar zu stehen. Drinks auszuschenken und sich von Hinz und Kunz fade Schmeicheleien oder gar grobe Anzüglichkeiten sagen zu lassen. Vernünftig genug, daß sie ein bescheidenes, ruhiges Familienleben vorzieht. Aber das ist es eben: ausgerechnet Franz Mokat!

Jahrelange Vorurteile und Gewohnheiten lassen sich nicht so leicht ablegen. Man hat sich in Lüderitzbucht nun einmal daran gewöhnt, in Franz Mokat einen zwar ehrlichen, aber beschränkten Menschen zu sehen, eine demütige, bescheidene Null, und es will keinem so schnell in den Kopf, daß dieser unscheinbare Arbeiter nun der Verlobte der schönen Zoe von Doemen sein soll. Sie hätte, weiß Gott, ganz andere Chancen gehabt. Daß Zoe von Doemen keine abenteuernde, leichtfertige Filiege, sondern eine anständige, berufstätige Frau ist, darüber ist man sich in Lüderitzbucht schon lange klar gewesen, und hier unten in Afrika rümpft man nicht wie die engstirnigen Spießbürger daheim die Nase über eine Frau, die hinter einer Bar steht. Es gab mehr als einen ansehnlichen und aufgestellten Herrn unter Grutzes Stammgästen, die sich bezüglich der schönen Zoe mit ernsthaften Absichten getragen haben. Weiße Frauen sind immer noch rar hier in Südwest, und Zoe von Doemen ist eine ausgesprochene Schönheit. Jung, tüchtig, gesund und schön dazu — kein Wunder, daß man in Lüderitzbucht bereits damit gerechnet hat, eines Tages eine Verlobungsnachricht zu hören. Aber man hat auf ganz andere Kandidaten getippt. Auf Max Freytag zum Beispiel oder auf den langen Landmesser Dehnwitz, der seit Zoes Anwesenheit der eifrigste Gast der Bar gewesen ist. Dehnwitz ist Bahnbeamter und nicht ohne Vermögen. Seine Ueberseidlung nach Windhuk ist nur noch eine Zeitfrage. Also eine wirklich gute Partie für die schöne Zoe. Andere wieder haben den Ingenieur Karl Staupe für den zukünftigen Bräutigam gehalten. Auch der Kollinspektor Hamman, der Witwer ist, kam in Frage, und es gab sogar Leute, die davon munkelten, daß Wilhelm Just, der größte und wohlhabendste Farmer zwischen Lüderitzbucht und Otavi, sich ernsthaft für die schöne Zoe interessiere. An Franz Mokat hat niemand gedacht.

Aber es bleibt dabei. Zoe von Doemen, die in den nächsten Tagen wohl hundertmal die Frage beantworten muß, ob es denn wirklich Ernst sei mit ihrer Verlobung, bejaht ohne jede Einschränkung die Tatsache. Man muß sich also mit der zuerst recht skeptisch aufgenommenen Nachricht abfinden.

Zoe van Doemen steht nach wie vor jeden Abend hinter Grutzes Bar. Zuerst hat sie wohl die Absicht gehabt, ihre berufliche Tätigkeit aufzugeben und sich traendvo in Lüderitzbucht einzumieten. Aber Herr und Frau Grutze haben vor Entsetzen fast zu weinen begonnen, als sie von dieser Absicht sprach. Was sollte denn nur aus der Bar werden, wenn das Fräulein fortginge! Zwei Drittel der Gäste würden ja einfach wegbleiben, wenn Zoe nicht mehr da sei! Wenigstens nicht so schnell", hat Vater Grutze gesagt. „Bleiben Sie wenigstens noch so lange, bis die Leute sich an den Gedanken gewöhnt haben!" Zoe hat ihren Verlobten, der bei der Aussprache zugegen war, fragend angesehen, und Franz Mokat hat ernst genickt. Da hu, wie du sagst, es gut gehabt hat bei Herrn Grutze, ist es wohl recht, daß du ihn auch nicht so schnell im Stich läßt. Es ist ja schließlich auch egal, ob du hier wohnst oder bei anderen Leuten. Bis wir ein Häuschen für uns gefunden haben."

So ist vorläufig alles beim alten geblieben. Zoe wohnt bei Vater Grutze und steht allabendlich mit ihrem stillen, glücklichen Lächeln hinter der Bar. Und Franz Mokat geht tagsüber draußen bei Colmannskuppe fleißig und gewissenhaft seiner Arbeit nach. Abends kommt er auf seiner Draisine in die Stadt, aber auch dann ist er um kein Haar anders als früher: der bescheidene, ruhige und immer ein bißchen verlegene Mann, den jeder kennt. Nur den Kopf trägt er etwas aufrechter als sonst und in seinen Augen ist immer ein verhaltenes, stilles Leuchten.

*

„Ich mag sie nicht", sagt Hilde Stein entschieden und macht mit der Hand eine abschließende Bewegung. „Es ist möglich, daß sie ihr Unrecht getan haben, Freytag, aber ich habe rein instinktiv für dieses Fräulein van Doemen nichts übrig."

Max Freytag, der ihr gegenüber unter dem Sonnensegel der kleinen Veranda vor dem Hause des Prokuristen Stein sitzt, räuspert sich schuldbewußt. „Recht muß Recht bleiben, Hilde. Ihr Verhalten gegenüber Mokat war mehr als verdächtig, aber wenn sie darauf ausgegangen wäre, den armen Kerl nur zu neppen, hätte sie sich bestimmt nicht mit ihm öffentlich verlobt. Die dreißigtausend Mark konnten sie unmöglich dazu reizen. Dehnwitz hat mindestens ebensoviel Vermögen und ist ein ganz anderer Mann als der gute Mokat."

„Bitte, lieber Freytag", knottet Hilde Stein. „Halten Sie Ihre Verteidigungsrede nur zu Ende. Ich höre gespannt zu. Als der gute Mokat' hatten Sie gesagt."

„Ich verteidige nicht, Hilde, aber ich halte es für meine Pflicht, einzugestehen, daß ich mich in der Beurteilung Zoe van Doemens geirrt habe. Sie ist eine anständige Frau."

„Daran habe ich noch nicht gezweifelt."

„Und doch lehnen Sie Zoe van Doemen glatt ab?"

„Ja", sagt Hilde Stein und denkt einen Augenblick mit zusammengezogenen Brauen nach. „Von Ihrer Anklage damals wollen wir gar nicht reden. Das war natürlich Unsinn und Sie haben ja schon ihr Teil weg dafür. Hamman erzählte mir, daß man Sie bei Grutze an die Luft gesetzt hat."

„Und wie! Ich spür meine Knochen heute noch!"

„Geschieht Ihnen recht, Freytag. Nein, was ich gegen Fräulein von Doemen habe, das ist etwas ganz anderes. Es läßt sich auch nicht so leicht ausdrücken. Sehen Sie, diese Frau tut dauernd Dinge, die niemand versteht und für die sie selbst keine Erklärung gibt. Sie verrät Mokats Fund an Staupe und — bestimmt dann den verständlicherweise zögernden Mokat dazu, dem total verdrehten Staupe dreißigtausend für die wertlosen Felder abzunehmen. Sie hat, wie Sie selber erzählten, wochenlang Franz Mokat kaum beachtet und — verlobt sich plötzlich mit ihm. Es ist etwas Hinterlistiges an dieser Frau. Ja, ich weiß schon", lacht sie, als Freytag eine Einwendung machen will. „Ihr Männsleute benennt das mit einem klangvolleren Namen: etwas Geheimnisvolles, etwas Mystisches! Meinetwegen. Aber mir gefällt das nicht. Ich liebe Klarheit und volles Sonnenlicht, besonders im Leben einer Frau."

„Es ist nicht alles so klar und einfach wie in Ihrem Dasein, Hilde."

„Verlang ich gar nicht. Das ist Glückssache. Aber man soll den Mut haben, die Fensterläden aufzumachen und die Welt hineinschauen zu lassen in sein Kämmerlein. Auch wenn es darin allerlei altes Gerümpel und Unrat gibt. Man soll sich selbst und seine Handlungen nicht hinter einem geheimnisvollen Mäntelchen verstecken."

„Dazu gehört eine tüchtige Portion Reinheit und Charakterstärke, liebe Hilde."

„Nur die Reinheit, die den Schmutz verabscheut. Nur die Stärke, die will."

Max Freytag schweigt und läßt seine Augen sinnend über die Veranda und über das Haus gleiten. Alles ist hier so blitzsauber, so ordentlich und gepflegt. Das ganze Haus ist, wie Hilde Stein selbst ist:

„Des Schneiders Höllenfahrt"

. . . nachdem er all' gemessen hat,
Nahm er sein' lange Scher
Und stutzt den Teufeln d' Schwänzeln ab,
Sie hupfen hin und her,
„He, he, du Schneidergesell,
Geh' du nur aus der Höll'!
Wir brauchen nicht das Stutzen,
Es gehe, wie es wöll'!
(Altes Volkslied)

fest und stark gefügt und strahlend von frischer, selbstverständlicher Sauberkeit und Klarheit. Er muß an seine eigene Junggesellenstube denken, in der Tropenkoffer, Kleider, Jagdgeräte und Felle immer in wüstem Durcheinander herumliegen, und seufzt unwillkürlich.

„Sie wissen, Hilde, wie ich Sie verehre. Ihre . . .“

Ein übermütiges Lachen unterbricht ihn. „Geschenkt, Freytag! Wir sind hier nicht in Gutzkes Bar! Sagen Sie mir lieber mal ehrlich: als Sie Makat davon abrieten, die Felder zu verkaufen, war das wirklich Ihre ernste Meinung? Oder wollten Sie Staupe davor bewahren, sein Geld zum Fenster hinauszuwerfen?“

„Sie denken viel zu gut von mir, Hilde. Ob Staupe seinen Mammon los wurde oder nicht, war mir vollkommen gleichgültig.“

„Aber was erwarten Sie denn nur noch von den Feldern da draußen?“

„Das weiß ich nicht.“ Max Freytag steht auf und hat auf einmal einen verbissenen Zug im Gesicht. „Ich sehe, offen gestanden, nicht die geringste Möglichkeit, aber — es ist eben Glückssache, liebe Hilde. Genau wie Ihre Abneigung gegen Zoe van Doemen. Ich jedenfalls verkaufe meine Felder nicht.“

„Komisch. Und jetzt wollen Sie wirklich wieder nach Colmannskuppe?“

„Ja. Ich habe so eine Unruhe in mir . . . irgend etwas treibt mich immer wieder dahin. Außerdem hab ich Makat versprochen, seine Bude da draußen zu bewachen, damit er ruhiger den Abend bei seiner Verlobung verbringen kann.“

„Na, mich interessiert mein „Feld“ da draußen nicht mehr. Sand hab ich hier in Lüderitzbucht reichlich genug.“

„Also bis morgen denn.“ Freytag hält die Hand, die Hilde Stein ihm zum Abschied aus dem Korbstuhl entgegenstreckt, so lange fest, bis das Mädchen verwundert aufschaut.

„Was haben Sie denn, Freytag? Wollten Sie mir noch etwas sagen?“

„Nichts Besonderes. Höchstens . . . na ja, ich dachte eben daran, ob es nicht ganz angebracht wäre, wenn wir beide dem Beispiel Franz Makats folgten. Wir kennen uns nun schon drei Jahre . . .“

„Drei Jahre und sechs Wochen, wenn Sie es genau wissen wollen“, lacht Hilde hell auf. „Ich erinnere mich noch genau an den Tag, da Vater mir den großen Löwenjäger ins Haus brachte. Aber machen Sie um's Himmels willen nicht ein so feierliches Gesicht, Freytag. Es sieht direkt beängstigend aus.“

„Mir ists aber verdammt ernst mit meiner Frage, Hilde.“

Hilde Stein federt aus ihrem Stuhl empor. Rank und weiß steht ihre hochgewachsene Gestalt vor ihm, genau so groß wie er selbst. „Dann sollen Sie auch eine ernste Antwort haben, Freytag. Ich bin kein Rotbehelf! Seitdem Sie vom Kunene zurück sind, haben Sie nur Augen gehabt für Fräulein van Doemen . . .“

„Ich versichere Ihnen, Hilde . . .“

„Reden Sie doch nicht, lieber Freytag! Meine Augen sind noch ganz gut. Und mein Verstand hat auch nicht unter der Sonne gelitten. Der bunte Vogel ist Ihnen davongeflogen, und nun soll ich . . . Sagen Sie mal, sind Sie eigentlich recht bei Trost?“

Max Freytag zwinkerte mit den Augen und macht ein Armsündergesicht. „Ich bin kein Heiliger, Hilde. Es stimmt schon, ich hab drüben bei Gutzke auf Deubel komm raus Zoe van Doemen den Hof gemacht . . .“

„. . . und mich gleich am ersten Abend sitzen lassen.“

„Nee, das nicht, Hilde. Damals am ersten Abend lag die Sache anders. Da bin ich nur dageblieben, um den guten Makat im Auge zu behalten. Von wegen des Diamantenfundes. Aber später . . . na ja, ich hab Zoe van Doemen den Hof gemacht wie alle anderen, Süßholz geraspelt — wie man's eben macht gegenüber einem hübschen Backfisch. Aber ernstlich . . . nein, Hilde, das dürfen Sie nicht glauben, daß ich ernsthaft auch nur eine Sekunde an Zoe van Doemen gedacht habe. „Zum Kuckuck auch“, — Freytag bekommt unter dem ernsten, prüfenden Blick des Mädchens langsam einen roten Kopf —, „man kann doch nicht bei jeder alltäglichen Begegnung auf der Straße zeigen, wie es in einem aussieht! Wie man zu einem Menschen steht, Hilde, das zeigt sich immer erst richtig, wenn man in einer ernsten Stunde mit ihm zusammen ist.“

„Ja, Freytag.“ Um Hildes Mund ist auf einmal wieder das alte, helle Lächeln. „Ich hab nicht vergessen, daß Sie mir bei Colmannskuppe eines ihrer eigenen Felder einfach schenkten. Sie, der Sie Ihre Felder unter keinen Umständen verkaufen wollen.“

„Ach, Hilde, das ist doch nebensächlich!“

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht, Freytag. Jetzt reiten Sie mal brav nach Colmannskuppe raus und — grüßen Sie mir Franz Makat schön.“

„Hilde, Sie sind ein . . . ein . . .“

„Na, was den, bitte?“

„Ein verdammt liebes Mädel“, brüllte Max Freytag, dreht sich auf dem Absatz herum und rennt davon.

Der Prokurist Stein wundert sich gar nicht, als er eine Stunde später nach Hause kommt und sein Mädel singend und in voller Arbeitsinnt in der Küche findet. Er schnuppert nur verschmitzt in der Luft. „Du, Hilde, hier riechts verdächtig nach Löwen, nicht?“

„Nein, höchstens nach einem Mann“, lacht Hilde und rumort so nachdrücklich mit Töpfen und Kasserollen, daß die Antwort ihres Vaters verlorengeht.

VIII.

Die Hilde! Hilde Stein! Während Max Freytag seinen Gaul durch den Sand längs der Bahnlinie dahintraben läßt, wie er will, hängt er tiefsinnigen Gedanken nach. Das mit Zoe van Doemen ist wirklich Unsinn. Er fühlt in dieser Beziehung keine Schuld gegen Hilde Stein. Die ungewöhnliche, eigenartige Schönheit Zoes hat ihn wohl eine Zeitlang gefesselt, aber seine Bemühungen, seine Komplimente entsprangen viel mehr jener männlichen Eitelkeit, die den anderen „Verehrern“ bei der schönen Zoe den Rang ablaufen wollte. Wenn er in den letzten Jahren gelegentlich an die gedacht hat, die einmal sein Leben teilen sollte, dann hat das Bild immer die Züge Hilde Steins getragen, auch nachdem er Zoe van Doemen kennengelernt.

Tja. Da steht du nun, Max Freytag, Abenteurer, Löwenjäger, Prospektor! Hast doch immer die Ansicht verfochten, ein richtiger Buschjäger und Weltenbummler müsse unbeweibt bleiben, ohne schweres Gepäck, allzeit mobil und unbeschwert. Und nun hast du also doch der Hilde Stein einen regelrechten Heiratsantrag gemacht! Max Freytag merkt zu seinem Erstaunen, daß er nicht einmal ärgerlich sein kann über diesen Umsturz seiner sonstigen Grundsätze. Im Gegenteil, er ertappt sich dabei, daß er ganz vergnügt leise vor sich hin pfeift. Ob sie ihn wohl mag, die Hilde? Widsinnige Frage! Natürlich mag sie ihn! Ein Mädel wie Hilde Stein gibt sich nicht so viel mit einem Manne ab, wenn sie keine tiefere Sympathie für ihn empfindet. Ihr Widerstand ist nichts als begreifliches, gekränktes Selbstbewußtsein. Das wird sich geben. Alle Wetter, sie muß doch einsehen, daß er, Max Freytag, sich mehr aus ihr macht als aus der schönen Zoe. Und Vater Stein wird auch kein Veto einlegen, wenn es so weit ist. Der hat schon lange über die Freundschaft Hildes zu dem „Löwenjäger“ gewitzelt.

Hilde Stein ist ein Mädel, die in das Land hier paßt. Eiserne Gesundheit, klarer Blick, gute Reiterin und noch bessere Hausfrau. Ein Jahr noch, höchstens zwei, dann wird man also eine kleine Farm haben irgendwo in Südwest, ein behagliches sauberes Heim, und wenn man nach Hause kommt von der Jagd, dann wird eine junge, weiße Frau auf der Veranda stehen und winken. Zum erstenmal in seinem Afrikaleben gibt Max Freytag sich solchen Zukunftsträumen hin und er ist so darin vertieft, daß er gar nicht merkt, daß sein treuer Gaul ihn bereits bis dicht an die Station Colmannskuppe getragen hat. Erst das Geschnatter der Feierabend machenden schwarzen Arbeiter weckt ihn aus seinem Sinnen auf.

Franz Makat wartet bereits ungeduldig. Freytag hat kaum sein Pferd angebunden, als er den Kameraden schon dabei trifft, die Droschke startfertig zu machen. Herzlicher als sonst schüttelt er ihm die Hand.

„Ich bleibe bis morgen hier, Makat. Lassen Sie sich also nicht stören in Lüderitzbucht. Uebrigens: Haben Sie etwas von Staupe gehört?“

„Er ist noch in Otavi. Peter Kohl, der Zugführer, erzählte es mir heute, als er hier haltmachte. Staupe soll sich mit der Absicht tragen, nach Kapstadt zu fahren, um den Engländern seine Felder hier zum Kauf anzubieten.“

„Glaub' ich kaum. Jedenfalls würde er dort keine Geschäfte machen. Die Englishmen sind für phantastische Objekte nicht zu haben.“

„Es ist auch wohl nur ein leeres Gerede.“ Franz Makat zögert ein wenig. „Aber da Sie gerade nach Staupe fragen, Freytag, — meinen Sie nicht, daß ich eigentlich Karl Staupe wenigstens einen Teil des Geldes zurückzahlen sollte?“

„Mann, Makat? Warum denn das?“

„Es ist soviel“, sagt Franz Makat bedrückt. „Dreißigtausend. Und was er dafür bekommen hat, ist doch nur wertloser Sand.“

„Lieber Makat, Sie sind und bleiben ein Esel“, sagt Freytag herzlich. „Sie haben das Ihrige getan. Sie haben sogar, wenn ich mich recht erinnere, Staupe entschieden abgeraten und ihm erklärt, daß Sie seither so wenig wie alle anderen in Ihrem Sand Diamanten gefunden haben. Wenn er in seinem Eigensinn trotzdem darauf bestanden hat, Ihnen die Felder für die von ihm selbst gebotene Summe abzukaufen, so ist das seine Sache, nicht die Ihrige. Es war ein regelrechtes, unanfechtbares Geschäft, und Staupe hat es selbst gewollt. Dafür sind wir alle Zeugen.“

„Ja doch . . . aber trotzdem . . .“

„Seien Sie kein Frosch, Makat. Sie plagen sich mit einem allzu zarten Gewissen. Was sagt denn Ihre Braut dazu?“

„Zoe?“ Franz Makats sorgenvolles Gesicht überzieht ein heller Schein. „Sie sagt ungefähr dasselbe wie Sie, Freytag.“

„Na, also, Mann! Dann ist doch alles in schönster Ordnung. Grüßen Sie Fräulein von Doemen von mir, und . . . Halt! Halt, Makat! Nicht so schnell! Ich wollte noch sagen . . . na ja, also wenn Sie heute abend zufällig Fräulein Stein sehen sollten, dann bestellen Sie auch ihr einen Gruß von mir.“

„Kommt Fräulein Stein denn heute zu Gutzke?“

„Nee, natürlich nicht. Aber es könnte doch sein, daß Sie ihr auf dem Weg von der Station zu Gutzke begegnen, nicht?“

„Na, das könnte sein. Ich werd's ausrichten, Freytag.“

Der Prospektor sieht mit einem Gemisch von Aerger und heimlicher Belustigung dem auf dem Schienenweg Davonrollenden nach. Franz Makat ist wirklich ein wenig schwer von Begriff. Nicht dumm, aber man kann manchmal ungeduldig werden, so lange dauert es, bis er die einfachsten Dinge kapiert hat. Nun, dafür ist Zoe van Doemens Geist um so reger. Sie wird schon für ihn denken, wenn die beiden erst verheiratet sind.

Max Freytag packt seinen Mantelsack in der Stationshütte aus, sieht nach, ob der schwarze Samuel den Gaul ordentlich versorgt hat, und bummelt dann zu Fuß ein wenig die Hügelkette entlang. Endlos dehnt sich dort unten die Sandwüste. Ueberall stehen noch die Pfähle mit den Besitzernamen, überall ist der Boden umgewühlt, von Menschen und Pferden zerstampft. An drei, vier Stellen sieht man noch Zelte und Hochspitze. Daneben liegen Proviantkisten, Decken, leere Konservenbüchsen. Fünf oder sechs winzige schwarze Ameisen, kaum zu erkennen in der unendlichen Sandfläche, schaufeln und graben da unten immer noch.

Die Unentwegten! Ein halbes Dutzend Leute aus Lüderitzbucht, die sich immer noch nicht damit abfinden können, daß sie beim Run zu spät gekommen sind, und wenig oder gar nichts gefunden haben. Freytag ist davon überzeugt, daß ihre Arbeit vollkommen nutzlos ist, aber er versteht sie. Was die armen Kerle da drüben treibt, immer und immer wieder den Sand zu durchwühlen, das ist genau dasselbe, was den Lord Hilgate trieb, jahrelang empfindungslos gegen allen Spott dort oben am Kunene zu prospektieren: Diamantenfieber. Wen das einmal gepackt hat, läßt es nicht mehr los.

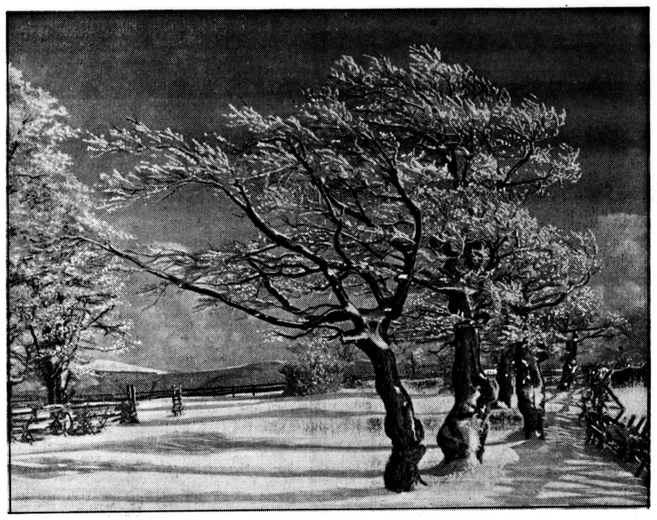
Der Nachmittag ist noch lang. Max Freytag steigt den sandigen Abhang hinunter und marschiert selber ein wenig über seine „Felder“, mehr aus Langeweile als in einer bestimmten Absicht. Sonderbarer Gedanke, daß noch vor kurzem eine Horde schreiender, besinnungsloser Menschen hier die Pfähle umgerissen hat, daß er, Freytag, mit der Pistole in der Hand diesen Sand hier hat verteidigen müssen. Heute kümmert sich keine Katze mehr um das ganze Gebiet.

Sein Fuß stößt gegen etwas Hartes, das unter dem Sand vergraben liegt. Ein Spaten, den Samuel, der faule Nigger, vergessen hat aufzuklauben und in die Hütte zu bringen. Freytag bückt sich, um das Werkzeug aufzuheben, aber er greift nicht nach dem Holzstiel, der unter dem Flugsand hervorlugt. Ganz plötzlich schnellt er aus seiner gebückten Stellung wieder hoch, als habe ihn eine Schlange angezischt. Einen Augenblick steht er da, den Kopf hochgehoben und die Augen geschlossen, während die Gedanken wie wildgewordene Pferde durch sein Hirn rasen. Bin ich verrückt? Sind meine Gedanken denn so stark mit den Diamanten beschäftigt, daß ich sie leibhaftig vor mir sehe? Beginne ich, an Einbildungen zu leiden?

„Ach was“ bändigt er mühsam den Sturm in seinem Innern. „Ich bin ganz normal und vernünftig.“ Langsam öffnet er die Augen und senkt den Blick wieder hinunter auf den Sand.

Es ist keine Halluzination. Da, kaum einen Schritt neben der vergessenen Schaufel, funkelt wirklich ein Glitzerstein! Kaltes Blut, Max Freytag! Ein Kiesel! Es ist natürlich nur ein Kiesel! Ganz langsam, um sich selber zur Ruhe zu zwingen, bückt er sich nieder und hebt den Stein auf, untersucht ihn umständlich. Nein, es ist kein Kiesel! Ein echter Diamant ist das, sogar ein ziemlich großer!

Max Freytags Hände beginnen zu zittern, aber erzwingt mit unmenschlicher Anstrengung die tolle Jagd der Gedanken in ruhige Bahnen. (Fortsetzung folgt)



Rauhreif

(Erich Zander, Archiv, M)

Welt der Frau

Die Schwesternschaften des Deutschen Roten Kreuzes

Die Schwesternschaften des Deutschen Roten Kreuzes haben die hohe, verantwortungsvolle Aufgabe, die erforderliche Anzahl staatlich geprüfter, vielseitig ausgebildeter Schwestern für die Wehrmacht im Frieden und Krieg bereitzustellen, zugleich aber auch steht die DRK-Schwester für den zivilen behördlichen Luftschutz, den amtlichen Sanitätsdienst bei besonderen Notständen sowie für die Mitarbeit an der Volksgesundheit zur Verfügung. Außerdem arbeitet die DRK-Schwester verantwortlich mit an der Ausbildung der weiblichen Hilfskräfte für den gesamten Bereitschaftsdienst.

Um diese Aufgaben erfüllen zu können, ruft das Deutsche Rote Kreuz deutsche Mädel und Frauen die bereit sind, ihre Kräfte diesem hohen soldatischen Dienst zur Verfügung zu stellen, zur Ausbildung in seine Schwesternschaft.

Das Ziel der Ausbildung der DRK.-Schwester ist die Schulung und Erziehung zur Wehrmachtsschwester, die als helfende Kameradin dem Soldaten zur Seite steht, fähig und bereit zur Pflege und zum letzten Einsatz im Kriege.

Das Mutterhaus des Deutschen Roten Kreuzes ist die Gemeinschaft, die seiner Schwestern-Bildung und Erziehung zu Grunde liegt. Es arbeitet bewußt mit an der Neugestaltung Deutschlands durch Adolf Hitler, und jedes einzelne Mutterhaus will eine Pflegestätte und Keimzelle nationalsozialistischen Glaubens und Wollens sein.

Das Mutterhaus ist Heimat und Erziehungsraum für den jungen Menschen. Ehre und Ansehen des Deutschen Roten Kreuzes sind von jeder Schwester zu wahren. So ist das Mutterhaus eine Gemeinschaft froher, tätiger Menschen. Es ist bestrebt, seine Schwestern gesund und arbeitsfreudig zu erhalten durch Gymnastik und Sport. Es fordert, daß sie mitten im Leben stehen und teilnehmen am Erleben der Zeit, weil die Schwester nur dann eine wirklich verstehende Helferin des Kranken sein kann.

Der „eingebildete Kranke“

Wie überall, so macht auch bei der Hilfeleistung bei Unglücksfällen erst die Uebung den Meister. Rote-Kreuz-Schwestern bei der Lösung einer vom Arzt gestellten Prüfungs-Aufgabe. (Weltbild)

Im Mutterhaus wächst die junge Schwester in die große Gemeinschaft der Schwestern hinein, aus ihr gewinnt sie Kraft für ihre aufopfernde Arbeit, Vertiefung der Berufsauffassung, und in ihr findet sie Ruhe und Erholung. Allerdings können ihre Freizeit in eigenen Erholungsheimen der DRK. verbringen. Eine der wichtigsten Aufgaben der DRK.-Mutterhäuser ist die, die Schwestern von der Sorge für das tägliche Leben und des Alters über die reichsgesetzlichen Vorschriften hinaus zu stellen.

Die vielseitige Ausbildung der DRK.-Schwester wird hauptsächlich im Krankenhaus und Lazarett durchgeführt. Während der zweijährigen Lehrzeit und Ausbildung in der allgemeinen Krankenpflege und der Schülerin die mannigfaltigen Arbeitsgebiete der DRK.-Schwestern eingeführt. Die Spezialausbildung im Krankenhaus vermittelt ihr die notwendigen Kenntnisse für die Sonderaufgaben der Rotkreuzschwester.

Wer als DRK.-Schwester in Zeiten des Krieges allen Nöten und Aufgaben gewachsen sein will, der muß sich in Friedenszeiten vielseitig vorbereiten und durchbilden. So muß die DRK.-Schwester über eine vielseitige Ausbildung verfügen.

Bei Neigung und Eignung besteht die Möglichkeit zur zusätzlichen Ausbildung in folgenden Spezialgebieten: Operationssaal, Narkose, Röntgen, Laboratorium, Apotheke, Gemeinschaft, Massage, Wirtschaftsbetrieb, Hauswirtschaftliche, Städtische, Hebammendienst, Wochen- und Säuglingspflege.

Zu der umfassenden Ausbildung der DRK.-Schwester kommt die Schulung für die besonderen Anforderungen der Wehrmacht hinzu. Dazu werden hohe Ansprüche an die charakterlichen Eignungen und an die straffe Erziehung der jungen Schwester gestellt, die das Deutsche Rote Kreuz in seinen Mutterhäusern gewährleistet.

Praktische Neuerungen für den Haushalt

Während der Hauptwärmebeiwerant unserer Wohnungen die Kohle ist, stehen Gas und Elektrizität zusätzlich in der Uebergangszeit oder bei sehr großer Kälte zur Verfügung. Die Wirtschaftlichkeit besonders der elektrischen Raumheizung, kann dadurch wesentlich gesteigert werden, daß man mit den Heizkörpern Temperaturregler verbindet, die die Stromzufuhr selbsttätig öffnen und schließen, wenn die Raumtemperatur unter oder über einen einstellbaren Wert pendelt. Zur Abgabe einer milden Wärme wird auch bei der elektrischen Heizung Wasser als Wärmeträger gewählt. Hierbei entstehen Oberflächentemperaturen der Heizkörper, die unterhalb der Grenze der Staubverbrennung, die bei etwa 80 Grad liegt, bleiben. Neuartige elektrische Heizkörper sind so durchgebildet, daß man sie auch an vorhandene Heizkörper einer Zentralheizung anschließen kann. Für die Praxis haben diese Vorteilungen den Wert, daß man bestimmte Wohnräume stärker heizen kann, sei es weil sie von Kranken bewohnt werden oder daß ein scharfer Luftwind sie schwer heizbar macht. Man braucht also die Wärmetemperatur der Hausheizung nicht so hoch zu halten, wie es für den kältesten Raum erforderlich ist, sondern darunter bleiben und durch einen elektrischen Zusatzheizkörper am Radiator des betreffenden Raumes eine höhere Temperatur erzielen.

Ein altes Sprichwort sagt: „Die Art im Haus erspart den Zimmermann.“ Hierbei spielt die Rolle der Art der Werkzeugkasten, der leider nicht nur in vielen Haushaltungen fehlt, sondern, wenn er vorhanden ist, meist in einem arg vernachlässigten Zustand ist. Darum gelingt auch oft das Lösen einer Schraube, die Befestigung eines Türgriffes oder das Abhelfen einer Leitung daneben. Der sparsame Hausvater ist darum der, der das beste Werkzeug für seine kleinen Hausarbeiten zur Verfügung hält. In diesem Werkzeugkasten soll auch der Lötkolben nicht fehlen. Heute, wo die meisten Wohnungen mit elektrischem Strom versorgt sind, ist der elektrische Lötkolben nicht nur ein sehr bequemes, sondern auch preiswertes Hilfsmittel bei Hausarbeiten. Der Stromverbrauch beträgt noch nicht einmal 100 Watt, wird sich also bei der Vermehrung von kleinen Lötarbeiten auf die Lichtrechnung kaum auswirken. Jeder vernünftige Hausvater wird bei der Vornahme von Reparaturen das Handwerk zu seinem Recht kommen lassen, schon deshalb, weil er weder Zeit noch Fähigkeit hat, größere Arbeiten vorzunehmen. Aber die zerbrochene Eisenbahn der Kinder oder der Herd in der Puppenstube lassen sich mit Hilfe eines Lötkolbens und ein wenig Zinn leicht instand setzen. Für solche und andere Arbeiten ist ein Haushaltslötkolben eine willkommene Hilfe.

An Kachelherden sind oft Rauchschieber angebracht, die eine Umlenkung der Feuerungsgase in den Bratofen oder den Raumofen bewirken. Man muß sich eigentlich wundern, daß diese unglücklichen Schieber noch wie vor in der altbekannten Form verwendet werden, wie es schon in den Küchen unserer Großeltern zu finden waren. Beim Hin- und Herschieben dieser Verschlußklappen fallen nur zu oft Asche und Ruß heraus, außerdem ist an den wenigsten Schiebern eine Haltevorrichtung angebracht, die ihr Herausfallen aus dem Kachelschlitz verhütet. Eine neuartige Isoliervorrichtung an Kochherde und andere Feuerstätten vermeidet diese Uebelstände dadurch, daß es sich um fest eingemauerte Drehschieber handelt, die weder Asche herausfallen lassen, noch selbst ängstlich vor dem Herausfallen geschützt werden müssen. Die neuen Drehschieber sind auch so eingerichtet, daß man sie zur Reinigung der Feuerzüge leicht herausnehmen kann, also hierfür nicht erst den Ausbruch von Kachseln vorzunehmen braucht. Die Isoliermassen sind einheitlich zusammengesetzt und können auch nachträglich an vorhandenen Herden und Oefen angebracht werden. N. H.

Technik im Dienst der Hausfrau

Wieviel Porzellanschalen, wieviel Emaillegeschirre und Eimer splittern nicht ab an dem eisernen Rand des Ausgusses! Und wie leicht ist es, ein rundes Gummiwischer oft nur eine Rolle mit innerer Hohlkehle, aufsetzen zu lassen! Auch der Eimer steht fester auf dem Ausgußrand, wenn er auf einem solchen Wulster ruht!

Der Abwaschtisch muß viel seltener ausgescheuert werden, wenn wir an den Schwenkhahn oder gar an den festen Hahn ein kleines Gummiansatzrohr anbringen, das in einer Tasse mündet. Man wäscht darunter besser ab, als unter dem gleichmäßig dicken Strahl und kann die Wasserflut über dies durch Drehung des Gummirohres in alle Ecken des Abwaschtisches leiten. Man kann dadurch auch nach jeder Benützung des Abwaschtisches die Seitenwände mit Heißwasser abspritzen und spart dadurch viel Putzarbeit.

Der tropfende Hahn in der Badewanne hinterläßt eine bräunliche, sehr häßliche Spur auf der weißen Emaille. Ein kleiner Becher aus ungerbrechlicher Masse wird an zwei Ketten unter den Hahn gehängt und fängt die Tropfen auf. Sobald der Becher gefüllt ist, kippt er sich selbsttätig um, das Wasser läuft auf einmal und rasch ab und hinterläßt keine Spur.

Alle Metallgegenstände kann man vor dem Anlaufen schützen wenn man sie mit einer dünnen Lösung Kalkeduum und Wasserglas bestreicht. Sie behalten dann lange ihren Glanz.

Gertrud Abel.

Aussteuer-Wäsche und Hauskleidung

Gisela will im Frühjahr heiraten. Und weil sie zu den Mädeln gehört, die sich ihre Sachen gern selbst nähen, sitzt sie jetzt in freien Stunden und stichelt eifrig an ihrer Aussteuer.

Reizende Wäschestücke hat sie bereits fertig. Sie zeigt sie voller Stolz, wenn man sie besucht und selbstverständlich mit ihr über das bevorstehende große Ereignis redet. Einige Tage vor der Hochzeit möchte sie ihren Jungmädchen-Abschiedskaffee geben, mit der berühmten eingebackenen Bohne im Kuchen, die die nächste Braut verrät. Und bei dieser Gelegenheit soll die Aussteuer, hübsch auf einem Tisch aufgebaut, von sämtlichen Freundinnen bewundert werden.

Da liegen dann die niedlichen Hemdhöschen, die nützlichen Unterkleider und die Nachthemden, von den einfachsten bis zu den elegantesten. Da sollen auch die Hausanzüge nicht fehlen, die Bett- und Morgenjäckchen, und — muß man das bei einer angehenden Hausfrau überhaupt erwähnen? — die praktischen Schürzen, in denen sie eigenhändig ihre kleine Wirtschaft besorgen will.

Gisela liebt es, sich modern anzuziehen, übersieht aber dabei nicht das Zweckmäßige.

Ihre Leibwäsche ist aus Waschseide oder farbigem Batist. „Damit ich sie mir leicht selber waschen kann!“ sagt Gisela. Sie hat sich für ihre Hemdhosen Waschseide in Rosa und in Hellblau ausgesucht, mit kleinen eingewebten Tupfenmustern oder zierlichen Blümchen. Weil sie weiß, wie sehr der Sitz der Wäsche den Sitz der Kleider beeinflußt, zeigen sowohl ihre Hemdhosen wie ihre Unterkleider die moderne, ausgearbeitete Büste. Eins ihrer rosa Unterkleider wurde mit einer hübschen Stickerei verziert. Andere sind glatt und passen farblich zu den betreffenden Kleidern.

Bei den Nachthemden wechseln spartanisch hochgeschlossene Bubiformen aus farbigem Batist, die einzig und allein Fältchen als Schmuck aufweisen, mit reich garnierten Phantasienachthemden ab. Gisela selbst findet ein weißseidenes Nachthemd, an dem Spitzeneinsatz eine Rokokoschleife bildet, so bezaubernd, daß sie überlegt, ob sie es nicht zu ihrem Brautnachthemd bestimmen soll.

Für häusliches Behagen sorgen Jäckchen aus gesteppter Morgencocketde oder Chintz und zwei moderne Hausanzüge. Der eine ist aus versilch gemusterter Seide. Zu ihm gehört ein loser Mantel aus der gleichen Seide. Legt man den Mantel ab, kommt der kurze Aermel des darunter getragenen Anzugs zum Vorschein. Der andere Hausanzug zeigt etwas völlig Neues, nämlich Reißverschluß in ganzer Länge der Jacke. „Zum dauernden Damit-herum-spielen“, meint Gisela. Dieser aufregende Reißverschluß leuchtet rot auf dem blauen Anzug.

Die Schürzen endlich sind natürlich aus lustigem Dirndlkretonne genäht, was von einer zeitgemäß denkenden jungen Braut nicht anders zu erwarten ist. Denn wenn man noch so tüchtig zu sein gedenkt, darf die Fröhlichkeit darüber nicht zu Schaden kommen. Hübsche Kleidung aber, das kennt Gisela nur zu gut, erhöht die Freude an jeder Tätigkeit. M. Cl.

Zeichnung: Friedrichs

Unterkleid mit dekorativem Büstenhaltereinsatz. Ultra-Schnitt W 1988

Bluse, Hausanzug mit buntem Reißverschluß. Ultra-Schnitt W 1990

Hochgeschlossenes Nachthemd in Bubikragenform. Ultra-Schnitt W 1978

Hemdhose a. hellblauem getupftem Waschseide. Ultra-Schnitt W 1978

Hemdhose aus geblümter Kunstseide. Ultra-Schnitt W 1995

Herrlich gemusterte Hausanzug mit Mantel. Ultra-Schnitt V 8258

Reich mit Spitzeneinsatz verziertes Nachthemd. Ultra-Schnitt W 1991

Bettjäckchen aus waffelartiger Steppseide. Ultra-Schnitt W 2005

Die sprechenden Ullstein-Schnitte heißen jetzt „Sprechende Ultra-Schnitte“

Praktische Schürze aus buntkarriertem Dirndlkretonne. Ultra-Schnitt W 1874

Mit Spitzenhäubchen und Holzschuhen

Großreinemachen in Holland. — Juffrows und Vrouws sind fleißig

Man hat so von jedem Lande, von jedem Volke seinen festumrissenen und meist — falschen Begriff. Das falsche steigt mit der Entfernung, je nachdem ob man viel, wenig und wie man gereist ist, mit der Auffassungs- und Einfühlungsgabe, mit der Zahl und Stärke der Vorurteile.

Über von Holland, vom Lande des Käses, der Blumen und Diamanten, der Windmühlen und Kanäle, gibt es wohl nur eine einzige, einheitliche, durch nichts zu erschütternde Meinung, die sich in dem seit altersher bekannten, überzeugenden und überzeugenden Bilde von der „guten Stube Europas" zusammenfassen läßt

Wohl jeder kennt die „Interieures" der holländischen Meister. Hier hat sich unsere erste Vorstellung von Holland und den Holländern gebildet. Daß diese Künstler nicht nur Lokalpatrioten waren und keine besonderen Ausnahmefälle festhielten, wissen wir. Und wenn sich auch im Laufe der Jahrhunderte durch Handel und Wandel, Industrie und Technik manches geändert hat, das Wesentliche blieb: Holland ist noch heute, was es seit jeher war, ein nach außen und innen sauberes Land und Volk, das gerade jene um so wertvollere Bewunderung dem Fremden abringt, die sich nicht in lauten Begeisterungsausbrüchen kundtut, sondern in dem bleibenden Bewußtsein, etwas Vorbildliches und in seiner Art Vollkommenes erlebt zu haben.

Ein solches Land, eine solche „gute Stube" aber verlangt auch ein erhöhtes Sauberkeitsgefühl und Reinlichkeitsbedürfnis.

Die Juffrows, Brouws und Mevrouws — mit mevrouw (gnädige Frau) wird auch die Königin angesprochen! — Hollands kann man sich beinahe gar nicht anders vorstellen denn als Reinlichkeitsfanatikerinnen. Nun, sie sind es nicht, wenigstens nicht ausschließlich und in erhöhterem Maße als bei uns. Nur bedeutet hier auch Reinlichkeit Tradition und Lebensrhythmus, Wesensausdruck einer Nation und etwas durchaus Natürliches, Selbstverständliches.

Aber auch etwas durch Klima, geographische Lage und historische Entwicklung sozusagen Bedingtes. Einmal spielt das Wasser eine große Rolle. Das Wasser, dem der Boden, auf dem Hollands Menschen leben, abgerungen ist. Das Wasser, das als See, Fluß und Kanal das landschaftliche Bild bestimmt. Das Wasser, das als Regen und Nebel dem Klima Hollands eine besondere Note gibt. Bei soviel Wasser ergibt sich in einem Lande, in dem die Wohlhabenheit seither zuhause ist, die Reinlichkeit geradezu von selbst.

Aber der Holländer lernte auch schon sehr früh, sein Anwesen der Gegebenheit der Natur anzupassen. Die Herrensitze gingen da mit bestem Beispiel voran. So wurden Hollands Bauten, die Dörfer und Städte steingewordene Wunschbilder eines nach Gemütlichkeit und Wohlhabenheit strebenden Geistes. Einzigartige Mischungen von Sachlichkeit und Romantik.

Und weil ferner den größeren Teil des Jahres über Regen und Nebel die Seele düster stimmen und das Leben reizloser machen, blitzen, sobald die Sonne scheint, die Fenster so freundlich, leuchten die Mauern, lachen die ach so schweigsamen Menschen.

Und deshalb feiert ganz Holland, wenn die Frühlingssonne die Wolken durchbricht, das Hochfest des Großreinemachens, das nicht nur den Innenräumen, sondern einfach allem gilt, was einer Säuberung bedarf. Es ist der Gruß eines stillen arbeitsamen Volkes an die wiedererwachte Natur, sinnfälligster Ausdruck köstlicher Lebensbejahung, Achtung vor ungeschriebenem Gesetz und dem Erbe der Vorfahren. Deshalb mutet uns hier in Holland alles so behaglich an. Die schmurgerenden Waisenstraßen, die Windmühlen, obwohl sie keineswegs rudelweise auftreten, wie man oft meint, zumal in den letzten Jahrzehnten hunderte leider verschwunden sind. Um 1850 gab es in Holland 7500, heute nur noch ein Drittel. Selbst Industrieanlagen passen sich sehr gut der Landschaft und dem Stadtbild an. Denn beide sind Menschenwerk. Daher die wechselseitige Wirkung und Beziehung, das Aufeinanderangewiesensein. Selbst der fortschrittlichste Geist kann hier nicht zerstörend wirken, weil er sich fast automatisch mit dem traditionellen Sinn des Holländers für Ordnung, Ruhe und Behagen, für die Gegebenheiten seiner Landschaft verbindet. Der holländische Mensch wirkt sich nie unterordnen, sondern stets selber ordnen. In diesem Sinne ist und bleibt er ein Reinlichkeitsfanatiker. In diesem Sinne hört das Großreinemachen bei ihm eigentlich nie auf. Und deshalb fühlen wir uns in Holland stets und überall so behaglich.

Dr. Leo Koszella.

Photos: Dr. Koszella (4), Weltbild, Zander-K.)

Mit einem Wort: blitzblank

Fleißige Wäscherinnen am Wasser. Ein freundliches Bild aus Volendam

Ein Idyll aus Volendam. Frisch weht die Wäsche von der — Dachrinne

Der schönen Juffrows (Mädchen) Großangriff beim Großreinemachen. Die kleinen Häuser der Insel Walcheren (Prov. Leeland) sind Schmuckkästchen der Sauberkeit

Drei hungrige Spitzenhäubchen. Sie verzehren das traditionelle holländische Festgebäck „Zwieback mit Mäuschen". (Mit Zuckerperlen bestreuter Zwieback)

Haus, Hof und Garten

Ein Ratschlag für den Anfänger in der Kaninchenzucht

Du willst dir Kaninchen anschaffen? Da brauchst du natürlich zunächst Ställe. Es fehlt an Material dazu, aber auch an Geld. Aber dies ist kein Grund, die Kaninchenzucht schon wieder fallen zu lassen, denn man braucht nicht gleich mit Idealställen anzufangen. Einfache, aber praktische und leicht lauber zu haltende Unterkünfte tun es erst auch einmal, und dann später baust du dir stabilere Stallungen.

In den einfachen, vorläufigen Stallungen kommen umgearbeitete Kister in Betracht (Abb 1). Du nimmst eine Kiste, brauchst ferner engmaschiges, 2 Zentimeter weites Drahtgeflecht und Nägel. Die größte Fläche der Kiste ist der Boden. Diesen bedeckt du lose mit teerfreier Dachpappe oder Blech, aber so, daß später die Kaninchen nicht an der Pappe knabbern können, also ziehe letztere nicht an den Seiten hoch. Hinten löst du aus der Rückwand 2 Zentimeter hoch ein Brett heraus, so daß ein Schlitz entsteht, durch den der auf der Dachpappe sich ansammelnde Urin abfließen kann. Auf die Dachpappe legst du einen Lattenrost.

Da du des besseren Urinabflusses wegen der Kiste etwas Gefälle nach hinten geben mußt, mach kurzerhand dadurch geschieht, daß du vorn einen Ziegelstein unterlegst, so gleiche die dadurch entstehende Schräge innen aus, indem du die zwei Latten unter dem Rost hinten um so viele Zentimeter stärker machst, als das Gefälle beträgt, also bei Ziegelsteinhöhe etwa 6 Zentimeter. Vorne arbeite einen abnehmbaren Rahmen mit Drahtgeflechtür an die Kiste. Für letztere mußt du einige Stückchen altes Leder als Türband haben.

Willst du reinigen, und das tue nicht zu selten, so wird der Rahmen ab-, Rost und Dachpappe herausgenommen, und die Arbeit geht gut vonstatten. Stehen die Kisten unter Dach, so ist nichts weiter nottwendig, ist es nicht der Fall, so muß Dachpappe oben darüber genagelt oder geleat werden.

Nun kaufe aber nicht eine große, eine kleine, eine breite, eine schmale Kiste. Das sieht häßlich aus. Gewisse Markenwaren werden immer in gleich große Kisten gepackt. Versuche von einem Kaufmann also einige gleich große Kisten zu erwerben, so daß deine Kistenställe gleichmäßig aussehen. Ueberhaupt denke daran, daß du nur Freude am ganzen hast, wenn alles einheitlichen „Stil" hat. Gleiche Dachdeckung, gleicher Anstrich hebt die Anlage.

Wollt ihr, du oder deine Siedlerfreunde, aber die Arbeit gleich einem endgültigen Stall widmen, so fertigt sie aus alten Kistenbrettern, noch besser natürlich aus zweckentsprechendem neuem Holz. Für die Wahl ist der Geldbeutel maßgeblich.

Hier kann man gemeinnützig denken, indem verschiedene Interessenten ihren Bretterbedarf gleichzeitig in gleicher Größe schneiden lassen, dadurch wird die Herstellung und Zufuhr billiger.

Allgemeine Richtlinie ist: Genügende Größe, einwandfrei arbeitender Urinabfluß und Sorge, daß etwas Sonne, nicht aber die pralle Sonnenmittagssonne, Licht und Luft, ohne daß Zugluft entsteht, an die Tiere herankönnen.

Willst du noch einfacher arbeiten, so sei folgendes gesagt: Zu den einfachen, vorläufigen Unterkünften gehören die Kaninchenställe aus Tonnen (Abb. 2). Besorge dir solche, du bekommst sie vielleicht umsonst oder zum Brennholzpreis, in gleicher Größe und Form. Schaffe aus Holz oder Steinen eine Auflage von mindestens 25 Zentimeter Höhe und auf diese lege die unterste Reihe der Tonnen und baue zwei Reihen darauf auf. Das Spundloch unten lasse offen, es dient zum Urinablauf. Innen in die Tonne kommen Lattenroste, die den Fußboden ausgleichen. Den fortgenommenen Tonnendeckel ersetze durch eine Tür mit Luftloch. Ueber das ganze lege mit Steinen beschwerte Dachpappenstreifen. r.

Abb. 2
Alte Fässer als Kaninchenunterkünfte
über die Anlage ist Dachpappe zu legen, falls die Tonnen nicht unter einem Dach stehen

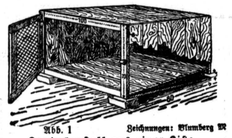


Abb. 1 Zeichnungen: Blumberg M
Kaninchenstall aus einer Kiste
Fußboden aus Brettern (Latten) mit Urinburchlaß. Abfluß durch Schrägstellung nach hinten. Unterster Boden mit Dachpappe belegt

Gartenarbeit schon im Februar

Der Gartenbesitzer hätte im Februar noch nichts zu tun, meinen Sie? Da sind sie aber sehr im Irrtum. Natürlich mit der Saat hat es noch etwas Zeit. Aber dazu gehören allerhand Vorbereitungen, die man nicht bis zum letzten Augenblick aufschieben darf. Bis zum 1. März muß z. B. lt. amtlicher Verfügung die „Entrümpelung" beendet sein. Das heißt nichts anderes, als daß alle Bäume und Sträucher bis dahin überholt sein müssen. Abgestorbene oder absterbende Bäume und Aeste sind jetzt zu entfernen, besonders auch dann, wenn sie von Krebs, Blutlaus, Borkenkäfer usw. zu stark mitgenommen sind. Auch sind Mistein und Kirschenhexenbesen zu entfernen und die Obstbäume und Sträucher von Moosen, Flechten und alter Borke zu säubern. Raupennester und Fruchtmumien müssen sofort verbrannt werden. Wie alle Lebewesen brauchen auch die Bäume Licht und Luft und — wenn sie noch klein sind — eine feste Stütze, damit sie der Frühlingswind nicht umlegt.

Man vergesse auch nicht, schadhafte Zäune, Lauben und Spaliergerüste jetzt in Stand zu setzen oder neu anzubringen, damit die Bepflanzung kahler Hauswände mit Rutzpflanzen, wie Schattenmorellen, Wein, Pfirsichpalmen oder mit Ziergflanzen, wie wilden Wein, Clematis, Glycinien leicht möglich ist.

Zu den Vorbereitungsarbeiten gehört auch die Ueberprüfung des Gerätebestandes. Schneiden an Hacken und Spaten sind zu schleifen, ausgebrochene Hackzinken zu ersetzen, wackelige Stiele zu festigen und möglichst mit heißem Oel einzureiben. Eisenteile zwecks Rostschutz einzuschmieren. Pflege und Aufbewahrung der Geräte sind wichtige Maßnahmen der Werkstofferspannis, die nicht nur Besitzer, sondern der ganzen Wirtschaft nutzt.

Jetzt wird man auch den Gartenplan aufstellen und die verschiedenen Gemüsesamen beschaffen, wobei nicht die Prüfung der Keimfähigkeit vergessen werden darf.

Handelt es sich nicht gerade um matschigen Lehmboden, so wird das im Herbst nicht umgegrabene Land jetzt im Februar umgegraben. Dann ist es aber auch Zeit, die Gartenwege zu reinigen, zu walzen, neuen Sand und Kies zu beschaffen und schadhafte Wegeplatten zu ersetzen. Auch die Rasenflächen können schon abgerecht, gewalzt und eadlinat werden. Wo mendeete sind mit neuer Erde auffüllen und abzustechen.

Ja, nun werden auch am Zimmerfenster die ersten Aussaaten von Petunien, Canna, Begonien, Verbenen und Blattpflanzen in Töpfen vorgenommen und Stecklinge von Fuchsien und Pelargonien in Sand gesteckt. Rosen, die ohne Schutzdecke überwintert haben, sind jetzt zu beschneiden.

Mit der Veredelung von Aprikosen und Pfirsichen wird man noch bis zum März warten müssen.

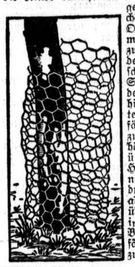
Käthe Mielentz.

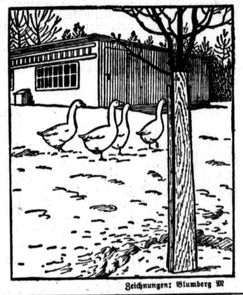
Praktische Winke

Mittelspäte und späte Kartoffelsorten bringen bei Junisaat und Vorkeimung die höheren Erträge. Die zunehmende Ausdehnung des Zwischenfruchtbaues, sei es als Roggenwickfutter oder als Landsberger Gemenge, und die Forderung des Vierjahresplanes, möglichst drei Ernten in zwei Jahren aus einem Reihstück herauszuholen, haben dazu geführt, nach leistungsfähigen, sicher ausreifenden Nachfrüchten für abgeerntete Futterflächen zu suchen. Neuerdings hat man mehrfach den Nachbau von Kartoffeln empfohlen, wobei es strittig blieb, ob man frühreifende oder später Sorten nachbauen sollte. Auf Grund der Erfahrung bevorzugt man jetzt mehr und mehr die späteren Sorten. Versuchsergebnisse in Möhringen stellen die Richtigkeit dieser Auswahl unter Beweis. So wurden 1936 je Hektar als Nachfrucht hinter Winterwickengemenge geerntet von: Kaiserkrone 92 Doppelzentner, Centifolia (mittelfrüh) 120 Doppelzentner, Parnassia (mittelspät) 150 Doppelzentner, Ackerlogen (spät) 200 Doppelzentner. Es hat sich weiter sehr bewährt, die zum Nachbau ausgewählten Sorten am Licht vorsam vorzukeimen. Dr. E.

Werden Pappeln im Herbst oder besser im Frühjahr zurückgeschnitten? Die von mir befragten Stellen sind zweierlei Meinung. Die einen sagen: Im Frühjahr, denn bei strengem Frost können die im Herbst beschnittenen Spitzen erfrieren, so daß ein neuer Rückschnitt im Frühjahr erforderlich ist. Die anderen meinen: Im Herbst zurückschneiden, denn es ist nicht richtig, im Frühjahr, wo die Bäume bereits anfangen zu treiben, den Rückschnitt auszuführen. Was ist richtig? — Wie bei den Obstbäumen, so wird auch bei allen empfindlicheren Gehölzen ein Schnitt in der Regel besser nach den strengen Frösten vorgenommen, weil dann ein durch Frost verursachtes Nachtrocknen nicht mehr zu befürchten ist. In den wärmeren Gebieten Deutschlands spielt das natürlich eine geringere Rolle. Bei ausgesprochen früh treibenden Gehölzen, zu denen z. B. auch die Walnüsse gehören, ist ein zu später Schnitt zu vermeiden. Von den Pappeln treten nicht alle Arten gleichzeitig in Saft. Arten aus der Gruppe der Schwarzpappeln treiben zumeist später als andere. Einen ausgesprochenen Frühjahrschnitt wird man aber auch hier nicht vornehmen, sondern etwa in der Mitte oder in der zweiten Hälfte des Februar die Arbeit durchführen. Einen festen Zeitpunkt kann man nicht angeben, sondern man wird besser je nach Wetterlage verfahren. Je milder der Winter, um so eher der Schnitt. Dabei ist das Schneiden bei strengem Frost zu vermeiden, da die Zweige dann leicht splittern, auch die Werkzeuge leiden können.

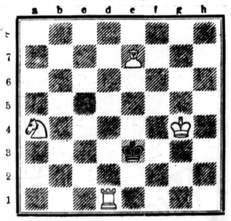
Gänse beknabbern mit Vorliebe junge Bäume. Das kann soweit gehen, daß der Baum, da die Rinde rundherum abgefressen wurde, eingeht. Nun schützt mancher Gänsehalter und Obstgärtner die Bäume mit einer Drahthose. zu weitmaschig, so findet sich der Gänseschnabel durch und der Schaden entsteht trotz der Vorbeuge. Weiterhin passiert es im Winter, daß hoher Schnee fällt und nun die Gänse zufolge der Schneehöhe die Baumrinde über der am kurzen Hose erreichen, wie dies nebenstehende Abbildung zeigt. Es bleibt also weiter nichts übrig, als Obstbäume in Auskäufen nach dem Beispiel der Bilder sorgfältig und hoch genug zu umfleiden.





Zeichnungen: Blumberg M

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge matt.

Kontrollstellung: (5). Weiß (4): Kg4; Le7; Td1; Sa4. — Schwarz (1): Ke3.

Verschmelzungsrätsel.

Idol — Kork, Teer — Poet, Lore — Hund, Gunst — Ale, Horn — Maat, Deich — See, Natte — Inn, Rind — Span, Rast — Egon

Die vorstehenden Wortgruppen sind so zu verschmelzen, daß je ein achtbuchstabiges Wort nachfolgender Bedeutung entsteht. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter nennen, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, einen einheimischen Singvogel.

1. großes Reptil, 2. musikalisches Bühnenwerk, 3. einheimischer Strauch, 4. großer Krebs, 5. durch einen berühmten Lauf bekannter Ort in Griechenland, 6. Wirbeltier, 7. Erziehungsanstalt, 8. Gerät zur Garnherstellung, 9 Würzpflanze.

Silbenrätsel.

a — an — ber — ce — chan — che — da — de — der — du — e — e — en — es — eu — ez — fund — gen — gold — hi — i — if — irr — ku — la — län — le — mail — me — men — mi — mi — mo — na — na — nei — neh — neu — neu — ni — ral — ran — re — rett — rich — ry — si — spe — stell — sthe — sto — te — the — ti tis — ty — us — ve — vi — werk — wisch.

Aus vorstehenden 60 Silben sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Goethe ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. griechischer Redner, 2. Lichterscheinung über Sümpfen, 3. Oper von Weber, 4. Tierfraß, 5. Name eines Sonntags, 6. Preßkuchengebäck, 7. Wollstoff, 8. kleines Raubtier, 9. Glücksaussicht, 10. Gewaltherrschaft, 11. Prüfung, 12. Schwimmvogel, 13. nordische Göttin, 14. Rassehund, 15. spanischer Tanz, 16. eisenbahntechnische Anlage, 17. Moschenturm, 18. Roßschuh, 19. Mischmetall.

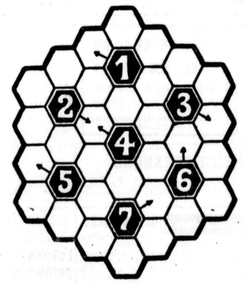
Worträtsel.

do — he — kon — lenz — li

Vorstehende Silben sind entweder ein- oder zweimal in obige Figur einzustellen, damit sie senkrecht wie waagerecht, drei Wörter mit folgender Bedeutung ergeben:

1. Gebirge in Griechenland (Böotien), 2. Küsteninsel vor Venedig, 3. anderes Wort für Bei- Bösbezeigung.

Wabenrätsel.



a — a — a — b — c — d — d — e — e — e — e — e — f — h — i — k — k — l — l — l — m — n — n — r — r — r — r — r — u

Die Buchstaben sind derart in die leeren Felder einzusetzen, daß sieben sechsbuchstabige um die Ziffern 1 bis 7 angeordnete Wörter entstehen. Jedes Wort beginnt beim Pfeil und ist im Sinne der Drehung des Uhrzeigers zu lesen.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. kleines Raubtier, 2. deutscher Klassiker, 3. germanischer Gott, 4. ausländische Münze, 5. Gesangnis, 6. plötzliches Auftreten einer Krankheit, 7. volkstümlicher Komponist.

Geheimschrifträtsel.

19 15 — 20 16 19 10 10 9 13 — 12 13 14 — 8 9 18 3 10 16 20 3 15 — 20 4 5 3 11 11 16 — 20 19 4 5 — 14 3 20 — 13 9 12 9 — 1 3 5 13 — 14 19 9 — 17 9 19 16 — 14 2 3 9 13 8 16 — 12 13 3 12 11 5 3 10 16 20 3 15 — 12 13 14 — 12 9 1 9 2 3 10 10 — 6 7 2 3 13

Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen und ergeben bei richtiger Lösung ein Wort von Hermann von Gilga.

Schlüsselwörter: 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 deutscher Schriftsteller im vorigen Jahrhundert. 11 12 13 14 3 15 9 13 16 Grundlage, 17 18 19 20 16 Hader.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. b3—b4, Tb7×b4 oder a und b, 2. Tf4—f7, beliebig, 3. S matt. a) 1. . . ., c5×b4, 2. Sf8—h7, beliebig, 3. Tf4×e4 matt. b) 1. . . ., Lb8—a7, 2. Tf4×e4+, Ke5—f6, 3. Sf8—h7 matt.

Vorsetzrätsel: Regent, Impuls, Einborn, Molton, Erbhof, Natal, Serum, Cellist, Hektor, Neger, Export, Island, Diskant, Bintrach, Rostock — Riemenschneider.

Silbenrätsel: Gehorcht der Zeit und dem Gesetz der Stunde. — 1. Geduld, 2. Erbs, 3. Hellum, 4. Offenbarung, 5. Menetlode, 6. Chrysopras, 7. Deutschrede, 8. Tatort, 9. Dreispitz, 10. Eiland 11. Regie, 12. Zentner, 13. Einfiedlerkrebs, 14. Internat, 15. Torgau, 16. Uran, 17. Niemandsland, 18. Diagnose.

Illustriertes Silbenverkehrträtsel: Hals — Kette — Festung — Hammer — Vase — Leiter — Lanze — Weide. — „Halte fest am Vaterlande".

Bilderrätsel: Nichts überelle, gut Ding will Weile.

Wabenrätsel: 1. Bank, 2. Saal, 3. Geld, 4. Egge, 5. Nase, 6. Maas, 7. Dame, 8. Eden, 9. Rost, 10. Tank, 11. Rabe, 12. Tube, 13. Lore, 14. Klee, 15. Lena, 16. Nutz.

Vorsetzrätsel: Wort, Eger, Drache, Dill, Zwein, Glaube, Erat, Nase — Weddigen.

„Mein schöner Pelzkragen wird ja bei diesem Wetter ganz hin werden!"
„Keine Bange, das Karnickel ist ja früher auch nicht mit'm Schirm rumgelaufen."

Sitzende Beschäftigung

„Haben Sie eine sitzende Beschäftigung?"
„Jawohl, Herr Doktor!"
„Das habe ich Ihnen doch gleich angesehen! Welchen Beruf üben Sie denn aus?"
„Ich bin Jodel, Herr Doktor!"

*

Thema: Ein Ferienachmittag. „Am schönsten war es, als Mutter mit uns in den Zoologischen Garten ging. Da war ein großer, großer Käfig voller sehr komischer Affen. Vater war auch dabei."

Darum

Hans geht mit einem jungen Mädchen spazieren.
Ein älterer Herr geht vorbei und mustert die beiden scharf.
Hans strahlt: „Sehen Sie, dem guckt der blanke Neid aus den Augen!"
„Nein", sagt das Mädchen, „das ist mehr Wut!"
„Wie kommen Sie darauf?"
„Weil — es ist nämlich mein Vater!"
(Neue Ig.)

Ordnung

Wirtin: „Der Schuster war mit der Rechnung für die besohlten Schuhe hier!"
Mieter: „Der ist ja noch gar nicht dran! Erst müssen die Stiefel bezahlt werden!"

Viel verlangt

„Warum ist der Kunde wieder gegangen, ohne Schuhe zu kaufen? Bei unserer Auswahl hätten Sie ihn doch unbedingt zufriedenstellen müssen!"
„Nein! Unmöglich!" sagte der Verkäufer. „Ich bin ja auch trostlos! Aber der wollte unbedingt Schuhe haben, die in der gleichen Tonlage quietschen!"
(Weite Welt.)

Ihre Meinung

Kaffeeklatsch bei Frau Gugelhupf.
„Haben Sie schon gehört, in Brasilien schüttet man den Kaffee ins Meer?"
„So, so", meint Frau Gugelhupf, die gerade mit hochrotem Kopf, in der Hand die dampfende Kaffeekanne, das Zimmer betritt, „aber wozu kocht man ihn denn da erst?"
(Lustige Blätter.)

*

Gast: „Herr Ober, in der Suppe schwimmt ja ein Haar!"
Ober: „Das ist ja bloß ein Härchen — vielleicht eine Wimper von den Fettaugen!"

Dann freilich

Hucke ist von seinen Freunden zu Bekannten mitgenommen worden, die ein großes Haus führen. Die Gesellschaft ist ihm zu steif, und die Gespräche bewegen sich auf Gebieten, die Hucke fremd sind. Er schüttet sein Herz einer jungen Dame aus: „Finden Sie nicht auch, daß die Leute hier alle schrecklich langweilig und blöd sind?"
„Ich darf nicht", sagt die junge Dame lächelnd, „ich bin die Tochter des Gastgebers."
(Simplizissimus.)

„Wir Männer"

Nichts zu machen, Herr Meyer, ich soll die Kartons der Frau Gemahlin selbst abgeben."
„Na, das wäre ja noch schöner, ich kann doch wohl die Ware für meine Frau in Empfang nehmen!"
„Herr Meyer, es gibt in unserer Branche gewisse Sachen, in die ‚wir Männer' nicht dreinzureden haben!"

Entschuldigung

Vater: „Fritz, gestern hast du mir die Freude gemacht, daß du der Erste in der Klasse wurdest und heute bist du schon wieder heruntergekommen?"
Fritz: „Aber, Papa, die anderen Väter wollen doch auch mal eine Freude haben!"

*

„Mama, wenn ein hungriger, kleiner Junge an der Hintertür klingeln und dich um etwas zu essen bitten würde, würdest du ihm ein Stück Torte geben?"
„Sicher, Liebling."
„Warte einen Augenblick, Mama, ich klingele gleich . . ."

Unsere lieben Kleinen

„Mutti! Schenk mir doch, bitte, eine Trompete!"
„Ausgeschlossen, Liebling, die macht viel zuviel Lärm."
„Mutti, und wenn ich versprechе, bestimmt nur zu blasen, wenn du schläfst?"

*

„Sie sind sehr kurzsichtig! Welchen Beruf haben Sie?"
„Ich bin Astronom!"

← **Blindekuh**

Daß das Onkel Fritz ist, war leicht zu erraten.
Dobry Wieczor.

Dem Moßbauer sein Jüngster, der Xaver, ist im ersten Schuljahr. Er plagt sich noch sehr mit den Buchstaben. Da der Lehrer es ihm so angeraten hat, sitzt er daheim und liest laut und mit langen Pausen seine Fibel.
„Was liest denn du allweil?" will der Vater wissen.
„I woaß es net, Voata!" sagt das Xaverl.
„Daba du liests do laut!"
„Des scho, Voata, i hör' aaba net zua!"
(Kobralle.)

*

Mama erzählt den aufhorchenden Kindern die dramatische Geschichte von Wilhelm Tell, Geßler und dem Apfelschuß. Nachdem der Pfeil abgeschossen wurde und die Frucht zerteilte, herrscht atemlose Stille. Plötzlich fragt der kleine Peter:
„Und wer hat den Apfel nachher essen dürfen?"

*

„Na, Hänschen, was macht die Schule?"
„Ich lerne, was ich kann!"
„So? Ich finde, du solltest lieber lernen, was du nicht kannst!"

*

„Aber, lieber Freund, du hast ja verbundene Hände, was hast du denn gemacht?"
„Als ich gestern aus meiner Stammkneipe kam, hat mich jemand darauf getreten!"

*

„Hallo, Junge, kannst du mir sagen, wie ich am schnellsten zum Bahnhof komme?"
„Na klar: rennen Se!"

Die Wahrheit gesagt

„Gestern baten Sie, zwei Stunden früher gehen zu dürfen, weil Sie zum Arzt müßten. Und dabei haben Sie in einem Restaurant mit einem Herrn Karten gespielt!"
„Ja, Herr Direktor, das war ja der Arzt!"

„Künstler sind Sie? Was machen Sie denn?"
„Regenschirme!"
„Ist das vielleicht eine Kunst?"
„Machen Sie mal einen!"

„Herr Bumke, wenn Sie weiter so viel Wein trinken, werden Sie nicht sehr alt!"
„Ja, lieber Herr Doktor, guter Wein erhält ewig jung!"

*

„Fritzchen, dein Mund steht schon wieder offen!"
„Ich weiß, Mutti, ich habe ihn doch selbst aufgemacht!"

*

Hotelwirt: „Wie ich sehe, waren Sie doch in einigen recht guten Hotels tätig. Weshalb haben Sie diese Stellungen so plötzlich aufgegeben?"
Kellner: „Ich hatte dort die Rechnung ohne den Wirt gemacht."

„Du hast dich also von dem jungen Mann in der Leihbibliothek küssen lassen? Ist das denn öfter vorgekommen?"
„Aber Mutti . . . ich hatte doch abonniert!"

Ein „Schotte"

In Aberdeen tagte eine Interessentengruppe, die über die Gründung einer Gesellschaft zur Abschaffung der Trinkgelder beratschlagte.
MacAndrew, der nicht einmal den Mund aufmachte, wurde vom Versammlungsleiter ermuntert: „Sie müssen auch mitmachen, Sie sind auch betroffen, und dann vergessen Sie Sie nicht, daß der Beitrag nur eine Mark beträgt."
„Wenn der Beitrag eine Mark beträgt", polterte da Andrew los, „dann komme ich billiger weg, wenn ich bei meinen Trinkgeldern verbleibe."

*

„Wie kann man einen Luftballon zum Steigen bringen?"
„Nichts einfacher als das. Man braucht nur Sand abzuwerfen."
„Und wenn er wieder fallen soll?"
„Auch das ist einfach. Wieder Sand hinein."
(Tribuna Illustrata.)

Der Erbe

Herr Neumann kommt etwas verstimmt nach Hause. Seine Frau, die das sogleich bemerkt, fragt ihn nach der Ursache.
„Das kommt vom allzu großen Mitleid!" war die Antwort.
„Kommt doch heute ein Bettler auf mich zu und grüßt mich wie einen alten Bekannten. Ich erinnerte mich, daß schon sein Vater an derselben Stelle gebettelt hatte, und darauf hinweisend, gab ich ihm gutmütig drei Mark.
— „Das war doch sicherlich eine große Freude für ihn", meinte Frau Neumann wohlwollend.
„Kann sein", erwiderte Neumann mißmutig, „doch hat sie nicht lange gedauert. Denn statt eines Dankes fragt mich doch dieser Mensch, ob ich nicht auch seinen Großvater gekannt habe."

„Ich möchte einen Spiegel!" — „Bitte, einen Handspiegel?" — „Nein! Fürs Gesicht!"
Zeichnungen: Ertz (3), Firzlaff (1), Näthe (2) M.

Flußstahl Wie schwer ist es oft, sich von diesem unangenehmen, das Leben verbitternden Leiden zu befreien. Ich gebe Ihnen gern kostenlos ein einfaches Mittel bekannt, das ihr, vielen beglaubigten Dankschreiben in kurzer Zeit, oft schon in 14 Tagen auch in hartnäckigsten Fällen Heilung brachte. - Heilmittelvertrieb Max Müller, Bad Weißer Hirsch bei Dresden.

Ursulinenschule in Duderstadt
Anerkannte private Oberschule für Mädchen, sprachliche Form, mit Internat
Abitur an der Anstalt — Prospekte durch die Oberin.

Schlafzimmer schwere Verarb., 180 cm, 6teilig 250 RM. **Küche**, natur lack. 140 cm, 7teilig 132,50 RM, gegen bar oder Ehestandsdarlehen. Abbildungen gratis. **A. Willebrand**, Möbelwerksstätten, **Delbrück**

Brutmaschine 2 Schleuderbleche «Gindex» v. RM. 70.— u. 125.— m. jedem Kauf spesenfrei liefere ich Lehrbuch, eigene und Fremdeier ausbrüten, eigen- und kalte Arbeit wie mit Brutmaschinen. Gratiskatalog. Brutmaschinenbau Paschereinder, Neuenkirch (Emsland) Fernruf 42 und 34

Liguster immergrün, 100 Pfl. für 20 m prächtige Hecke 6.— 10 Edelrosen m. W. 2,50 RM. Preisliste über alle Pflanzen für d. Gart. kostenlos! **Rud. Hartmann, Versandbaumschule Pinneberg 14 (Holst).**

Basedow u. Kropf Kräuterkuren. Ohne Bestellung kein Versand! Verl. Sie kostenlos Broschüre K **Friedr. Mantreitter, Gauting** bei München

Heiratsgesuche finden im **7. Tag** weiteste Verbreitung

Heiraten
Suche für meine Schwester 40 J., sehr häuslich, mit kaufm. Kenntnissen, da in Diaspora an tath. Herrenbek. kanntschaft fehlt, auf diesem Wege passenden
Lebensgefährten
in sicherer Stellg. Witwer mit Kind angenehm. Ausführl. unter Nr. 7/113 „Der 7. Tag", Paderborn.

Osterwunsch:
Landwirtstochter, 26 Jahre, 1,68 gr., kath., angenehme Erscheinung, Vermögen von RM 5000.—, wünscht einen nett. Herrn (mittlerer Bahnbeamter od. Förster) kennen zu lernen, zwecks
Heirat
Nur ernstgemeinte Zuschrift m. Bild unter Nr. 26 an das NS.-Volksblatt in Höxter.

Landwirt, (16 Morgen) und Geschäft, 35 J., angenehme Erscheinung, mit guter Vergangenheit, wünscht Mädel vom Lande. (25–32 J.) zwecks
Heirat
kennen zu lernen. Offerten möglichst mit Bild unter Nr. 7/115 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Arzt sucht für seine Schwester, kath., ev. Idgst., 30 Jahre, 1,67 groß, vielseitig ausgebild., nicht unvermögend, in Hauswirtschaft erfahren, gebildeten katholischen
Lebensgefährten
vornehmer, gütiger Gesinnung bis zu 45 Jahren in gesicherter Position. Da sehr kinderlieb u. in Kinderpflege erfahren, Witwer mit 1–2 Kindern angenehm. Diskretion verlangt u. zugesich. Bildzuschr. erbet. unt. Nr. 7/116 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Gegen Verstopfung Kneipp-Pillen MK 1 – Kneipp-Kur-Wegweiser kostenlos durch Kneipp-Mittel-Zentrale Würzburg

Kath. Fräul. o. A., 36 J., vermög., da sonst. Gelegenheit verl. ist, wünscht m. led. kath. Herrn in sich. Stellg. bef. zu werden zwecks
Heirat
Ernstg. Bildzuschr. unter Nr. 7/117 an „Der 7. Tag", Pbd.

Nähmaschinen gute französ., günstig, Ratenzahlung, 20 Monatsraten. Katalog kostenlos. **Marquis & Co.** K.-A. Mannheim 783

„Nicoton" gegen Bettnässen Preis RM 2.90. Zu haben in Apotheke **Niehelm**, Kr. Höxter Prospekt gratis

Nehmen Sie bitte bei allen Bestellungen. Anfragen. Bewerbungen usw auf die Anzeigen im „7. Tag" Bezug. Nur so wird den Inseraten bekannt daß die Anzeigen im „7. Tag" Erfolg haben

Anzeigen sind das beste Werbemittel

Billige Fische
2 Pfd - Dose fr. Blumarkt-Bestellung
2 " " " Bratheringe
2 " " " Bratheringe Rollmöpse
2 " " " Bismarck-Heringe
1 " " " Sauflands Heringe
1 " " " in Gelee
1 " " " Krusenaringe
1/2 " " " Fettfisch in Tomatensauce
zus. 5-kg-Pk. 3.80 RM ab hier. Verpackg. frei
O. Damke, Hamburg 11

Jawohl, so blank, daß selbst ein auf Hochglanz geleckter Kater eifersüchtig werden kann. –
Herdfeger
putzt, poliert und pflegt

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet!

Verantw.: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung u. Frauenwelt: Johanna Tops (erkrankt), i. V. Josef Link; für den kulturell. u. allgem. Teil: Josef Link; Bildverantwortl.: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtl. in Paderborn. Druck u. Verlag: W estf. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleiter: Eberhard Wessel Paderborn. — „Der 7. Tag": IV. Vj. 37: 29876. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.

7. Jahrg. – Nr. 8 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 20. Februar 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Zu alt oder zu jung?

Von Felix Riemkasten

Schön ist ein Vollbart. Im Winter hält er den Hals warm, man kann Kravatten billiger wählen, und in Streit der Meinungen ist ein wallender Bart geradezu unbezahlbar. „Wie wollen Sie schnodderiger grüner Schnösel, Sie junger Mensch Sie, wie wollen Sie sich erdreisten, mir zu widersprechen?!" Das kann keiner. Wehe dem, der den Mann im Vollbart gekränkt hat. Er hat das Ehrwürdigste angerührt.

In den Haaren liegt natürlich die Würde nicht, auch nicht die Weisheit. Aber wenn sie in den Haaren nicht liegt, so liegt sie vielleicht in den Jahren? Diese jungen Leute zum Beispiel sind doch wirklich recht junge Leute. Zu manchen Dingen sind sie bestimmt zu jung. Und zu manchen anderen Dingen sind ältere Leute wieder einfach „zu alt".

„In Ihren Jahren" heißt es dann.

„Was", heißt es, „so einem jungen Menschen wollen Sie derart wichtige Dinge in die Hand geben?"

Der eine gilt als zu alt, der andere wird für zu jung gehalten. Die bloße Zahl der Jahre genügt schon, um über einen Menschen zu urteilen. Sind derart rasche Urteile wirklich noch Urteile oder sind sie nicht Vorurteile? Es kann sein, daß die Jugend ein Hemmnis bildet; es kann sein, daß ein gewisses Alter hemmend wirkt. Aber fragen wir uns: „Auf wen wirkt es hemmend?" Die Antwort lautet: „Die Hemmung besteht bei denen, die sich auf Grund ihrer Ansicht ihre Meinung bilden." Wie oft urteilen wir falsch!

Im Großen und Ganzen sind junge Leute frischer, rascher, beweglicher, versuchsfreudiger, und ältere Leute sind bedachtsamer und vorsichtiger. Aber, ach, wieviele wahre Greise haben wir, die laut Geburtsurkunde als jung gelten müssen, und wie mancher alte Knabe erfaßt eine Sachlage, packt sie an, stellt sie aufs richtige Gleis und liefert uns das Ei des Kolumbus immer mal wieder. Er hat die feste Hand, den raschen Blick und die freudige Kühnheit. Ist dieser Mensch wirklich alt? Er ist verteufelt jung.

Wer ist denn jung? Jung ist der, der elastisch ist, und wir meinen hier nicht die körperliche Elastizität, denn der schönste Weltrekord im Hundertmeterlauf rettet dich nicht davor, in deinem Wesen steif zu sein wie ein ausgetrocknetes altes Stuhlbein. Jung bist du, wenn du zu Boden geschlagen bist, stracks aber wieder aufstehen kannst, geistig, in deinem Selbstvertrauen, im Lebensmut, im Willen. Und alt sind die, die nach dem Niederschlag sich sagen: „Jetzt ist es aus", und nie wieder begeben sie sich in solche Gefahren.

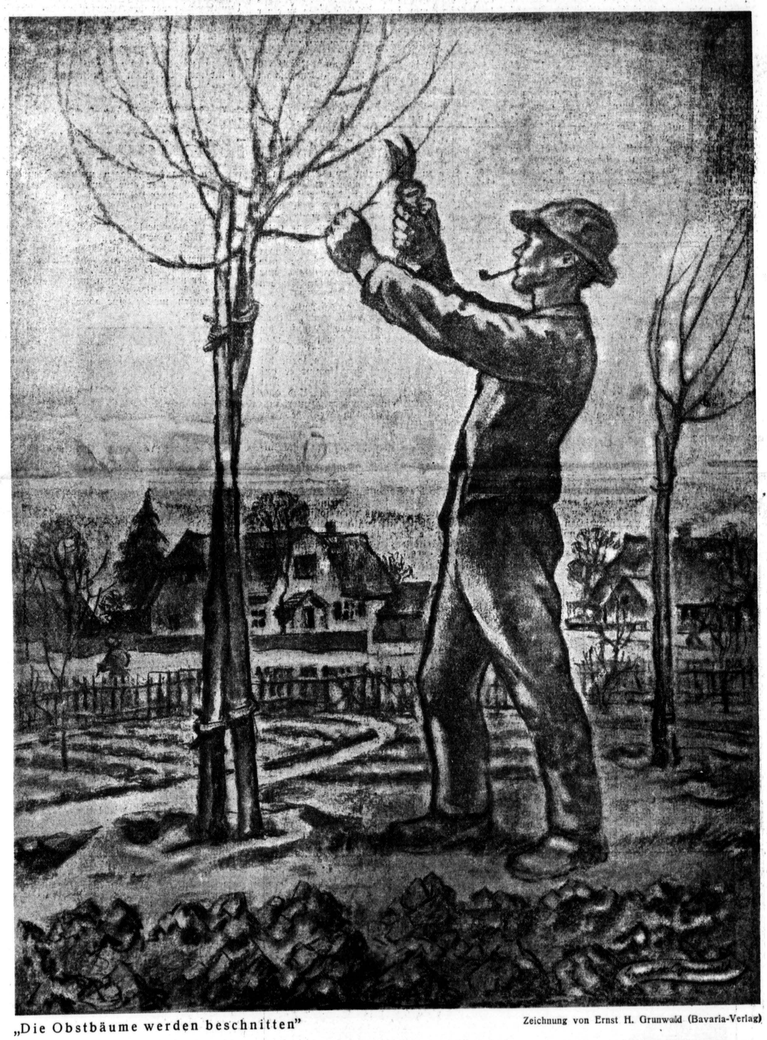
Wenn dies alles von Männern gilt und Männergeschäften, so gilt es um nichts weniger von Frauen und ihren Angelegenheiten als Frau. Hübsch und jung und lachlustig, tanzfähig und arbeitsfähig, das besagt nicht das Entscheidende. Wird sie so bleiben oder wird sie mit 30 alt geworden sein? Blüht sie nur jetzt eben und schrumpft dann, oder bewahrt sie die Lebenskraft frisch? Sie kann fünfzig alt sein und es immer noch in sich und an sich haben, so daß man unwillkürlich den Kopf dreht, um dieser Frau ein bißchen nachzusehen, denn was für eine Frau war das, welch eine Kraft!

Nun vergleiche man diese offenkundigen Tatsachen aus der Erfahrung mit der betrübenden Voreiligkeit des Urteils, das die Menschen abgeben, indem sie gar nicht auf die Person schauen, sondern nur auf die Jahre. Dem Jungen fahren sie über den Mund, den Alten drücken sie in den Lehnstuhl. Dreißig Jahre sind entweder viel zu jung oder viel zu alt. „Mit dreißig Jahren ist der Mensch solchem Posten gar nicht gewachsen!" Und wenn es eine Frau ist von dreißig, ziehen viele schon beim Hören ein schiefes Maul und wünschen sich lieber zwei zu fünfzehn. Und dann bekommen sie zwei zu fünfzehn, die alt reden, alt handeln und nie jung gewesen sind.

Es dürfte geschäftlich wie menschlich gut sein, gegen dieses Vorurteil Bedenken anzumelden. Was im Großen und Ganzen stimmt, stimmt oft im Einzelnen nicht. Im Einzelnen aber trifft es uns. Daher kommt es, daß so viel unnötiger Groll in der Welt ist. Das eine Mal hat der vorschriftsmäßig junge Mann nicht das erwartete Tempo vorgelegt, das andere Mal muß der energiegeladene Mann von vierzig sich sagen lassen, er sei zu alt. Frauen täuschen sich über Männer, Männer über Frauen. die Zahl der Jahre erweist sich als bloße Ziffer, der Inhalt stimmt nicht zur Aufschrift, und dies alles, weil ein Vorurteil das Urteil ersetzt.

Sind denn alle Dicken gemütlich, alle Dünnen streitsüchtig und die Blonden fade? Hilft das Pferd darum Pferd, weil man mit ihm fährt? Und sind die jungen Leute wirklich immer jung und die Alten rettungslos alt? Scheint der Augenschein nicht manchmal so stark in die Augen, daß sie geblendet werden und dann nichts erkennen?

Das sind Fragen. Um sie zu beantworten, sollte man nicht auffahren wie der Hund aus der Hütte, sondern von Fall zu Fall sehen, wer da kommt und wie er beschaffen ist.



„Die Obstbäume werden beschnitten"

Zeichnung von Ernst H. Grunwald (Bavaria-Verlag)

Werner Bergengruen

Im Zeichen der Goldfische

In einer richtigen Herrschaft, so findet unser Mädchen, gehören Goldfische. Wir halten diese Meinung für ein Nachleibsel aus der Zeit überwundener Standesvorteile. Aber Hedwig verzichtet nichts und benutzt viele Gelegenheiten zu Anspielungen. Oft mußten wir hören, daß der Justizrat die Fütterung eigenhändig besorgte und daß bei Gottschalks das Eßzimmer mit dem Goldfischalas wohnlich ausgesehen habe. Hedwig hat jene verblümte Demut, die fast immer zum Siege führt. Diesmal blieben wir hart. Da änderte sie ihre Taktik. Das Wort „Goldfische" kam nicht mehr über ihre Lippen. Dafür fand, als unser Jüngster seinen dritten Geburtstag hatte, ein viereckiger, gläserner Wasserbehälter mit drei Goldfischen auf dem Tisch. „Nicht wahr, das ist mal eine Ueberraschung?" sagte das Mädchen fröhlich.

Hedwig erklärte die Fütterung werde sie selbst übernehmen und bestimmte zugleich den Standort des Glaskastens: hiermit war ein brauchbarer Tisch oder anderen Benutzung entzogen. Hedwig betonte auch die wöchentliche Auswechselung des Wassers und ist hierin von überraschender Pünktlichkeit. Ueber die Fütterungskosten kann ich mich nicht beklagen. Eine wohlfeile Dose mit trockenem und unkenntlichem Inhalt reicht für Monate. Sie enthält ehemalige Wasserflöhe, die durch einen aufgeklebten Zettel als zur Familie der Daphnien gehörig ausgewiesen werden. Hedwig hält das „e" der letzten Silbe für ein Dehnungszeichen und das Ganze demzufolge für ein Präparat der chemischen Industrie wie Urobin und Strobonin. Der nomenklatorische Dolmetscher warnt vor, die Fische zu reichlich und öfter als alle drei Tage zu füttern, da jede Unmäßigkeit ihren Tod bewirken könne. Einige Male war ich in Versuchung, gegen diese Warnung zu verstoßen. Aber ich möchte dem Mädchen keine überflüssigen Unkosten verursachen, und sie würde es sich ja nicht nehmen lassen, beim nächsten Geburtstag unerbittlich jeden Todesfall auszugleichen. Und schließlich ist das Glas einmal da und muß genutzt werden.

Nun sind also die Goldfische zu einem Bestandteil des Hauswesens geworden. Aber damit hat es nicht sein Bewenden. Denn allmählich leben Hedwigs Anweisungen in abgewandelter Form wieder auf. Sie spricht davon, was für Gerichte sich vorteilhaft in Aquarien unterbringen lassen: bei Justizrats habe es sogar eine Niere aus Steinguß gegeben. Kurz, sie tritt für eine entschiedene Möblierung des Glaskastens ein: der flache Sandbelag des Bodens sehe doch so einförmig aus. Ich höre viel von Wasserpflanzen, von Teichmuscheln und von gewissen Schnecken, die als Fensterputzer einzustellen seien; sie krochen systematisch an den Glaswänden auf und nieder und sorgten sauberisch für deren Sauberhaltung. Tatsächlich erschienen zu Weihnachten einige Schnecken und überzogen von nun an die Innenwände mit einem fettigen Schleim. Wir fragen und beforat, was geschehen wird, wenn sie einmal statt an der Innenwand an der Außenseite abwärts kriechen und sich im Hause verlieren werden. Auch einige Muscheln und ein radiergummigroßer aus Masse anaefertigter Axura mit roter Zipfelmütze treten nach und nach auf, und wir werden mit frohen Ausblicken auf eine bevorstehende Einführung der Botanik unterhalten.

Einmal fanden wir einen Goldfisch tot. Es machte niemandem Eindruck, merkwürdigerweise auch Hedwig nicht. Es ist übrigens gleichgültig, wieviel Goldfische ein Aquarium enthält; denn die Spiegelung der vier Glaswände und des Wassers vervielfältigt sie ins Beliebige; im Grunde könnte man sich mit einem begnügen.

Da die Goldfische meinem Leben nun einmal zugeteilt sind, fasse ich den Entschluß, sie wenigstens zu beobachten, denn das ist ja die Aufgabe, die anwesende Tiere uns auferlegen. Wir versuchen, sie Max und Moritz, Kaftor und Pollux, Paul und Virginie, Elisabeth und Maria Stuart zu nennen. Aber es ist gänzlich belanglos, auf wen dieser oder jener Name entfällt. Sie ähneln sich bis zur Identität, und es zeigt sich daß auch ihr Geschlecht nicht zu ermitteln ist. Man kann ihnen sehr lange zusehen, ohne überrascht zu werden. Nur sehr schwer ließe sich ein Bild davon gewinnen, wie ihr Verhältnis zueinander beschaffen ist. Woher berühren sie sich bei ihren schwänzlenden Schwimmbewegungen, noch weichen sie einander erkennbar aus. Manchmal scheint es, ihrer keiner habe bis jetzt das Dasein des anderen zur Kenntnis genommen. Bemerkenswert sind ihre ungeheuer exakten Kehrtwendungen, die freilich der Viereckigkeit des Bassins zu verdanken sind. Manchmal stoßen sie aber auch gegen die Wand und lehren dann um, ohne Umwissen oder Erstaunen zu bekunden. Ob sie dankbar, rachsüchtig oder ehrgeizig sind, wüßte ich nicht zu sagen. Vielleicht könnte man sie durch Erschrecken zu einer mimischen Lebensäußerung veranlassen, aber sie sind nun einmal Haustiere geworden, und da möchte man gutmütig sein.

Dazwischen sage ich mir die Frage vor, ob sie sich ebenso langweilen wie mich. Vielleicht kann ihr Zustand nicht besser gekennzeichnet werden als mit der Frage, die in einem englischen Witzblatt ein Goldfisch an den anderen richtet: „Haben Sie für nächsten Sonntagnachmittag etwas Bestimmtes vor?"

Die Tyrannei der Goldfische verbiete Schlimmes, als wir für eine Weile verreisen und das Haus derweil zuperen wollten. Für den Hund fand sich leicht eines Unterkunft. Wohin aber mit den Goldfischen? Um ein Haar wäre die Reise in ihr Bassinwasser gefallen. Schließlich war der Briefträger zur Hilfeleistung erbötig. Während die Goldfische bei ihm in Pension waren, unternahm einer von ihnen einen Selbstmordversuch indem er sich aus dem Aquarium durchs offenstehende Fenster ins Trockene schnellte. Dies mißlang, denn er geriet in eine Regenrinne. Ich darf nicht annehmen, es habe sich um Heimweh, um Sehnsucht nach mir und den Meinen gehandelt. So muß also an Lebensüberdruß und goldfischlichen Weltschmerz geglaubt werden. In jedem Falle habe ich seitdem Achtung vor der Atmosphäre des Briefträgerhauses, die unsere hätte den Goldfisch nie zu derartig temperamentvollen Handlungen inspirieren können.

Neuerdings spricht Hedwig von Schildkröten. Wir werden fündigen müssen, und dann wird es nie mehr die guten Dampfnudeln geben.

Curt Krispien

Der Diktator

Die Tür zu dem Kontor wurde mit ungewohnter Hast geöffnet, und der Ingenieur Hersfeld kam herein. „Er ist da!" rief er verzweifelt, „eben angekommen und geht gleich durch das Werk. Was soll ich bloß machen —?"

„Vor allem machen Sie bitte die Tür leiser zu", sagte Fräulein Weigandt ruhig, „und seien Sie nicht so aufgeregt! Schließlich war es doch ganz in Ordnung, daß Sie das alte Haus niederbrechen ließen. Es stand uns ja nur im Wege, und wir brauchten Platz für den neuen Lagerschuppen."

Hersfeld tupfte mit seinem Taschentuch das rote Gesicht. Seine Bedenken waren keineswegs gewichen. „Na, so, natürlich mußte die Bude weg, ob er das einsehen wird? Weiß man denn, was in so einem Kopfe vorgeht? Vor zehn Jahren ist er als kleiner Kontorist bei uns herausgelaufen, und jetzt kommt er auf einmal aus Südafrika als Chef zurück! Mit allen Vollmachten! Ein Diktator! Und ausgerechnet ich habe ein lumpiges Hinterhäuschen abreißen lassen, an dem der hohe Herr sehr hängt, weil er da mal als Kind Räuber und Indianer gespielt hat! Was ist, wenn er die Notwendigkeit dieser Maßnahme nicht anerkennt —? Aus Pietät, aus schierer Laune — was weiß ich! Das kann mich meine Stellung kosten . . ."

„Ich werde die Sache für Sie in Ordnung bringen", beruhigte ihn Fräulein Weigandt, obwohl sie selbst durchaus nicht so sicher war. Gut, auch sie hatte sich von der kleinen Stenotypistin von ehedem bis zur einflußreichen Privatsekretärin des Chefs heraufgearbeitet, aber der alte Chef war gegangen, und ob der neue sie behalten würde, stand noch gar nicht fest. Darum ging sie mit einigem Herzklopfen in das Privatkontor hinüber, als das Telefon sie rief.

Bei ihrem Eintritt erhob sich ein großer, braungebrannter Mann von seinem Schreibtisch und kam ihr ein paar Schritte entgegen. „Mein Gott", rief er betroffen, „genau so hab' ich Sie in der Erinnerung! Sie sind ja völlig unverändert!"

Fräulein Weigandt lächelte. „Danke! Immerhin sind inzwischen zehn Jahre vergangen, Herr Christensen."

„Zehn Jahre! Eine hübsche Zeit . . . Sie waren neunzehn damals und ich vierundzwanzig. — Aber bitte, setzen Sie sich doch! — Zehn Jahre!" Er strich sich über die Stirn und sah auf einmal müde aus. „Ich freue mich, daß wir zusammen arbeiten werden, Fräulein Weigandt."

„Ich auch", sagte sie offen.

Er sah sie nachdenklich an. „Wir sind ja alte Kameraden! Entsinnen Sie sich noch, als wir den Ausflug nach der Teufelsmühle machten —? Es war an einem Sonnabend. Ich hatte mir für den Tag den Wagen meines Freundes geliehen. Es war eine elende alte Klapperkiste, die alle paar Kilometer stehen blieb, aber Sie waren so nett und gedultig, und ich fand es schön . . ."

Es entstand eine längere Pause. Fast schien es, als habe Herr Christensen die Sekretärin vergessen. Endlich fand sie es an der Zeit, sich in Erinnerung zu bringen. „Dorthin war der Ingenieur Hersfeld bei mir", begann sie vorsichtig, „er macht sich Sorgen, weil er ein Hofgebäude abreißen ließ . . ."

Christensen machte eine abwehrende Handbewegung. „Ach, lassen Sie das jetzt! Ich bin noch gar nicht richtig wieder hier . . ." Von neuem überschattete ein müder Ausdruck sein Gesicht.

Er muß schrecklich viel erlebt und schrecklich viel gearbeitet haben, dachte Fräulein Weigandt mitleidig.

Dann sprach er wieder, leiser als vorhin: „Auf der Rückfahrt — von der Teufelsmühle, mein' ich — dämmerte es schon. Die Pappeln warfen lange, schräge Schatten auf den Weg . . . Können Sie sich erinnern, Fräulein Weigandt —?"

Sie nickte, ohne ihn anzusehen. Er war aufgestanden, ein paarmal unruhig durch das Zimmer gegangen und blieb dann vor ihr stehen. Sie hörte seine Stimme nachdenklich dicht neben ihrem Ohr: „Und auf dem ganzen Wege habe ich an nichts gedacht als daran, Sie zu küssen. Aber ich fand nicht den Mut dazu . . ."

Fräulein Weigandt zitterte leicht, aber sie sagte nichts und sah beharrlich auf das bunte Teppichmuster vor ihren Füßen. Es war ganz still im Raum, nur von draußen drangen dumpf die verworrenen Geräusche des Betriebes durch die dicke Portiertür. Wieder klang seine Stimme, diesmal schon etwas mehr entfernt: „Ich fand nicht den Mut dazu. Genau wie jetzt . . ."

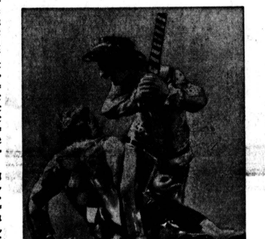
Als Fräulein Weigandt endlich aufsah, saß Herr Christensen gelassen hinter seinem Schreibtisch und blätterte in den Papieren, die vor ihm lagen. „Hatten Sie noch eine Frage, Fräulein Weigandt? Ja, so, die Sache mit dem abgebrochenen Gebäude . . . Erledigen Sie das, bitte, ganz so, wie Sie es für richtig halten."

Ein wenig später sah Hersfeld neugierig fragend in Frl. Weigandts Zimmer hinein.

„Ich glaube, alles ist in Ordnung", nickte sie ihm zu.

Er bedankte sich froh und erleichtert. „Wie fanden Sie ihn denn? Ein toller Kerl! Hat sich kolossal entwickelt, was —?!"

„Ich weiß nicht recht", sagte Fräulein Weigandt undurchschaubar lächelnd, „ich finde eigentlich, daß er sich kaum verändert hat."



Das Kunstwerk des Monats

in den Berliner Staatlichen Museen ist im Februar eine buntbemalte Harlekingruppe aus dem Besitz des Schloßmuseums. Man kennt nur dieses eine Exemplar nach dem von Johann Joachim Kändler um 1740 geschaffenen Porzellanmodell. Dargestellt ist eine Prügelei zwischen zwei Harlekinen. (Atlantic, Zander-Multiplex-K.)

Die Reichsbahn — das Rückgrat des Verkehrs

Der Aufschwung des Flugverkehrs und der gewaltige Aufstieg unseres Kraftfahrzeugbestandes haben die Leistungszahlen der Reichsbahn nicht vermindert, die noch immer das Rückgrat des Ueberland-Personenverkehrs und vor allem der Güterbeförderung ist. (Tuszkay, Zander-M.-K.)

Dies nebenbei

Eine Bärenjagd in Deutschland ist in unserm Zeitalter etwas Außergewöhnliches. Es waren auch nur zwei kleine niedliche Waschbären, die dieser Tage in Schönerlinde gejagt wurden. Vor vierzehn Tagen waren sie ihren Besitzern entflohen, und seitdem trieben sie sich umher und stahlen sich ihren Lebensunterhalt überall zusammen. Diesmal lockte sie der Geruch frischer Brötchen zu einem Bäcker. Der eine der beiden kleinen Kumpane stand auf der Straße „Schmiere", während der andere auf das Dach kletterte und von dort aus seinen Weg zu den ersehnten Schätzen suchte. Die Einwohner von Schönerlinde, die das Schauspiel beobachteten, veranstalteten sofort eine regelrechte Treibjagd. Es eilte auch jemand mit einem Gewehr herbei, denn er hielt die kleinen Gesellen für Marder. Glücklicherweise hielt man ihn davon ab zu schießen und erkannte in letzter Minute noch die Ausreißer. Der Schmierensteher konnte sehr leicht festgenommen werden, aber der Dachkletterer war nicht so leicht zu fangen. Als die Menschen ebenfalls aufs Dach stiegen, flüchtete er auf den Schornstein. Dabei verlor er den Halt und fiel kopfüber in die Esse hinein. Es dauerte einen ganzen Tag, bevor man den kleinen Brötchenräuber aus seinem unbequemen Gefängnis erlösen konnte. Mit einem Waschbären hatte er nur noch recht wenig Aehnlichkeit, als man ihn seinem Besitzer zurückgab. Sein Pelz war derart voller Ruß, daß er eher wie ein Kobold aussah. Stundenlang mußte er gewaschen werden, bis er sein natürliches Aussehen wieder hatte.

*

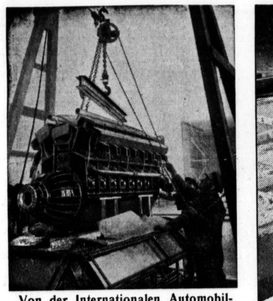
In einer Rede, die Mussolini vor kurzem in Palermo hielt, bezeichnete der Duce Sizilien als den geographischen Mittelpunkt des italienischen Imperiums und als strategische Zentrale des ganzen Mittelmeeres. Dadurch wird das Projekt einer Untertunnelung der Straße von Messina wieder aktuell. Es handelt sich hier um eine der zauberhaftesten Meerengen der Welt. Blau und in der Sonne glitzernd liegt sie da, umsäumt von Städten, die einst viele Verwüstungen durch verheerende Erdstöße zu ertragen hatte. Im Hintergrund liegen die letzten Ausläufer des Apennins; unten wiegen sich Palmen im leichten Wind, darüber herrliche Gärten und große Waldungen von Orangen- und Zitronenbäumen. Dann folgt das sanfte Grüngrau der Oliven. Unter dieser Straße soll der neue Tunnel seinen Weg führen. Die Verhältnisse sind denkbar günstig, denn dieser unterirdische Weg würde sich nur 4 Kilometer unter dem Meeresspiegel hinweg ziehen, während seine Gesamtlänge 10 Kilometer beträgt. Zwischen Sizilien und dem Festland besteht eine unterirdische Verbindung, die man als eine Art Ausläufer des Apenninengebirges bezeichnen kann. Sie liegt nur 100 Meter unter der Meeresoberfläche, während die übrige Meerestiefe rechts und links 400 Meter beträgt. Dem Tunnel würde nicht nur eine hervorragende strategische, sondern auch große wirtschaftliche Bedeutung zukommen.

*

Einen seltenen Fund machte ein Farmer in Kalifornien. Bei der Rübenernte entdeckte er an einer Rübe eine goldene Halskette, die als Anhängsel einen unbearbeiteten Goldklumpen trug. Solche Schmuckstücke schenkten früher die Goldgräber ihren Bräuten. Man nimmt deshalb an, daß die Goldkette lange im Boden jenes Ackers lag, bevor sie jetzt durch die wachsende Rübe aus dem Boden mitheraus gebracht wurde.

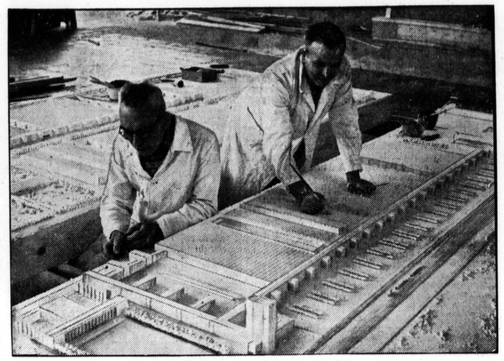
*

Auf der Küste von Kent in England gibt es ein Dorf, wo man das ganze Jahr über Ski läuft. Dungeness heißt der Ort, auf einem langgestreckten einsamen Vorgebirge, das in die See hinausragt. Es ist ein trostloser Anblick. Steine, nichts als Steine, von dem Dorf bis hinab zum Wasser, kein Gras, keine Bäume. Wenn man die Fischer hier beobachtet, fällt einem auf, wie rasch sie sich über die steilen, geröllbedeckten Abhänge fortbewegen. Es ist eine merkwürdige, gleitende Bewegung, bei der sie kaum die Füße vom Boden heben. Und wenn man näher zusieht, bemerkt man, daß sie buchstäblich auf flachen Brettern eine Art Skilauf ausüben. Es sind rechteckige Stücke Holz, ungefähr 45 Zentimeter lang und 30 Zentimeter breit, die mit einer starken Lederschnur um den Fuß befestigt werden, „Back-stays", so nennt die Bevölkerung dieses Gerät. Man kann sich ein Paar leihen, die Füße durch die Lederschnüre stecken und dann sein Heil versuchen. Aber man möge sich anfangs an die ebneren Flächen halten, sonst gibt es ein Unglück. Zu schämen braucht man sich nicht, wenn man mit diesen Brettern an den Füßen davongleitet. Niemand in Dungeness bewegt sich auf andere Weise fort. Die Männer gelangen so zu ihren Booten, die Frauen gleiten zu ihrem Einkaufskorb, die Kinder gleiten zur Schule, der Milchmann macht so seine Runde, und der Pastor gleitet zur Kirche. Es ist die einzige Möglichkeit vorwärts zu kommen. Gewöhnliche, unverschürfte Schuhe würden in dieser Steinwüste in wenigen Tagen in Fetzen sein. Die „Back-stays" werden immer zu Hause hergestellt, ein gutes Paar hält seine zehn Jahre. Die besten sind die aus Fichtenholz; eine hübsche dünne Planke wird beiseite getan, um abzulagern, und wenn die Kinder heranwachsen und es Zeit wird, an ihre Fußbekleidung zu denken, macht Vater sich mit Säge und Hobel an die Arbeit.



Von der Internationalen Automobil- und Motorrad-Ausstellung

Die vom Reichsverband der Automobilindustrie veranstaltete große Internationale Automobil- und Motorrad-Ausstellung hat in den Ausstellungshallen am Kaiserdamm zu Berlin seit dem 18. Februar bis zum 6. März wiederum ihre Tore geöffnet; sie wird die hohe Leistungsfähigkeit der deutschen Automobilindustrie unter Beweis stellen. — Ein Mercedes-Benz-Zeppelin-Motor wird mit einem Flaschenzug auf das Ausstellungsfundament gehoben. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

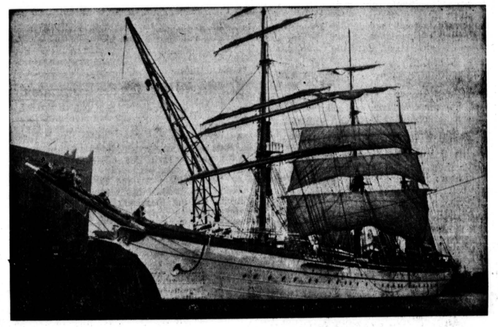


Die Volkswagenfabrik im Modell

ist ebenfalls auf der Internationalen Automobilausstellung zu sehen. Sie liegt an der Reichsautobahn Berlin—Braunschweig bei dem Dorfe Sandkamp. Man erkennt von links: Das Gefolgschaftshaus, das Verwaltungsgebäude (mit Turm) und die Werkstätten. Das hinter den beiden Männern stehende Teilstück gehört ebenfalls noch zu dem Modell. (Scherl Bilderdienst, Zander-M.)

Empfang beim Reichsarbeitsführer

Im Haus der Flieger gab Reichsarbeitsführer Hierl erstmalig einen Empfang, zu dem mit Reichsministern, Reichsleitern und zahlreichen Vertretern des Diplomatischen Korps viele Kameraden des Reichsarbeitsdienstes, der Wehrmacht, der Polizei und aus allen Formationen der Bewegung erschienen waren. Zum ersten Male sah man bei dem Festabend auch das Führerinnen-Festkleid des Reichsarbeitsdienstes für die weibliche Jugend, getragen von den Bezirksführerinnen und Mitarbeiterinnen in der Reichsleitung. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)



Italienische Gäste besichtigen Musterbetrieb

Anläßlich des Besuches einer italienischen Abordnung, bestehend aus elf Angehörigen der Faschistischen Industrie-Arbeiter-Konföderation fanden in Berlin Besichtigungen statt. So zeigt unser Bild eine Gruppe von Lehrlingen des NS.-Musterbetriebes Stock & Co. in Berlin-Marienfelde. (Atl. Zander-M.)

Segelschulschiff „Albert Leo Schlageter" in Dienst gestellt

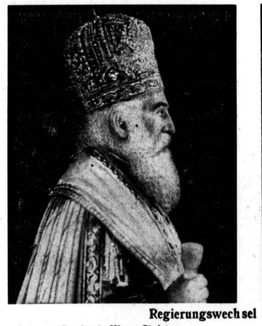
Der dritte stolze Segler der Kriegsmarine, das Schulschiff „Albert Leo Schlageter", wurde in Dienst gestellt. Hier wird es nach Verlassen des Docks in Hamburg am Kai festgemacht. (Zander-Multiplex-K.)

Dampfer strandet vor Juist

Durch den Umsturz der Wetterlage ist auch die Seeschiffahrt auf der Nordsee schwer in Mitleidenschaft gezogen worden. Bei schwerem Nordweststurm strandete der französische Dampfer „Baoule" (5874 Bruttoregistertonnen) vor der Insel Juist. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Gründung eines italienischen Falkenordens nach deutschem Muster

Bekanntlich hat die Abteilung der Falknerei auf der Internationalen Jagdausstellung stärkste Beachtung gefunden. In Rom soll jetzt auch ein italienischer Falkenorden gegründet werden, und zwar nach rein deutschem Muster. Zu diesem Zwecke werden eine Reihe deutscher Falken demnächst nach Rom reisen. — Unser Bild zeigt den Berliner Falkner Walther Brandt, der mit vier Habichten und drei Falken sich in den nächsten Tagen nach Rom begeben wird. (Atlanti, Zander-K.)



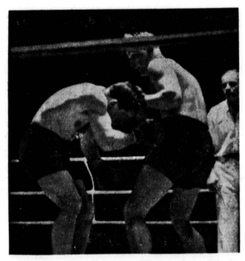
Regierungswechsel in Rumänien

König Carol von Rumänien,

der den Patriarchen zum Chef des neuen Kabinetts bestimmte. (Erich Zander, Archiv, Multiplex-K.)

Patriarch Miron Christea

Nach dem überraschenden Rücktritt der Regierung Goga hat der rumänische König den Patriarchen Miron Christea mit der Bildung der neuen Regierung beauftragt. Unser Bild zeigt den Patriarch im kirchlichen Ornat. (Erich Zander, Archiv, Multipl.-K.)

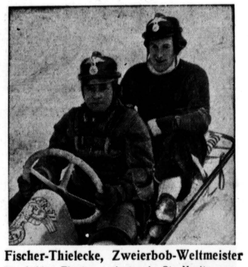


Heusers Marsch zur Weltmeisterschaft

In einem Kampf, wie man ihn seit langem nicht mehr sah, wurde der Belgier Karel Sys von Adolf Heuser im Berliner Sportpalast nach Punkten geschlagen. (Schirner, Zander-Multiplex-K.)

Eishockey-Weltmeisterschaft in Prag

Ein Ausschnitt aus dem Spiel Kanada — Schweden, das ganz überraschend von Kanada nur mit 3:2 gewonnen wurde. (Schirner, Zander-K.)



Fischer-Thielecke, Zweierbob-Weltmeister

Die beiden Thüringer siegten in St. Moritz gegen schwerste Gegnerschaft. Erst zwei volle Sekunden hinter ihnen, was bei diesem Kampf um Sekundenbruchteile schon etwas heißen will, lag der Viererbob-Weltmeister McEvoy. (Schirner, Zander-Multipl.-K.)

„Bitte eine Fahrkarte für einen Elefanten . . .!“

Reisebüro - nur für Güterzüge

Fahrgäste, die es nicht sehr eilig haben. — 10 Jahre Reichsbahn-Auskunftei für Güterverkehr

Die Reichsbahn-Auskunftei für Güterverkehr in Berlin, deren Kundendienst sich auf den gesamten europäischen Güter-, Tier- und Expreßgutverkehr erstreckt, kann nunmehr auf ein 10jähriges Bestehen zurückblicken. Im verflossenen Jahre hatte diese wertvolle Organisation mehr als 100 000 Anfragen zu beantworten.

Reisebüros, wie wir sie kennen, pflegen mit ihren Kunden von Schnellzügen, Schlafwagen, von zweiter und dritter Klasse, Hotelgutscheinen und herrlichen Ausflugsorten zu sprechen. In Berlin, Potsdamer Straße 27, gibt es ein Reisebüro, in dem es ebenfalls nach fernen Gegenden und Ländern riecht und Dutzende von Auskunftsbeamten alle Hände voll zu tun haben, in Kursbüchern zu blättern und Fahrtarife zu berechnen. Ratzig bringen sie den Hörer vom Ohr, denn Anfrage auf Anfrage, die fortgesetzt aus allen Teilen Deutschlands an sie gerichtet werden, müssen schnellstens beantwortet werden. Stöße von Briefen harren einer positivendenden Erledigung und schließlich will auch noch der Schalter bedient sein, vor dem die Menschen stehen, um sich an Hand von Karten die Verkehrswege nach allen Winkeln Deutschlands, nach Italien, in die Schweiz, nach Persien oder Japan erklären zu lassen.

Aber was hört man hier? „Bitte, was kostet die Fahrt von Berlin nach München für einen Elefanten?“ Der Herr, der dies fragt, hat sich damit wirklich keinen Spaß erlaubt, denn schon nach wenigen Minuten hat der Beamte klipp und klar festgestellt: „Da kommt also ein GL-Wagen in Frage. Erläuterung versteht sich, und die Fracht nach der Stückklasse S 1 beträgt 104 Mark, zuzüglich Reinigungsspesen in Höhe von 5 Mark. Hat der Herr sonst noch Wünsche?“ Ein anderer erkundigt sich brieflich nach dem Tarif für eine Ladung lebender Gänse von Breslau nach Hamburg, eine Reihe von Fabriken will wissen, wie sie am billigsten Maschinen, Werkzeuge, Eisenträger, Möbel usw. in das Ausland verschicken könne, Schaufensterpuppen, stachelige Kakteen, Fische, Ladungen von Bier — alles fragt hier höflich an und aus allen Briefen, Telegrammen, Telefonanrufen vermeint man förmlich das Reisefieber zu spüren, das diese lebenden und toten Dinge des Alltags erfaßt hat.

Rätselraten um Tarife

Wir befinden uns in der Reichsbahn-Auskunftei für Güterverkehr und lernen in ihr eine Organisation kennen, die aus dem deutschen Wirtschaftsleben überhaupt nicht mehr wegzudenken ist. Ungezählte Tausende von Verkehrstreibenden aus allen Teilen Deutschlands und eine große Zahl von ausländischen Firmen holten von ihr in den 10 Jahren ihres Bestehens erschöpfende Auskunft in allen Tarif- und Verkehrsfragen erhalten und immer größer wird der Kreis der Interessenten, der hier Rat und Hilfe sucht und findet. Im verflossenen Jahr waren allein 110 000 Anfragen zu beantworten.

„Es ist selbstverständlich, daß jeder Verfrachter von vornherein genau wissen möchte, was die Beförderung seiner Güter kostet“, sagt uns Reichsbahnamtmann Mensch, der Leiter der Auskunftei. „Bietet aber diese Feststellung im Inlandverkehr mit seinen etwa 800 Ausnahmetarifen und vor allen Dingen wegen der häufigen Aenderung der bestehenden Bestimmungen große Schwierigkeiten, so ist dies beim Auslandsverkehr, wo die Tarifsage noch viel verwickelter ist, in ganz besonderem Maße der Fall. Hier hat die scharfe Konkurrenz der Eisenbahnen untereinander, das Bestreben jeder Bahn, ihren Besitzstand zu wahren und womöglich noch neuen Verkehr zu gewinnen, zur Folge, daß die Wettbewerbslage sich sehr häufig verschiebt und daher bei jeder Tarifänderung immer wieder von neuem geprüft werden muß. Dieses Tohuwabohu veranlaßte die Reichsbahn, ihren Kunden in der Auskunftei in Berlin eine zentrale Stelle zur Verfügung zu stellen, von der alle für die Frachtkalkulation benötigten Unterlagen schnell, zuverlässig und was nicht minder wichtig ist, völlig kostenlos eingeholt werden können.“

Wenn ein Milpford reist . . .

Wir haben in diesen Räumen eine neue Wissenschaft kennengelernt: die Frachttarif-Forschung. Uns wurde von Ziffern, Zahlen und Zeichen, die uns aus den Blättern der riesigen Kartei entgegentanzten, beinahe angst und bange. Und wir hatten im Stillen Mitleid mit den fünf Herren, die Tag für Tag nichts anderes zu tun haben, als die Sammlung von mehr als 5000 In- und Auslandstarifen, die sich ja ständig ändern, auf den jeweiligen Stand zu bringen. In anderen Abteilungen dieser Auskunftei plagt man sich mit den schwierigen Kalkulationen ab. Es eilt, denn die Firmen wollen und sollen postwendend Antwort erhalten. Also, was kostet die Beförderung einer Dampflokomotive von Ausobung nach Irland, was ist bei dem Transport eines Milpferdes nach Afghanistan alles zu beachten, welcher Schienenweg nach dem Balkan ist für eine Stückgutsendung von Schwarzwälderuhren am günstigsten? Da erfährt man dann, daß der kürzeste Beförderungsweg nicht immer der billigste ist, weil die direkten Tarife durch die Binnentarife der einzelnen Länder wieder unterboten werden. Für nicht weniger als 900 Gruppen von Gütern gibt es völlig verschiedene Frachtsätze — was bei der einen Eisenbahngesellschaft teuer ist, ist bei der anderen billig. Man steht vor riesigen Landkarten und bekommt erklärt, warum für diesen und jenen Artikel, der ins Ausland verfrachtet werden soll, oftmals ein weiter Umweg zu empfehlen ist. Nicht die Kilometerzahl, sondern einzig und allein die Höhe der einzelnen Tarife spielt eine Rolle, wenn es sich nicht gerade um eine eilige Sendung handelt.

Bis zu 500 Anfragen müssen auf diese Art täglich erledigt werden. Ob nun empfindliche Rennpferde auf die Reise geschickt oder schnell verderbliches Gemüse verfrachtet werden soll, ob es sich um Monstren von Maschinen handelt oder zerbrechliches Porzellan — die Reichsbahn-Auskunftei für Güterverkehr weiß über alles Bescheid, selbst wie hoch sich die Fracht für eine Ladung Schokolade nach Tokio stellt, die ein Fabrikant für die Olympiade 1940 zu senden beabsichtigt und der jetzt schon den Preis dafür berechnet haben will.

Rettungsboot klar!

Ueber der Nordsee toben zur Zeit wieder schwere Stürme. Die Küstenrettungsstationen wurden zahlreich in Anspruch genommen. Hier geht ein Rettungsboot des englischen Küstendienstes bei schwerer Brandung in See. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Seehundsfang im nördlichen Eismeer

Kapitän Keen erlegte mehr als 1 Million Seehunde

Im Vorfrühling jeden Jahres hebt auf den Eisfeldern nördlich von Neufundland ein gefährliches Jagen an.

Nebel, Sturm, hohe See, Eisberge sind einige der vielen Feinde, die das Leben der Seehundsjäger im nördlichen Eismeer bedrohen. Nicht wenige von ihnen sind auf abbröckelnden Eisschollen in die offene See getrieben worden und verschwunden; andere wieder wurden in ihren Schiffen von Eismassen erdrückt. Aber die Neufundländer Robbenjäger sind ein hartes Geschlecht, mutig und zäh. Und sie kennen es nicht anders, als alljährlich im Frühling mit ihren Dampferchen hinauszufahren, um Seehundsfelle zu holen.

20 Zeilen Seehund - 2 Zeilen Weltkrieg

Vom Seehund lebt hier der größte Teil der Bevölkerung. Der Robbenfang ist für die Bewohner von St. Johns, der Hauptstadt von Neufundland, so wichtig, daß er die Geschehnisse im fernen Europa für sie an Bedeutung weit übertrogt. Als der Weltkrieg ausbrach, waren an den Anschlagssäulen im Postamt von St. Johns — einer Einrichtung, die hier die Zeitung ersetzen muß — zwei Seiten mit Angaben über die Erträgnisse des Seehundsfanges und über die Preise der Seal-Felle zu lesen, aber nur zwei Zeilen am Schluß verkündeten, daß in Europa Krieg sei.

Wie seit Jahrzehnten, rüsten sich auch jetzt die Neufundländer Robbenjäger zur Ausfahrt, die in diesem Jahre wegen des milden Wetters schon im Februar, statt, wie sonst, Anfang März stattfinden soll. Acht Dampfer mit einer Mannschaft von je 200 Mann gehen dazu in See.

Zwischen Golfstrom und Polarstrom

Die besten Fanggründe liegen in den stürmischen Gewässern des Nordatlantic auf der Höhe von Labrador und erstrecken sich bis in das Eismeer zwischen Baffinland und Grönland — ein Gebiet, das um diese Jahreszeit dicht mit Eisschollen oder Packeis bedeckt ist. Hier kreuzen sich die Einflüsse des Golfstromes und Polarstromes, und gerade das lockt den Seehund herbei, der sich gern im nicht zu kalten Wasser tummelt und auf den Eisschollen sonnt. Aber auch Nebel und Sturm sind in dieser Ecke des Ozeans sehr häufig, und wer sich im Eifer der Jagd auf zu kleine Schollen wagt, läuft Gefahr, von den Strömungen sehr schnell abgetrieben zu werden und die Eisdecke im Wasser des Golfstromes unter seinen Füßen schmelzen zu sehen . . .

Die Bewegungen der Robbenfängerflotte hängen ganz von den Wanderungen des Seehundes ab. Im Herbst wandern die Seehunde von ihrer eigentlichen Heimat im hohen Norden südwärts. Sie kehren im Frühjahr zurück und werfen dann auf den Packeisfeldern ihre Jungen. Zu dieser Zeit setzt der Robbenfang ein. Wenn das Eis südwärts zu treiben beginnt, erscheint der Mensch auf der Bildfläche und schwingt seine Keule, um die erwachsenen Seehunde und ihre zweijährigen Jungen, die „Blaumänner“, zu erlegen.

5 Kilometer über berstendes Eis

Nur selten ergibt sich eine Gelegenheit, den Seehund vom Lande aus zu fangen. Im letzten Jahr kamen große Herden in der Belle-Isle-Meerenge in Sicht, und etwa zwanzig Fischer machten sich auf den Weg über das Packeis, die Tiere zu fangen. Man beobachtete von Ufer aus, wie sie mit ihren vier Booten, die sie auf Rufen hinter sich her zogen, immer weiter hinaus auf das Eis gingen, immer näher an die Robbenscharen herankamen — bis einer der gefürchteten Schüsse des Polarfrühlings, der Krach brechenden Eises ihnen ertönte. Die Fischer, die sich inzwischen fünf Kilometer vom Ufer entfernt hatten, eilten sofort zurück und wollten ihre Boote in den immer breiter werdenden Wasserstreifen einsetzen, der sie vom Lande trennte — aber die Eisschollen, die vom Norden her heranschossen, rissen große Löcher in die Boote. Nur ein Boot mit acht Mann und ohne Seehundsfelle kehrte in das Dorf zurück . . .

Tagelang darauf trieben noch große Eisschollen, schwarz von Seehunden, in der Mitte der Belle-Isle-Meerenge an den Fischerdörfern vorüber. Niemand aber wagte sich damals noch im Boote zu ihnen herüber.

Glück und Unglück der Seehundsjäger

Im Durchschnitt werden jetzt jährlich 200 000 bis 350 000 Seehundsfelle von den Neufundländer Jägern eingebracht — eine Beute, die einen Wert von mehreren Millionen Mark besitzt. Die goldenen Zeiten des Robbenfanges, in denen einzelne Jäger Millionäre wurden, sind allerdings vorüber. In den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts waren oft nicht weniger als 400 Segelschiffe mit 13 000 Mann auf Seehundsjagd unterwegs, und meist kehrten sie mit Seehundfellen so hoch beladen zurück, daß das Deck kaum noch aus dem Wasser ragte — wenn sie überhaupt zurückkehrten. Im Laufe des 19. Jahrhunderts sind schätzungsweise 36 Millionen Seehunde gefangen worden.

Heute ist die Robbenjagd nicht mehr so einträglich, wenn auch kaum weniger geschrwoll. Regierungsvorschriften sorgen dafür, daß der jüngste Seehundnachwuchs geschont wird. Das Kunststück, einen Dampfer durch die Eisschollen an die Ruheplätze der Seehunde heranzumanövrieren, ist aber nicht leichter als die Navigation der früheren Segelschiffe im Polareis.

Kapitän Keen erzählt

Nur einer der Neufundländer Jäger kann sich rühmen, über eine Million Seehunde heimgebracht zu haben — ein Rekord, der siebzig Jahre harter Arbeit in einem 70jährigen Leben erforderte. Es ist Kapitän Keen, der noch heute von den Abenteuern seiner Fahrten als Commodore der Robbenfängerflotte lebhaft zu plaudern weiß.

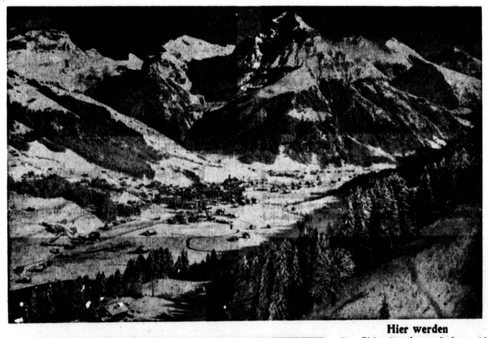
Einmal trieb Keen mit fünf Gefährten auf einer Eisscholle von seinem Schiff ab. Drei Tage und Nächte mußten sie auf dem schwankenden Eisstückchen ausharren, bis ein Boot sie in dem dichten Nebel auffinden konnte, und drei von Keens Leidensgenossen verloren dabei ihr Leben durch Erfrieren.

Ein andermal wurde das Schiff von Kapitän Keen von Eismassen umschlossen und zerdrückt. Eine fünftägige Wanderung über die Eisfelder brachte Keen mit seiner Mannschaft an Land, aber wiederum mußten einige seiner Leute die Anstrengungen mit dem Leben bezahlen.

Auf die modernen Versuche, den Standort der Seehunde mit Flugzeugen ausfindig zu machen, schauen Veteranen wie Kapitän Keen natürlich verächtlich herab. Aber auch dieser „Komfort“ der Neuzeit wird es nicht verhindern, daß der diesjährige Frühjahrsfang der Neufundländer Robbenjäger Opfer an Blut und Leben fordern wird.

Die „Ohren“ eines Schiffes

Auf dem Schnelldampfer „New York“ werden zur Zeit Versuche mit einem neuen Apparat durchgeführt, der als wirksames Warnungsgerät im Kampf der Schiffahrt gegen den Nebel Verwendung finden soll. Das auf dem Peildeck des Schiffes aufgestellte Gerät ermöglicht es, die Schallwellen auf natürlichem Wege aufzufangen. Zwei riesige Ohrmuscheln von über einem Meter Durchmesser, nach dem Gesetz des menschlichen Gehörganges konstruiert und den Verhältnissen der Natur nachgebaut, werden von einem Beobachtungsstand aus geführt und vermitteln dem Beobachter Geräusche, die für das unbewaffnete Ohr nicht wahrnehmbar sind. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)



Hier werden die Skiweltmeisterschaften 1938 ausgetragen

Die Stadt Engelberg in der Schweiz wird der Schauplatz der Skiweltmeisterschaften 1938, die am 5. März ausgetragen werden sein. (Atlantik, Zander-M.-K.)

Für den Sieger der NS.-Winterkampfspiele 1938

Die geschmackvolle Plakette, die für die Sieger der NS.-Winterkampfspiele in Oberhof 1938 geschaffen wurde. (Presse-Hoffmann, Zander-M.-K.)

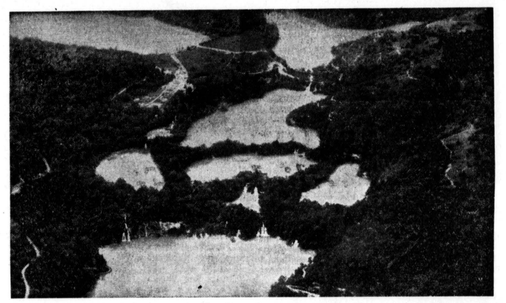
Jugoslawien

Land eines reichen und vielfältigen Volkstums und reizvoller Naturschönheiten. — Morgenland und Abendland begegnen sich

Kur- und Badeort Bled (Slowenien). Im Vordergrund das historische Inselkirchlein

Bauernpaar in den „Schwarzen Bergen“

Dank den sich immer intensiver gestaltenden Beziehungen zwischen Deutschland und Jugoslawien besserten sich auch die Ansichten und Kenntnisse über dieses in strahlende Sonne getauchte Land slawischer Gastfreundschaft und südlichen Temperaments. Früher galt Jugoslawien im besten Falle als ein durch den Weltkrieg und seine Folgen geschaffenes politisches Zufallsgebilde, als Balkanstaat — in jenem vom übrigen Europa scharf unterschiedenen Sinne — als Tor zum Orient und schließlich schon als ein Stück von ihm. Gewiß ist es auch heute noch für den Fernstehenden schwer, sich unter den Völkern dieses Landes auszukennen, Unterschiedlichkeit und Wesen der einzelnen Landesteile zu begreifen, auseinanderzuhalten und zu dem einheitlichen Begriff Jugoslawien zusammenzufassen. Aber die jährlich steigende Besucherzahl zuminbest der dalmatischen Küste, die propagandistische Aktivität und die politische Energie der jugoslawischen Staatsführung brachten dennoch eine freundlichere und positivere Einstellung mit sich.



Die Plitices Seen unweit Agram in Kroatien, die einzigen Kalaraktseen des Kontinents. Im ganzen sind es zehn terrassenförmig so übereinander gelagerte Seen, daß sich einer in den anderen in abwechslungsreichen Wasserfällen ergießt. Photos (5): Koszella.

Altes, hölzernes Haus in Kroatien, dem nördlichen Teil Jugoslawiens

Ein restloses Verstehen wird für die Allgemeinheit der mit dem Lande der Serben, Slowenen und Kroaten nicht Vertrauten sehr schwer. Denn so vielfältig wie schon diese drei großen Slawenstämme sind, zu denen außer Deutschen, Ungarn und Italienern, noch Osmanen, Bulgaren, Rumänen, Slowaken und andere kommen, ebenso vielfältig sind Landschaft, Kultur und Zivilisation.

Aeußerlich bemerkt das Auge des Fremden diese Vielfalt schon an der Mannigfaltigkeit der Trachten und Baustile. Morgenland und Abendland greifen hier nun einmal widerspruchsvoll und daher so reizvoll ineinander. Dazu treten noch die Eigenarten jedes der Stämme und vor allem die zahllosen Spuren, die die Geschichte hinterließ. Es gibt wohl kaum ein anderes Land in Europa, wo die Verschiedenheiten geschichtlicher Schicksale eine ähnliche Mannigfaltigkeit gegenwärtigen Lebens hervorgerufen hätten wie eben in Jugoslawien.

Und so verhält es sich auch mit der Natur. Hier Hochgebirge mit ewigem Schnee, dort in unermüdliche, pralle Sonne getauchtes Land am blauen Meer. Hier rauher Karst, dort liebliche gewaltige Mittelgebirge, von denen der Blick über weite Tiefebenen schweift.

Hier in Jugoslawien ist die Tracht noch wirklich Ausdruck unverfälschten Volkstums und Zeugnis eines geschichtlichen Werdegangs.

Wie unendlich sinnvoll sind schon die Farben. Nehmen wir als Beispiel die Kroaten. Hier bedeutet Rot die Farbe der Freude und Unschuld. In Rot kleidet sich die junge Braut, die ihre Unschuld bis zum Hochzeitstage bewahrte. Aber auch die junge, kinderlose Frau. Nach dem ersten Kinde werden die Farben kombiniert. Nach dem fünften — verschwommen und blaß. Das Alter tritt an die Stelle der Freude.

Das junge Mädchen trägt Zöpfe und steckt eine Blume in das üppige Haar, zum Zeichen, daß sie der Werber harrt.

Das aber wechselt nun von Stamm zu Stamm, von Ort zu Ort. Ueberall jedoch erfreut das Auge nicht nur die Kleidsamkeit der einzelnen Trachten, sondern der gerade oft phantastische Reichtum in Farbe und Form. Und nicht nur die Frau — wenn auch in besonders hohem Maße — ist hier die Trägerin dieses stark ausgeprägten Volkstums, das sich durch keine historischen Katastrophen verdrängen ließ, sondern auch der Mann.

Ebenso steht es mit den Baustilen. In Belgrad, der Hauptstadt des Landes, die schon dank ihrer Lage vielleicht zu den schönsten der Welt gehört, reichen sich Gegenwart und Vergangenheit brüderlich die Hand. Fast amerikanisch anmutende Hochhäuser, prächtige Monumentalbauten und breite, schöne Straßen, wechseln ab mit romantischen engen Gäßchen, alten bescheidenen Häuschen und orientalischen Minaretts.

Während sich in Serajewo noch europäischer und orientalischer Stil die Waage halten, blicken wir in Mostar auf einen ganzen Wald schlanker Minaretts. Hier wimmelt es auch von roten Fezen und — verschleierten Frauen. Hier spürt man auf Schritt und Tritt die noch nicht so ferne türkische Vergangenheit.

Dalmatien ist gewiß unvergleichlich herrlich. Seine Städte, wie Ragussa, das heutige Dubrownik, oder Split, das frühere Aspalaton, Salona, Trogir, und nicht minder die vielen so malerisch gelegenen dalmatinischen Inseln sind angefüllt von Stein gewordenen Zeugen großer Geschichte, aber das alles ist nicht der Inbegriff Jugoslawiens. Nur ein Teil von ihm. Nur das, worauf der Jugoslawe besonders stolz ist und wo das Abendland am sichersten und vollkommensten Fuß gefaßt hat. Deshalb fühlt sich der Fremde hier auch am meisten heimisch.

Jugoslawien selbst aber, als politische und ethnographische Einheit, will mit anderen Augen gesehen und erkannt werden, mit den Augen des vorurteilslosen und schönheitsdurstigen Menschen, dem echtes Volkstum und strebender Geist wesentliche Begriffe sind. Man muß in das Innere des Landes vordringen bis in die schwarzen Berge von Montenegro, bis hinunter an die albanische Grenze. Erst dann wird man Jugoslawien gerecht und ein lebens- und wirklichkeitsnahes Bild seiner Bedeutung und seines wahren Wesens erhalten.

Dr. Leo Koszella.

Straßenbild aus dem alten Split (Spalato) an der Dalmatischen Küste

Dreharbeiten – mit dem Kopf nach unten

Ein Film der Flieger entstand. — Der Kameramann, der am Aufnahmeapparat festfror. — Olympiasieger Oberleutnant Handrick als Filmpilot

In zweijähriger Arbeit schuf Dr. Martin Rikli auf Anregung von Reichsminister Generalfeldmarschall Hermann Göring und mit Unterstützung des Reichsluftfahrtministeriums einen Film über den Aufbau und die Tätigkeit unserer neuen deutschen Luftwaffe. Der bekannte Kulturfilmregisseur erzählte unserem Berliner Mitarbeiter von den Dreharbeiten zu diesem Werk, bei denen ungeahnte Schwierigkeiten gemeistert werden mußten.

Im Zauberreich des „Schneidehauses" auf dem Filmgelände in Neubabelsberg — oder Babelsberg, wie es neuerdings heißt — trafen wir Dr. Martin Rikli, den bekannten Kulturfilmregisseur und Schöpfer großer Reise- und Expeditionsfilme, bei der Arbeit an seinem neuesten Werk, an dem Film „Flieger, Funker, Kanoniere". Er war eben damit beschäftigt, aus den vielen tausend Metern kopierter Aufnahmen die besten auszusuchen und am „Mischpult" zu der endgültigen Fassung des fertigen Filmes zusammenzustellen.

Mit der Kamera in sibirischer Kälte

„Unsere Arbeit an dem Film war nicht immer so gefahrlos und einfach wie augenblicklich hier am Schneidetisch", begann Dr. Rikli das Gespräch. „Oftmals drehten wir unter größten körperlichen Anstrengungen und in gefährlichen Lagen Aufnahmen, die unbedingt nötig waren, wollten wir dem Zuschauer einen lebendigen und wahrheitsgetreuen Filmbericht von dem Wirken der deutschen Luftwaffe und den Anforderungen, die an Mut und Tatkraft des Fliegers gestellt werden, geben. Wir mußten oft mit den Soldaten der Luft bis in die sibirische Kälte hoher Luftschichten aufsteigen oder mit tollkühnen Piloten Loopings ausführen und dabei immer, nicht selten minutenlang mit dem Kopf nach unten, die Kamera bedienen. Keine einzige Aufnahme wurde im Atelier gemacht oder „gestellt", sondern der ganze Film entstand ausschließlich in der Wirklichkeit. Besonders unser Kameramann Erwin Bleeck-Wagner bewies während der zweijährigen Arbeit an dem Film in vielen Fährnissen einen Mut, der selbst die Anerkennung und Bewunderung der wagemutigsten Flieger erregte."

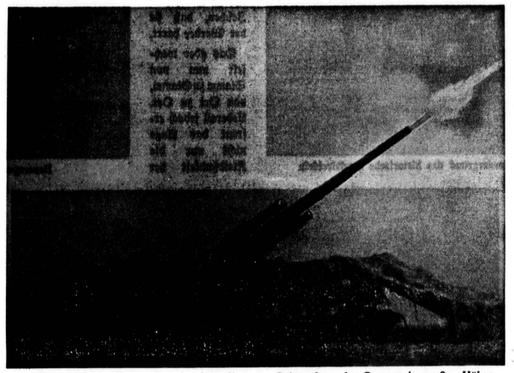
Einmal machte sich der Regisseur aber ernsthafte Sorgen um seinen Kameramann. Es war während der Drehjagd auf Sylt. Bleeck-Wagner war mit dem Piloten zu einem Erkundungsflug aufgestiegen, als über dem Meer ein Unwetter heraufzog. Das Flugzeug kam und kam nicht zurück. Zwei Stunden schon wurde vergeblich auf seine Rückkehr gewartet. Mit einem Humor, der gewiß nicht echt war, sprachen die Filmleute bereits darüber, ob dem mutigen Filmoperateur bei seinem Begräbnis wohl militärische Ehrungen zuteil würden, da er doch kein Soldat war. Als man ihm im Ton und der Meinungen wenigstens einen Salut über seinem Grab bewilligt hatte, da kam endlich die telefonische Meldung aus Kiel, daß das Flugzeug dort wohlbehalten nach harten Kämpfen mit dem Unwetter auf dem Platz der LuftHansa notgelandet sei . . .

Der Film, der zum historischen Dokument wird

„Die wesentliche Aufgabe für uns Filmleute bestand darin, in unserem Film dem Laien verständlich, und doch fachmännisch richtig, zu zeigen, zu welch erstaunlicher Höhe sich die deutsche Luftwaffe in der kurzen Zeit ihres Bestehens entwickelt hat", erzählt uns Dr. Rikli weiter. „Da wurden die Ausbildung der Flieger, die Einsatzmöglichkeiten der verschiedenen Flugzeugmuster, wie der Aufklärungs-, Jagd-, Kampf- und Seeflugzeuge, und die Tätigkeit der Flakartillerie, der Luftnachrichtengruppe im Bilde festgehalten. Kreuz und quer durch Deutschland reisten wir in den langen Monaten unserer Arbeit und filmten, immer wieder von neuem angespornt von der Kameradschaft und Hilfsbereitschaft der deutschen Flieger. Vom Reichsluftfahrt-Ministerium erhielten wir weitestgehende Unterstützung. Während des Parteitages in Nürnberg wurde uns, als wir die Uebungen der Luftwaffe aufnahmen, der Olympiasieger Oberleutnant Handrick als Flugzeugführer zugeteilt. Seinem Verständnis für die Tätigkeit des Kameramannes verdanken wir manche Aufnahme, die uns ohne sein besonderes Geschick sicherlich nicht gelungen wäre."

„Den Höhepunkt des Filmes bildet das große Manöver, in dem zwei gegnerische Luftstreitkräfte im Kampf gegeneinander eingesetzt werden. Auf diese Weise ist es uns möglich, in einem dramatischen und für den Zuschauer spannenden Verlauf alle Gattungen der Luftwaffe in ihrer Tätigkeit, insbesondere die Bereitschaft der Flakartillerie zur Abwehr eines plötzlichen Luftangriffs, zu zeigen. Wir sind überzeugt, mit unserem Film dem Kinobesucher den Eindruck zu vermitteln, daß unsere stolze und starke Luftwaffe zur Wahrung des Friedens bereitsteht und jede Minute zur Verteidigung des Vaterlandes bereitschaft. Darüber hinaus aber ist der Film ein historisches Dokument, das in späteren Jahren von unschätzbarem Wert sein und ein eindrucksvolles Zeugnis von der Leistung vermitteln wird, die das deutsche Volk mit dem Aufbau einer schlagfertigen Fliegerei in unglaublich kurzer Zeit und nahezu aus dem Nichts vollbrachte . . ."

Kampfflugzeuge im Angriff auf „Zieldorf"
(Freigegeben durch R. L. M., Ufa-Berlin, Nr. 111137,6.)



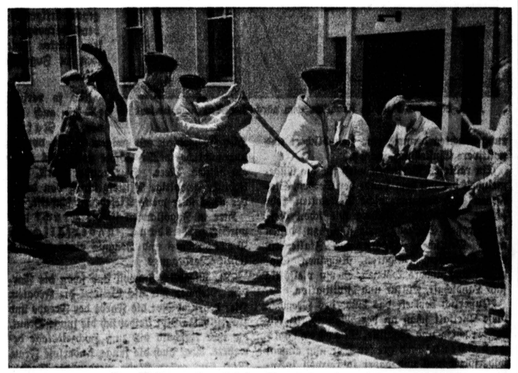
Dies getarnte schwere Flak-Geschütz dient zur Bekämpfung des Gegners in großen Höhen
Alle Photos aus dem Ufa-Kultur- und Lehrfilm „Flieger . . . Funker . . . Kanoniere".

Ein „Nickerchen" im offenen Flugzeug

Zufällig begegneten wir, nachdem wir uns von Dr. Rikli verabschiedet hatten, noch dem Kameramann Bleeck-Wagner auf dem Aufnahmegelände. Natürlich ließen wir uns von ihm über seine Aufnahmen mit der Kamera berichten: „Oftmals mußten wir hoch über die Wolkendecke gehen bis in Höhen von 6000 Metern, um günstiges Licht für die Aufnahmen von Luftkämpfen oder Sturzflügen zu haben. Da oben herrschte eine mörderische Kälte, und nicht selten kamen wir an heißen Sommertagen blau gefroren und steif wie Eiszapfen auf der Erde an. Einmal fror ich am Okular meiner Kamera fest und riß mir ein ganzes Stück Fleisch aus der Nase. Selbstverständlich habe ich viele Loopings, Turns und Rollen selbst mitgeflogen."

„Ein anderes Mal saß ich im offenen Flugzeug und war einem Luftdruck von 300 Stundenkilometern ausgesetzt. Der Druck des Windes war so stark, daß ich nur unter der Hosen Hand arbeiten konnte. Sonst hätte ich überhaupt nicht atmen können. Unter diesen Umständen war ich oft so angestrengt, daß ich mehr als einmal beim Nachhausefliegen erschöpft auf der Kanzel des Flugzeuges einschlief." Aber alle Strapazen sind durch das Gelingen dieses Filmes von größter Eindrucksamkeit und atemberaubender Spannung gelohnt worden.

Da muß einer Puste haben! Kleiner Gummiballon, der bei Schießübungen als Ziel dient



Zum Kleiderappell muß jede „Klamotte" sauber sein!

M.-G.-Schütze eines Kampfflugzeuges feuert mit Leuchtspurmunition
(Freigegeben durch R. L. M., Ufa-Berlin, Nr. 7934/36/2.)

Diamanten IN LÜDERITZBUCHT

Roman von Alex Rudolph

7. Folge

Es ist ein Diamant, das steht fest. Aber — wie kommt der hierher? Nur Ruhe! Nachdenken! Ueberlegen! Kann der Stein übersehen worden sein? Freytag sieht sich scharf um und ruft die Stunden der Arbeit hier draußen in sein Gedächtnis zurück. Grade hier, auf diesem Feld, hat er selber doch den Sand durchgearbeitet, ganz systematisch und gründlich! Schritt für Schritt, nicht einmal, sondern drei- und viermal sogar. Es ist einfach ausgeschlossen, daß ihm dabei ein so großer Stein entgangen sein sollte! Noch dazu ein Diamant, der direkt an der Oberfläche liegt! Aber wie kommt der Stein denn jetzt hierher?

Freytag kniet nieder und beginnt vorsichtig die Fundstelle zu mustern. Die Oberfläche ist fast eben. Das ist neuer Sand, der in den letzten Tagen mit dem Wind angeflogen ist. Eine dünne Schicht. Darunter kommt der alte, umgewühlte, mehrmals durchsiebte Sand zum Vorschein. Aber zum Teufel, der Stein lag doch ganz oben! Wenn er damals übersehen worden wäre, so müßte er doch jetzt von dem Neuland bedeckt sein!

Als Freytag sich aufrichtet, fühlt er, daß seine Knie weich geworden sind. Er taumelt fast ein Paar Schritte vorwärts, die Augen starr auf die Sandfläche gebeftet. Und plötzlich bleibt er wieder stehen wie angenagelt. Seine Kehle ist trocken. Sein Herz hämmert wie rasend. Da! Und da! Und dort! Diamanten! Drei, vier glitzernde Steinchen! Genau wie damals!

Mit fieren, glotzenden Augen blickt Max Freytag um sich, fühlt wie etwas Unheimliches, Schattenhaftes nach seinem Hirn trollt. Diamanten! Genau wie am ersten Tag! Man braucht nur hinzusehen, nur sich zu bücken!

Eine Handvoll der kleinen Steine liest er auf, dreht und wendet sich unsläubig, wankt mit zitternden Knien noch ein Stück weiter. Auf den ersten Blick sieht man nichts, aber jedesmal, wenn er stehen bleibt und eine Minute nur scharf auf den Stand starrt, fallen ihm neue Glitzersteine in die Augen.

Wie ist das möglich? Einen oder zwei Steine — nun ja, die hätte man trotz aller Gründlichkeit übersehen können. Oder auch verlieren können damals in der Aufregung. Aber nun hält er schon ein Dutzend kleiner Diamanten in der Faust! Und nicht etwa nur an einer Stelle des Feldes liegen die Dinge. Fast überall, wohin er seine Schritte wahllos lenkt, funkeln sie ihm entgegen! Hier, wo er wochenlang gewühlt, gesiebt und gegraben hat! Hier, wo er in der letzten Arbeitszeit nicht mal einen Kiesel mehr hat finden können!

Denken! Ruhig, logisch denken! Woher kommen die Steine plötzlich? Vor vierzehn Tagen, als er die Arbeit als völlig unnütz aufgab, waren sie bestimmt noch nicht da! Ach was, vor drei Tagen waren sie noch nicht da! Er ist doch vor drei Tagen genau so wie heute über das Feld gewandert. Ohne etwas anderes zu sehen als Sand!

Tolle, phantastische Gedanken fliegen wie Sturmfetzen durch sein Bewußtsein. Sturm? Jawohl, gestern nacht hat ein scharfer Oststurm gewebt! Kann das sein? Können die Diamanten etwa mit dem Sand von weither durch die Luft hierher geweht sein? Lächerlicher, absurder Gedanke! Diamanten, die durch die Luft fliegen? Kein Prospektor, nicht einmal der fanatische Diamantensucher Lord Hilgate hat jemals etwas Derartiges gehört oder auch nur für möglich gehalten. Und doch gibt es eigentlich keine andere Erklärung für dieses neue Auftauchen der Steine!

Ein paar Minuten dreht sich in Max Freytags Kopf alles wie in einem tollen Wirbelwind, dann packt er als praktischer Mann energisch die Zügel der wildgewordenen Pferde. Was hilft das Grübeln? Die Tatsachen glitzern deutlich genug dort im Sand. Die Diamanten sind da, das ist jetzt Wesentliche.

Den Blick auf den Sand geheftet, stößt er gegen einen seiner Pfähle. Hier ist das Feld zu Ende. Daneben beginnt Franz Mokats Gebiet. Freytag überschreitet die Grenze und sieht sich auf dem Nachbarfeld um. Das gleiche Phänomen! Sogar noch viel eindringlicher als auf seinem eigenen Feld. Ueberall blinkt und funkelt es aus dem Sandboden. Heiliger Buddha, hier könnte man im Handumdrehen ein halbes Hundert der Glitzersteine mühelos auflesen! Viel mehr Steine, als jemals hier gefunden wurden! Franz Mokats Feld ist geradezu besät mit Diamanten!

Franz Mokats? Halt, zum Teufel! Diese Felder gehören ja gar nicht mehr dem Kameraden! Er hat sie ja verkauft! Da auf dem Pfahl steht ja schon der Name „Karl Staupe". Von Mokats eigener, schwerfälliger Hand geschrieben. Der gewissenhafte Kerl hat gleich nach dem Kaufvertrag seiner seinen Namen entfernt und den des neuen Besitzers auf die Pappschilder geschrieben!

Max Freytag bleibt stehen und atmet schwer. Kann Staupe von diesem — Wunder gewußt haben? Schwerlich, denn sonst wäre er doch nicht fortgereist! Man läßt solchen Reichtum doch nicht einfach liegen, wenn man weiß, daß er da ist! Wenn Staupe das hier gewußt hätte, er würde gleich am nächsten Tage nach dem abgeschlossenen Kaufvertrag daran gegangen sein, seinen Schatz zu heben. Aber die Felder gehören ihm! Dreißigtausend hat Franz Mokat dafür bekommen und hier . . . hier liegen Hunderttausende, vielleicht Millionen!

Irgend etwas mußte da geschehen, überlegt Freytag fieberhaft. Mokat muß verzubekommen, bevor der neue Fund bekannt wird. Vielleicht bereut Staupe längst den Handel. Die Hauptsache ist, daß dieses zauberhafte neue Auftauchen der Diamanten vorläufig noch geheim bleibt. Kein Mensch in Lüderitzbucht darf erfahren, daß . . .

Freytag hält jäh in seinen Gedanken inne. Ein ferner Schrei durchzittert die Luft. Weit drüben auf einem der anderen Felder ist eine Gestalt plötzlich aufgesprungen, tanzt in großen Sprüngen wie irrsinnig im Sand umher. Verflucht und zugenäht! Freytag weiß, was das tolle Gebaren des Mannes da drüben zu bedeuten hat. Diamanten auch dort! Der Mann hat auch auf seinem Feld Glitzersteine gefunden!

Jetzt heißt es schnell handeln. Freytag macht kehrt und hastet atemlos durch den Sand zurück. Er ist noch keine zehn Schritte weit gekommen, als ein neues heiseres Geheul herüberdringt. Der Mann dort drüben, einer der „Unentwegten", die immer noch nicht die Hoffnung aufgegeben haben, fast wie ein Wahnsinniger durch den Sand, irgend etwas in der geschlossenen Faust hoch in der Luft haltend. Direkt auf die Station läuft er zu. Zwei, drei andere Gestalten sind von den Zeltplätzen ebenfalls aufgesprungen. Der glückliche Finder muß ihnen wohl das alarmierende Wort „Diamanten" zugerufen haben, denn sie stürzen sich alle wie Wilde auf ihre Felder, beginnen fieberhaft zu graben und wühlen.

Freytag setzt sich in Trab, aber er muß schon nach fünfzig Meter anhalten, um Atem zu schöpfen. Zu groß war die plötzliche Aufregung. Seine Augen verfolgen den laufenden Mann dort drüben. „Er hat's bedeutend näher bis zur Station als ich" stellt er wütend fest. „Er wird früher da sein. Hoffentlich kann der Kerl nicht telegraphieren!"

Vorwärts! Max Freytag beginnt selber zu rennen. Endlich hat er die Hügelkette erreicht und kann die Station übersehen. Der Mann ist verschwunden, wahrscheinlich schon in der Stationsbaracke drin! Freytag zerdrückt einen Fluch zwischen den Zähnen und hält den letzten Atem aus der Brust. Plötzlich aber bleibt er mit einem zweiten ellenlangen Fluch stehen. Hinter der Stationsbaracke hervor schießt ein Reiter! Jagt, tief auf den Nacken des Pferdes gebückt, in der Richtung von Lüderitzbucht davon.

„Mein Gaul!" schreit Freytag wütend. „Der Bursche hat sich wahrhaftig auf meinen Gaul gesetzt!"

Finger in den Mund! Ein schriller, weithin gellender Pfiff! Steh, Belinde! Wirf den Kerl aus dem Sattel! Verdammtes Biest, willst du wohl hören!

Belinde, die braune Stute, pariert nicht. Der Reiter hat ihr die Sporen in die Weichen gehauen, daß sie in tollem Schmerz davon schießt. „Halt!" brüllt Freytag und beginnt wieder zu rennen. Was tun? Herunterschießen den Kerl, den Pferdedieb! Ja, wenn man Büchse oder Pistole hätte! Aber man läuft doch nicht in Waffen umher, wenn man einen Bummel über die Felder macht! Die Pistole liegt friedlich in der Ledertasche dort drüben in Mokats Bude. Als Freytag an der Station anlangt, sieht er in ohnmächtiger Wut die Staubwolke hinter dem Reiter auf dem Weg nach Lüderitzbucht verschwinden.

Ein zweites Pferd ist nicht vorhanden. Freytag stürmt in die Station und pfeift sich über den kleinen Telegraphen. Morsezeichen nach Lüderitzbucht! Wichtige Nachricht! Aber das Antwortzeichen kommt nicht. Natürlich! Der einzige Zug des Tages ist längst vorbei, die Station Lüderitzbucht geschlossen. Der Beamte dort wird ebenso wie Franz Mokat Feierabend gemacht haben. Sitzt vielleicht auch schon in Gutzes Bar.

Nach zehn Minuten gibt Freytag das erfolglose Morsen auf. Zu spät, armer Franz Mokat. Der dumme Kerl wird mit seinem glücklichen Fund jetzt ganz Lüderitzbucht alarmieren. In zwei Stunden weiß die ganze Stadt von dem neuen Wunder bei Colmannskuppe, und der große Run beginnt.

Es hat keinen Zweck mehr, sich zu Fuß auf den Weg nach Lüderitzbucht zu machen. Jetzt heißt es hierbleiben, auf dem Feld Posto fassen und achtgeben, daß nicht wieder, wie damals, im ersten Ansturm die Bestverpfähle umgerissen werden. Max Freytag holt die gefundenen Diamanten aus der Hosentasche und betrachtet sie noch einmal nachdenklich. Dann birgt er sie in einer leeren Marmeladendose Franz Mokats schnallt seine Pistolentasche um und geht zur Tür, um draußen nach dem schwarzen Samuel zu suchen und ihm die nötigen Instruktionen zu geben.

Schritte und keuchender Atem draußen. Eine Faust reißt die Tür ungestüm auf. Drei oder vier Männer drängen herein, krebsrot die Gesichter, irres Funkeln in den Augen.

„Freytag! Wissen Sie schon! Diamanten! Wir haben Diamanten gefunden!" schreit und heult es durcheinander. „Ein Wunder, Freytag! Ein unfaßbares Wunder! Wo gestern noch nichts war, liegen heute Diamanten! Ein riesenhafter Fund!"

IX.

Diesmal ist es ernst. Am ersten Tage nach dem überraschenden neuen Fund werden bei Colmannskuppe dreimal so viel Diamanten gefunden, als während der ganzen ersten Periode zusammengenommen. Und nicht nur bei Colmannskuppe. Auch viel weiter nordwärts finden die Sucher, die seinerzeit zu spät kamen, um dicht beim Fundgebiet Felder zu belegen und die sich nun verzweifelt auf die entfernteren Gebiete stürzen, reichlich Diamanten. Große Steine, die allein ein Vermögen darstellen, werden zwar nirgends aus dem Sand herausgeholt, aber dafür ist der Reichtum an Splittern und kleinen Steinen um so größer.

Ein gellender Alarmruf geht durch die ganze Welt. An den Diamantenbörsen in Amsterdam und Paris gibt es gleich in den ersten Tagen eine Panik. Die Entdeckung neuer riesiger Diamantenfelder in Deutsch-Südwest droht alle Preise über den Haufen zu werfen. Depeschen jagen durch den Aether zwischen London, Neuyork, Paris, Amsterdam und Johannisburg. Der Diamantentrust zieht große Posten von Edelsteinen vom Markt zurück und speichert sie vorläufig in seinen Safes auf, um die Preise halten zu können.

Auch in Berlin bringen die Zeitungen diesmal in großer Aufmachung die sensationelle Nachricht von dem neuen Fund bei Lüderitzbucht. Im Kolonialamt und in der Wilhelmstraße löst eine Besprechung die andere ab. Vom Kaiserlichen Bergamt in Windhuk sowie vom Gouvernement Südwest sind dringende Berichte gebrahtet worden. Diesmal handelt es sich nicht um einen kleinen zufälligen Fund, sondern um eine ernste, für Deutschland hochwichtige Angelegenheit. Man kann nicht umhin festzustellen, daß die entdeckten Felder bei Lüderitzbucht durchaus nicht ausgebeutet sind, sondern anscheinend eine vielversprechende Zukunft haben. Auch von dem unter den Bewohnern von Lüderitzbucht kursierenden sonderbaren Gerücht, daß die Diamanten möglicherweise durch die Luft mit dem Sandwind hergeführt worden sind, sprechen die Berichte. Die vom Kolonialamt zugezogenen Sachverständigen zucken dazu überlegen die Achseln. Diamanten durch die Luft! Eine lächerliche Idee! Aber da sie einmal aufgetaucht ist und auch bereits einige Zeitungen darüber berichtet haben, muß man ihr nachgehen. Gelehrte und Sachverständige stürzen sich mit Eifer auf die Aufgabe, die Unhaltbarkeit dieser absurden Vorstellung wissenschaftlich nachzuweisen.

Es soll beileibe nicht behauptet werden, daß die verschiedenen Behörden angesichts der neuen Funde noch bei ihrer Skepsis beharren. Diesmal wird sofort eine Kommission eingesetzt, die mit dem nächsten Dampfer nach Südwest abgehen und die Lage an Ort und Stelle gründlich erforschen soll. Eine Menge von Maßnahmen wird eingehend besprochen und erwogen. Man faßt die eventuelle Monopolisierung des Diamantenhandels in Südwest ins Auge. Ein Gesetz zur Regelung der Einwanderung wird vorbereitet. Mit maßgebenden industriellen Stellen werden über die Rentabilität einer großen Diamantenmine dort unten Verhandlungen gepflogen. Aber all das erfordert Zeit, gründliche Vorbereitung und viel Arbeit. Das einzige, was augenblicklich wirklich getan wird, ist eine rein parlamentarisch-politische Angelegenheit: Staatssekretär Dernburg benutzt die günstige Gelegenheit, um im Reichstag für das bisher noch recht wenig volkstümliche deutsche Kolonialwerk eine bessere Stimmung zu schaffen.

Paul Demuth hatte eine Idee

Meterlange bunte Papierschlangen, die am Silvesterabend, zur Fastnachtszeit oder sonst an festlichen Tagen durch die Luft wirbeln, Konfetti, das glitzernd sich über unserem Haupt ergießt, Papiermützen aller Farben und Sorten, die keinen Griesgram vertragen können, glühende Nasen, farbige Monokel und knallende Bonbonetten — das alles kennen wir schon seit unseren Kindheitstagen und wir denken, daß es schon immer so gewesen ist, dieses Scherzen und Necken mit dem papiernen Tand.

Aber auch dieser Firlefanz mußte einmal erfunden werden und so wundert man sich ein wenig, wenn man hört, daß all dieses bißchen Flitterwerk eben 50 Jahre alt geworden ist. Und der Mann, der die wirbelnden Luftschlangen aus der Taufe gehoben hat, wäre vielleicht vergessen worden, wenn hier nicht der Zufall eingegriffen hätte. Da wollte man über das 100. Gründungsjubiläum einer Berliner Papierwarenfirma berichten; man sprach mit dem Inhaber Paul Demuth und der sagte so nebenbei: „Ja, und die Luftschlangen habe ich vor 50 Jahren erfunden. 1893 ließ ich mir das Reichspatent dafür geben, heute vergnügt man sich damit in der ganzen Welt."

Eine bunte Papierschlange ist freilich keine umwälzende Erfindung, und die Welt war damit nicht aus den Angeln zu heben. Immerhin, sie ist da, und wir haben schon viel Freude mit diesen schmalen bunten Bändern erlebt. Vielleicht hat sich schon so mancher ein Mädchenherz damit einfangen. Jedes richtige Ding braucht seinen Einfall und ohne einen solchen gäbe es heute keinen Fingerhut und keine Zigarettenspitze. Paul Demuth hatte nun einmal eine Idee, als er eines Tages von seinem Arbeitstisch ein langes schmales Papierband zu Boden baumeln sah. Es ringelte und kringelte sich und war recht lustig anzuschauen. Und als er den dünnen Streifen zusammenrollte und mit einem schnellen Ruck wieder von sich warf, daß er zischend durch den ganzen Raum sauste, da schrie er sich lachend auf die Knie. Schnalzte mit der Zunge, schnitt eine ganze Nacht nichts als schmale bunte Papierstreifen und ging anderntags mit seinen kleinen Papierrollen auf die Straße. Da war das eine Freude für die Jugend, denn an die 50 Meter lang waren die Luftschlangen und sie stiegen bis zu den Dachzinnen der hohen Berliner Häuser. Aber dann kam ein Meckerfritz und nörgelte: Steuerbuch: „Grober Unfug" schrieb er hinein. Aber die Luftschlangen ließen sich in ihrem Siegeszug nicht mehr aufhalten, wenn es auch zuerst das verständnisfreudige Paris war, das diese Faschingsneuheit populär machte.

Paul Demuth wurde nicht reich mit dieser Erfindung, auch nicht mit den Konfetti und den anderen Scherzartikeln, die er in der Folgezeit erfand. Aber er wurde als Dekorateur überall gebraucht, wo es rauschende Feste zu feiern gab, in Berlin, wenn fremden Herrschern gehuldigt wurde, in Petersburg und Warschau, um dort große Feuerwerke zu inszenieren. Seine Papierartikel gingen in die ganze Welt und seine Lampions brannten auf allen Sommerfesten, am Genfer See wie an der Seine oder an den Ufern des Nil. Noch heute werden sich die Theater- und Filmgesellschaften an den jetzt 75jährigen, wenn sie zu einem Ausstattungsstück viel Flitterwerk gebrauchen, denn er versteht es noch wie vor, dem Alltag mit billigen Mitteln die Maske des Glanzes und der Freude aufzusetzen, so wie er vor 50 Jahren mit seinen Luftschlangen eine ganze Welt umtändelte . . .

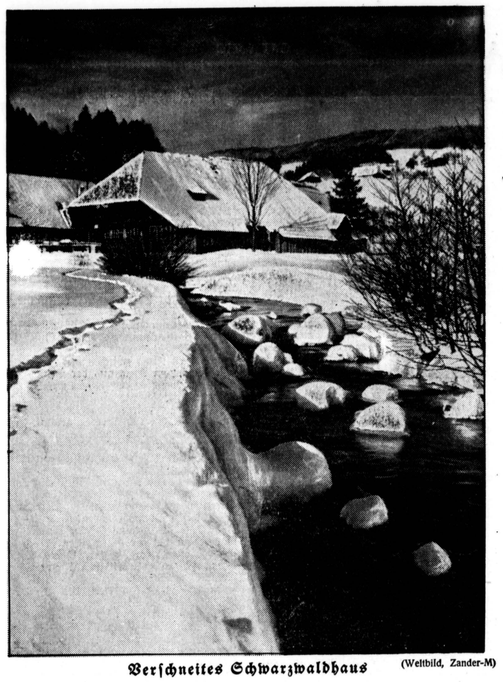
In Südafrika aber fragt man nicht lange nach politischen Auswirkungen und verwaltungstechnischen Maßnahmen. Man vergeudet auch nicht die Zeit damit, über die Herkunft der Diamanten zu streiten. Mögen sie vom Himmel gefallen oder aus der Erde gekrochen sein. Sie sind jedenfalls da. Die anfängliche vorsichtige Zurückhaltung schwindet mit einem Schlage. Zwar aus Windhuk, Keimannshop und Ukahandje kommen zunächst nur einzelne Gruppen von Glücksuchern nach Lüderitzbucht. Die selbstsicheren ruhigen deutschen Farmer in diesen Gegenden sind keine Abenteurer und Goldsucher und haben wenig Lust, wegen einer so unsicheren Sache, wie Diamanten es sind, ihre Farmen und Viehherden im Stich zu lassen. Aber um so größer ist der Zustrom aus dem Süden. Was in Johannesburg, Pretoria, Kimberley, Pietermaritzburg und Kapstadt herumläuft an erfolglosen Goldgräbern und Prospektoren, macht sich auf den Weg. Die planmäßigen Dampfer aus Durban und Port Natal sind überfüllt. Ganze Gemeinschaften von Diamantensuchern tun sich zusammen und chartern eigene Schiffe, um nach Lüderitzbucht zu fahren. Auch aus Loanda und Boma strömen Hunderte herbei, und selbst aus Europa lockt die Nachricht von dem neuen Dorado in der afrikanischen Sandwüste nach dem Süden, was Abenteurerblut in den Adern hat.

Ist das noch Colmannskuppe, die armselige, stille Station? Soweit der Blick reicht, Menschen, die fieberhaft im Sand arbeiten, eine Zeltstadt von mehr als fünfhundert Zelten aller Arten und Größen, Lagerfeuer, Vieh- und Pferdekoppel, ganze Mauern von Proviantkisten. Spatenklirren und Lärm in zwanzig verschiedenen Sprachen. Die Wasserversorgung, die vom „Diamantberge" heruntergeleitet wird, ist von einem Detachement der Schutztruppe bewacht. Jeder Zug aus Lüderitzbucht speit neue Gruppen von Menschen mit Sack und Pack aus.

Und ist das noch Lüderitzbucht, der stille, unbedeutende Anlegeplatz an der flachen Sandküste? Auf der Reede liegen täglich ein halbes Dutzend Schiffe. Die Boote und Kanus der Eingeborenen reichen kaum aus, bei härtester Arbeit vom Morgengrauen bis zum Sonnenuntergang die Passagiere an Land zu bringen, die Ladungen zu löschen. Hunderte von Schwarzen aus den benachbarten Distrikten müssen angeworben werden, um als Hafenarbeiter Dienst zu tun. Drei, vier neue Straßenzüge sind förmlich aus dem Erdboden geschossen. Bauholz ist fast nicht mehr zu bezahlen. Ein paar findige Agenten haben Material aus Kapstadt auf dem Seewege herangeholt und bauen für schweres Geld Wellblechbaracken und amerikanische Patenthäuser. Was an Schuppen und Häusern in Lüderitzbucht leer stand, ist um- und ausgebaut worden. Vater Gutke hat auf Zoo von Doemens Rat den weitläufigen Holzschuppen hinter seinem Hause durch Bretterverschläge in ein „Hotel" umgewandelt. Es gibt nur vier Zimmer mit Betten, denn mehr waren in Lüderitzbucht nicht aufzutreiben. Die anderen „Räume" sind nur mit Matten und Decken als Schlafstellen ausgestattet, aber Vater Gutke erhält trotzdem für jeden „Verschlag" denselben Preis, den man in Berlin oder London für ein erstklassiges Hotelzimmer bezahlt. In ganz Lüderitzbucht ist zurzeit keine Hundehütte, geschweige denn ein Zimmer zu bekommen.

Außer in der heißesten Mittagszeit sind die Straßen täglich voller Menschen. Zwischen die deutschen Bewohner mischen sich die Abkömmlinge der Engländer, die weißen Tropenanzüge der Portugiesen und Franzosen aus Angola und vom Kongo, die oft komisch nach Wildwest-Art aufgestutzten Anzüge der aus Europa herbeigeeilten Abenteurer. Sonnverbrannte Diggers aus der Südafrikanischen Union mit verwegenen, harten Gesichtern, bärtige Kaphuren, alte, verwitterte „Afrikander". Grünhörner aus London, Neuyork und Marseille mit goldhungrigen Augen und zur Schau getragenem künstlichen Selbstbewußtsein drängen sich vor den Anschlägen und Verordnungen an Regierungsrat. Dazwischen die Schwarzen aller Schattierungen und Stämme. Auf dem breiten Strand an der Küste ist bereits aus Mangel an Wohngelegenheiten eine Zeltstadt entstanden.

So unerwartet der Ansturm auch gekommen ist, die deutschen Behörden haben sofort zugegriffen und für Ordnung gesorgt. Bis ins kleinste klappt der blitzschnell aufgezogene Apparat. Die Quarantänestation ist durch Aerzte und Personal aus Deutsch-Ostafrika verstärkt worden und macht mit peinlicher Gründlichkeit darüber, daß keine Seuchen eingeschleppt werden. Auch das Gesundheitsamt hat Verstärkung erhalten. Aus Windhuk ist eine halbe Kompanie der Schutztruppe zur Unterstützung der Polizei eingetroffen. Außerdem versehen zuverlässige Ovambo-Leute als Hilfssoldaten den Wachdienst. Die Wasserversorgung, die bei der Menge der plötzlich angesammelten Menschen die größte Sorge bereitet, wird streng requiriert und eingeteilt. Aber die Hauptsache, das Abwandern der Diamanten, kann man nicht verhindern. Noch bestehen die alten, einfachen Bestimmungen für Ein- und Ausreise wie für die Zollabfertigung. Um sie den Umständen entsprechend zu ändern, bedarf es gemessener Order aus Berlin. Und Berlin konferiert, erwägt und prüft noch immer.



Verschneites Schwarzwaldhaus (Weltbild, Zander-M)

So gehen in diesen ersten Wochen Hunderttausende von Mark dem deutschen Volksvermögen verloren. Zwar die Diamantensucher selbst denken nicht daran, das Land zu verlassen, solange draußen im Sand noch Glückshoffnungen liegen. Aber die Agenten und Aufkäufer, die zu Dutzenden in Lüderitzbucht erschienen sind, tragen Hunderte von Karat aus dem Land.

In den ersten großen Tagen von Lüderitzbucht hat es eine fast katastrophale Enttäuschung gegeben. Nach der reichen Ernte bei Colmannskuppe ist das gleiche Phänomen eingetreten wie nach dem ersten Fund: die Quelle des Reichtums versiegte. Trotz eifrigster Arbeit waren keine Diamanten mehr zu entdecken, und die hereinströmenden Menschenmassen sahen sich verzweifelt in einer Sandwüste, die ihnen nicht das geringste bot. Aber dann kam abermals das große Wunder. Eines Morgens waren die glitzernden Steine wieder da, geheimnisvoll, unerklärlich wie vorher. Ein Taumel packte die Menschen. Hier galt es nicht graben und schürfen wie in Kimberley oder Alaska. Hier galt es nur, hinauszugehen in den Sand, einen Claim abzustecken und die Diamanten aufzulesen. Wer in der Umgegend von Colmannskuppe kein Feld mehr bekommen konnte, zog mit Pferd und Wagen weiter in die Namib hinau, ohne danach zu fragen, ob er dort Lebensmöglichkeiten finden würde oder nicht. Die Schutztruppenreiter hatten alle Hände voll zu tun, um Unvernünftige in der gelben Sandwüste wieder aufzufinden und vor dem Verschmachten zu retten. Manchen fand man auch oft als ausgedörrtes Skelett.

Eine volle Woche raste in Lüderitzbucht wieder der wilde Taumel täglicher Funde, dann kam abermals die Ruhe.

Diesmal dauerte sie länger. An die drei Wochen vergehen, ohne daß nennenswerte Funde an Diamanten gemacht werden. Aber das buntbewegte Leben in der kleinen Stadt nimmt darum nicht ab. In den Bars — inzwischen sind außer Vater Gutkes Lokal nicht weniger als vier mehr oder minder primitive Bars eröffnet worden —, am Hafen und in den Massenquartieren der Schuppen blüht der Diamantenhandel. Neue Menschengruppen landen, armselige Gestalten, die ihr Letztes verkauft haben, um die Passage bezahlen zu können, und nichts ihr eigen nennen als die Hoffnung auf Lüderitzbucht. Aber auch erfahrene Prospektoren aus der Neuen Welt, die sich vernünftigerweise gesagt haben, daß alle wertvollen Felder da unten bereits in festen Händen sind, und darum schöne Dollarbündel mitgebracht haben, um zu kaufen, was sie nicht mehr umsonst kriegen können. Sie machen sich vor allem an die deutschen Bewohner heran und bieten gutes Geld für die „Claims" bei Colmannskuppe. Dasselbe versuchten die Agenten einiger großer südafrikanischer Minengesellschaften. Zwischen hundert und zweitausend Pfund schwanken die Summen, die für ein Feld geboten werden. Ein paar Aufsässige und Ueberschlaue geben auch wirklich auf den Handel ein, nach dem Grundsatz: was man hat, das hat man. Aber die meisten denken nicht daran, ihre Felder zu verkaufen. Wenn sie auch augenblicklich nur Sandhaufen sind, die Felder, so behalten sie darum doch ihren Wert. Morgen schon können die Diamanten wieder auftauchen. Verrückt, wer diese Chance für ein paar tausend Pfund aus der Hand gibt.

Bessere Geschäfte machen die Aufkäufer unter den Eingewanderten, die das Wunder des plötzlichen Auftauchens der Diamanten noch nicht selbst miterlebt haben. Die sind skeptischer gegenüber den phantastischen Erzählungen und oft genug froh, ihre wertlosen Felder für einige hundert Pfund wieder loszuwerden. So entsteht in diesen Tagen in Lüderitzbucht ein schwunghafter Handel mit Diamantenfeldern. Sie wechseln oft mehrmals am Tag den Besitzer, sei es, daß ein anderer den neuen Feldinhaber ein höheres Angebot macht oder — auch das kommt vor — daß der ehemalige Besitzer sein Feld gegen einen Ueberpreis wieder zurückkauft.

Geld spielt in diesen Wochen keine Rolle mehr in Lüderitzbucht. Ueberall wird groß verdient. Nicht nur an Diamantenfunden, denn das Geld liegt hier wirklich auf der Straße. Viele, die zu spät gekommen sind, um bei Colmannskuppe noch eine Chance zu finden, schwimmen trotzdem nach wenigen Wochen im Wohlstand. Sie werfen sich auf den Kauf von Baugrundstücken, sie eröffnen einen Laden und handeln mit allem, was es überhaupt gibt. Fehlt es an Kapital, so tun sich ein halbes Dutzend Männer zusammen und kaufen von irgendeiner Agentur eine Schiffsladung Lebensmittel oder Gebrauchsgegenstände. Wer eine gute Idee hat, findet leicht das Kapital dazu, denn den glücklichen Diamantenfindern sitzt das mühelos erworbene Geld locker in der Tasche. Die Leichtsinnigen werfen in den Bars nur so um sich damit, die Vernünftigeren stecken ein gut Teil aus dem Erlös ihrer Funde in gewinnversprechende Geschäfte.

„Diamantenrummel", sagen die Soldaten und Offiziere der Schutztruppe, die gelassen ihren Dienst tun und auf das ganze bunte Getriebe herunterlehen, aber sie schmunzeln doch vergnügt dabei. Nicht umsonst ist die jahrelange harte Arbeit hier im Sonnenland gewesen. Nicht vergebens sind die Blutopfer, die im Herero-Aufstand gebracht wurden. Deutsch-Südwest, die arme, verstörte Sandwüste, steigt wie ein Wunder empor zu Wohlstand und Macht. Es ist „ungeahntes Leben in die Buhe gefahren", wie der Kommandeur der Schutztruppenkompanie sagt. Jeder Tag bringt neue Menschen, neue Schiffsladungen von Material und Vorräten in das Land. Schon gibt es ein regelrechtes „Warenhaus", ein zweites, zwar immer noch primitives Hotel und ein paar ordentliche deutsche Bierstuben. Die Bars beginnen sich aus den einfachen Anfängen in amerikanischem Tempo zu umfangreichen Vergnügungsstätten zu entwickeln. Kisten mit den Aufschriften deutscher und französischer Schaumweinfirmen sind nichts Seltenes mehr am Strand von Lüderitzbucht, und die geschäftstüchtigen Barbesitzer haben die Auswahl in bezug auf die weiblichen Reize, die sie ihren Besuchern vorführen wollen, denn es kommen genug solche Mädel aus Kapstadt und Johannesburg an, die hier im neuentdeckten Diamantenland eine Chance wittern.

Auch ein Gaunerstückchen erregt in diesen Tagen viel Aufsehen. Mitten in die „Wartezeit" platzt die sensationelle Kunde, daß zwei Engländer plötzlich draußen im Sand, ganze vier Meilen von Colmannskuppe entfernt, neue Funde gemacht haben. Eine neue Fundstelle! Die Nachricht bringt natürlich halb Lüderitzbucht im Nu auf die Beine. Hunderte eilen hoffnungsfroh hinaus, und für ein paar Felder in der Nähe des Claims von Mr. Johnstone und Mr. Deak werden märchenhafte Preise geboten. Die beiden Engländer bestätigen auch das Gerücht und weisen eine Handvoll Diamanten vor, die sie auf ihrem Feld gefunden haben. Noch wichtiger erscheint die Sache dadurch, daß auch der Besitzer des Nachbarfeldes, der bisher überhaupt nichts gefunden hat, plötzlich auf seinem Gebiet ein halbes Dutzend Diamanten entdeckt.

Die Herren Johnstone und Deak kennt niemand, aber der Nachbar ist ein alter, erfahrener und redlicher Digger aus Kimberley. Und das ist das Unglück der beiden tüchtigen Engländer. Denn Charles Benham, der Nachbar, verliert nicht seinen Kopf vor Freude über den Fund. Er steckt die gefundenen Diamanten bedächtig in seinen Beutel und reitet geradewegs nach Lüderitzbucht zu dem deutschen Polizeichef.

„Die Sache ist faul, Sir," sagt Charles Benham ruhig zu dem überraschten Beamten. „Bisher sind die Diamanten hier doch jedesmal in der ganzen Umgegend von Colmannskuppe gefunden worden. Diesmal aber hat man auf allen anderen Feldern nichts entdeckt. Nur Johnstone und Deak haben Diamanten und ich, der ich ihr nächster Nachbar bin. Gefällt mir nicht, Sir. Kenne das von Kimberley her. Halten Sie ein Auge auf die beiden."

Die Folge ist, daß in der nächsten Nacht der Polizeichef mit zwei Soldaten den würdigen Mr. Deak erwischt, als er gerade dabei ist, eine Handvoll kleiner Diamanten auf seinem und Charles Benhams Feld heimlich auszustreuen. Im Verhör gestehen die Herren Johnstone und Deak denn auch bald, daß sie ihr Feld — und zur Sicherheit auch das ihres Nachbarn — regelrecht „gesalzen" haben, um es zu einem hohen Preise verkaufen zu können. Der Polizeichef läßt die beiden Gauner mit dem nächsten Zug in aller Stille wohlbewacht nach Windhuk bringen, denn das „Gefängnis" von Lüderitzbucht ist nicht sehr fest und die Gefahr liegt nahe, daß die enttäuschten Diamantensucher beim Bekanntwerden des Betruges die beiden Uebeltäter einfach aus ihrem Gewahrsam herausgeholt und ohne viel Federlesens gelyncht hätten.

X.

„Kann mir denken, Freytag, was Sie zu mir führt". Karl Staupe schiebt seinem Besucher Whisky und Soda hin und lehnt sich, zufrieden mit sich und der Welt, in seinen Stuhl zurück. Max Freytag räuspert sich.

„Werde gleich darauf kommen, Staupe. Zuvörderst aber eine Frage, die mich und ganz Lüderitzbucht lebhaft interessiert. Worum beuten Sie Ihre Felder bei Colmannskuppe nicht aus?"

„Ich habe meine Diamanten längst ausgelesen."

„Oberflächlich. Ich weiß. Sie haben eingesammelt, was gerade so griffbereit dalag. Und nicht einmal das auf den ganzen Feldern, sondern nur auf einem Teil. Gesteht aber gar ngeraden haben Sie bisher überhaupt nicht."

„Hm. Sie sind ja sehr gut orientiert, lieber Freytag."

„Wundert Sie das? Es ist kein Geheimnis, daß wir alle gespannt Ihre Schritte beobachten und versuchen, hinter Ihre Absichten zu kommen."

Karl Staupe zuckt gelangweilt die Achseln. „Wenn Sie nichts Besseres zu tun haben — meinethalben. Es ist übrigens gar kein Geheimnis dabei, sondern nur eine rein kaufmännische Berechnung. Was ich zurzeit aus den Feldern herausholen kann, ist nicht schwer auszurechnen. Nämlich unendlich ebensoviel wie Sie und die anderen Nachbarn aus ihrem gleich großen Areal gewonnen haben. Ein paar Karat mehr oder weniger vielleicht — das spielt ja keine Rolle. Hingegen weiß man noch nicht, wieviel man aus den Feldern herausschlagen kann, wenn man sie verkauft."

„Das also ist es? Sie beabsichtigen, die Felder zu verkaufen?"

„Das kommt darauf an, was man mir dafür bietet. Jedenfalls glaube ich vorläufig, daß ich durch einen Verkauf an eine Minengesellschaft oder den Diamantentrust mehr herausholen kann als durch die sofortige Ausbeutung."

(Fortsetzung folgt)

Welt der Frau

Lohnt es sich, selbst zu backen?

Erst einmal rechnen! — Hefegebäck, Blätterteig sehr beliebt

Eine sehr wirtschaftliche Frau wird Wert darauf legen, selber zu backen. Denn sie findet natürlich, daß selbstgebackener Kuchen viel besser schmeckt als gekaufter und außerdem ist das Backen an sich eine Arbeit, die viel Freude macht. Eine Frau allerdings, die viel zu tun hat, wird sich meist diese Arbeit ersparen, weil sie ja nicht unbedingt nötig ist.

Wer nur einen kleinen Haushalt hat, wird meistens nicht selber backen, weil er meint, daß der Kuchen alt wird, ehe man ihn verzehrt hat. Man soll sich zudem wirklich einmal die Mühe machen, genau auszurechnen, was die Kuchenformen, die man selber backt, kosten, im Vergleich zu dem gekauften Kuchen; denn man verfällt oft in den Fehler, daß man das Selbstgebackene für billiger ansieht, weil man von den Vorräten nimmt, (die ja aber auch bezahlt und gekauft werden müssen). Wenn man aber viele Minder zu füttern hat und eine billige Kuchenart wählt, zu der man also nicht viele teure Zutaten braucht, so wird man sich besser stehen, wenn man ab und zu den Rührlöffel schwingt.

Man wird zum Backen Margarine nehmen, und an den Eiern kann man auch sparen, wenn man dem Teig etwas Essig oder saure Milch zusetzt. Es hat sich als praktisch erwiesen, wenn Milch zu einem Teig gehört, immer saure Milch zu nehmen, weil dadurch der Teig lockerer wird.

Preiswert sind Hefegebäcke, weil sie fast immer ganz ohne Eier gebacken werden. Der an Hefekuchen macht das Gebäck nämlich nur trocken. Ein mit Ei gebackener Kringel beispielsweise hält sich bei weitem nicht so lange wie ein Kringel ohne Eier. Bei den einfachen Hefegebäcken soll man mit Rosinen nicht sparen. Rosinen sind nicht teuer, und sie verbessern einen Kuchen ganz erheblich. Man kann auf 500 Gramm 250 Gramm Rosinen geben, das ist nicht zu viel. Wenn man aufgebackene oder gebackte Mandeln an den Teig tut, verteuert das die Sache sehr; es ist gesbalb mehr anzuraten, diesen Mandelaufsatz wegzulassen und die Mandeln lieber zum Bestreuen des Kuchens zu verwenden. Wenn man sie in den Teig hineinreiben will, dann immer nur grobgeschnittene. Man kann mit Mandelessenz dem Teig einen guten Geschmack geben. Auch geriebene Nüsse schmecken oft im Kuchen ausgezeichnet.

Preiswert sind die mit Kunsthonig oder Rübensaft hergestellten Backwaren, die sehr schmackhaft sein können, besonders wenn man den Teig mit Zimt und anderen Gewürzen abschmeckt. Auch im Syrup- oder Honigkuchen sind Rosinen oder Korinthen angebracht; ebenso kann ein Zusatz von Kakao wohlschmeckend sein.

Teuer sind alle schmalzgebackenen Kuchen, denn wenn man auch das Ausbackfett wieder verwenden kann, so wird doch beim Backen eine ganze Menge von dem Fett verbraucht; außerdem erfordern die meisten Schmalzgebäcke sehr viele Eier, zum Beispiel Schmarrenkuchen und Spritzkuchen. Für die beliebten Pfannkuchen gilt ganz besonders der Rat, daß man sie am besten kauft, wenn man nicht gerade viele Gäste hat, so daß die gebackene Menge sofort verzehrt wird, — denn schon am zweiten Tage schmecken die Pfannkuchen nicht mehr so gut.

Die beliebten Blätterteiggarten lassen sich sehr gut unter Zutat von Weißkäse backen. Man bekommt aus 250 Gramm Weizenmehl, 250 Gramm Quark oder Weißkäse und 250 Gramm Margarine (nebst ½ Backpulver) eine Menge Kuchen; man kann aus dem Teig auch Pasteten backen, die man mit Fleisch- oder Pilzfüllung zu Tisch gibt. Aber auch bei diesen Blätterteig-kuchen gilt, daß man nicht mehr davon backen soll, als man frisch verbraucht, weil sie gewärmt nicht so gut schmecken.

Sehr vorteilhaft ist das Backen von Käsegebäck. Man braucht zu sehr schmackhaften Käsekeks nur 125 Gramm zerlassene Margarine, ebensoviel geriebenen Käse und die gleiche Menge Weizenmehl, nebst einer Prise Salz. Der Teig wird dünn ausgerollt und in Streifen oder Vierecke geschnitten, die man ganz hellaeb backt. Diese Zutaten ergeben eine ganze Menge Keks, die für den Käseteller eine beliebte Bereicherung sind. Die aufzuwendende Mühe ist gerade in diesem Falle so klein, daß es sich durchaus lohnt, dies G.bäck herzustellen.

E. L.

Handwerkliche schmiedeeiserne Leuchter

Jede handwerkliche Verarbeitung, die dem verwendeten Material seine Gewalt antut, sondern dem Formwillen der im Werkstoff begründet liegt, gerecht wird, muß wahrhaft schöne Erzeugnisse zeitigen. Eine der heikelsten innenarchitektonischen Aufgaben ist — und war es schon immer — die Lösung der Beleuchtungsfrage. Viele Kunstgewerbler und Kunst-Kunstgewerbler mußten kläglich scheitern mit ihren bizarren Formen, die sie der Lampe gaben, und oft waren es die kostbarsten Rohstoffe, die für die häßlichsten Beleuchtungskörper herhalten mußten.

Da besann man sich eines Tages auf einen ebenso schlichten wie wohlfeilen Werkstoff: Eisen. Handgeschmiedete eiserne Leuchter, Hänge-Ampeln, Laternen, Deckenlichte. —

Das Eisen als Lichtträger! —

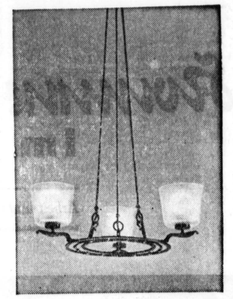
Mannigfaltig sind die Formen, die sich aus dem weichen Eisen schmieden lassen. Spiralenförmig gewundene Bänder, Reifen, Räder, Rosetten, geschmiedete Blätter, Gefenke, herabfallende Arme, an denen die Lichtschalen oder Gläser hängen, oder die auswärts gerichteten, auf denen die Lichter stehen, oder das langgezogene Band, der Balken, auf dem die Lichter reihenweise angeordnet sind. Obwohl die Schmiedekunst ihr inneres Gesetz hat, und ihre Grenzen gezogen sind, die respektiert werden wollen, ist dennoch auch dem eigenwilligen Schöpfertrieb des Künstlers genügend Spielraum gelassen, zu gestalten und zu variieren. Und wenn der Künstler doch einmal irren sollte, was nur menschlich ist, so lehrt ihn die Materie, das Eisen selbst, daß man dem Stoff etwas aufgezwungen hat, was seinem Wesen nicht gemäß ist; und der Künstler erkennt seinen Fehler er ändert rechtzeitig, oder verwirft den alten Plan, macht etwas Neues, Besseres.

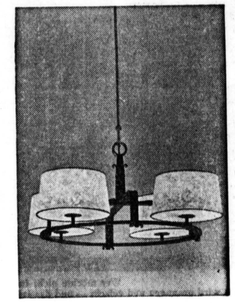
Die großen schmiedeeisernen Beleuchtungskörper sind besonders für derbere Räume mit Balkendecken, gemütliche altdeutsche Weinstuben, Jagdzimmer usw. geeignet. Namentlich die schweren Kronen, wie Radreifen mit Speichen und vielen Lampen nehmen sich gut aus in Räumen mit schlichter Naturholztäfelung. — Doch auch der zierlich elegante Baum verträgt den Eisenkörper ausgezeichnet. Korridoren und Dielen verleiht das runde Deckenlicht, in ein schmiedeeisernes Ornament gefaßt, intimen Reiz.

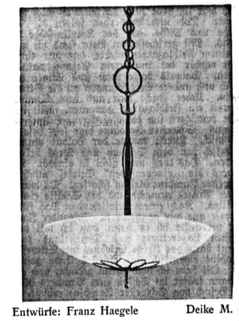
Die Eisenkörper werden nach dem Schmieden entweder geschwärzt, oder matt gebeizt, wodurch der schwere metallne Charakter erhalten bleibt. Mitunter werden auch die Konturen mit einem Goldstreifen abgesetzt, wodurch eine besonders aparte Wirkung erzielt wird.

Ueber die Wahl der Gläser, die die Glühlampe umhüllen, ist noch etwas zu bemerken, denn sie müssen, wenn eine harmonische Einheit erreicht werden soll, die handwerkliche Note des geschmiedeten Eisens unterstreichen helfen. Handgeformte Glasstangen, Schalen und Glocken, sowohl matte als durchsichtige, auch eigentümliche Fadenglaser sorgen für reiche Abwechslung.

Seit einigen Jahren hat der Kunsthandwerker Franz Haegele mit vielen schönen Entwürfen und Arbeiten in Schmiedeeisen diesen handwerklichen Zweig der Beleuchtungskörperherstellung entscheidend befruchtet, und zahlreiche Kulturbauten des Dritten Reiches sind mit Lampenschöpfungen dieses Meisters ausgestattet worden. Besonders erfreulich ist die günstige Preisstellung dieser Erzeugnisse, die es jedem möglich macht, seinem Heim mit wirklich edlem schmiedeeisernen Leuchtgerät einen ebenso praktischen wie geschmackvollen Schmuck zu geben.







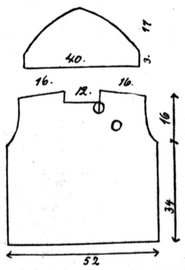
Entwürfe: Franz Haegele Deike M. (3)

Kleiner Pullover zum Kostüm

Material: 200 g hell tomatefarbene Schwanen-Bukettwolle. Hornnadeln, Marke Imra Nr. 3. Zwei große weiße Knöpfe, ein weißer Gürtel.

Zu einem Muster gehören vier Reihen. Man strickt in der ersten Reihe vier Maschen rechts, dann zwei rechts, zwei Maschen rechts zusammen und einen Umschlag. Die nächsten drei Reihen werden rechts auf rechts und links auf links gearbeitet. Aus dem Umschlag wird eine Masche gestrickt. Diese vier Reihen werden fortlaufend wiederholt. Die Strickerei sieht auf beiden Seiten verschieden aus, man wird eben am besten die Seite als die rechte nehmen, wo die ein Bein überschlagend, in seinen Stuhl zurück. Max Freytag räuspert sich.

Ein selbstgearbeitetes Strickblüschen Photo: Sonderhoff / (Deike M)



mittelsten 38 Maschen ab, strickt für jede Schulter noch zehn Nadeln und schrägt am Vorderteil wird in gleicher Weise mit gleicher Armlochabnahme gearbeitet. Hiernach arbeitet man aber nur bis zu 8 cm Höhe und teilt die Arbeit an der linken Seite. Man nimmt zur linken Seite acht Streifen, schlägt nach der Mitte zu noch sechs Maschen für den Untertritt auf, strickt noch 2 cm, dann die ersten sechs Maschen an der Innenseite abmaschen, noch zehn Nadeln stricken, abschrägen. Für die rechte Seite 2 cm stricken, dann die innersten sieben Streifen abmaschen, zehn Nadeln stricken, abschrägen.

Die Aermel beginnt man an der Kugel mit 30 Maschen. Man nimmt zu Beginn einer jeden Nadel eine Masche zu, bis man 88 Maschen haf. Dann schließt man zur Runde und strickt ganz rechts noch 2 cm. Dann abnehmen bis auf 44 Maschen und abketten. An die obere Ecke des vorderen Schlitzes setzt man einen Druckknopf. Auf die linke Seite kommen die beiden weißen Knöpfe, die nur zur Verzierung dienen, aber nicht zum Schließen. Ein weißer Gürtel vervollständigt den Pullover.

Der Pullover wird nicht gespannt, da die Arbeit plisseeartig zusammengeht. Ausgespannt würde er die Größe der Schnittübersicht haben.

Roggenmehlkuchen mit Marmelade: 500 Gramm durchgeriebenes Roggenmehl vermischt man mit einem Backpulver, 125 Gramm Zucker, einer abgeriebenen Citronenschale, einer Prise Salz, 250 Gramm verbißlater Marmelade und etwa ¼ Liter Milch. Dann fügt man noch 850 Gramm gehackte Nüsse hinzu und läßt den Kuchen etwa 1¼ Stunde backen.

Pikante Buttermilchkartoffeln mit Meerrettich: ½ Liter Buttermilch läßt man heiß werden, schmeckt mit Salz, etwas Zucker und etwa einem Teelöffel geriebenem Meerrettich ab und mengt etwa ein Kilo gekochte, geschälte, noch heiße Pellkartoffeln (würflig schneiden) durch.

Haferflocken-Obstsuppe: 125 Gramm Haferflocken läßt man nachtüber in reichlich Wasser weichen. Bevor man die Suppe zu Tisch geben will, kocht man die Hälfte der vorgeweichten Flocken in ¼ Liter entrahmter Frischmilch auf, vermischt die heiße Flüssigkeit mit den restlichen Haferflocken und fügt noch etwa ¼ Liter im Wasserdampf erwärmten Süßmost hinzu. — Nach Geschmack Zucker hinzufügen. — In der auf diese Weise zubereiteten Suppe bleiben die wertvollen Aufbaustoffe von Süßmost und Flocken weitestgehend erhalten.

Kamerad im Dienst am Volk

Arbeit und Freude im Schwesterndienst. - Ein Beruf für junge Mädchen

Schwester Wilhelmines ganzer Stolz: ein prächtiges Zwillingspaar

Wer möchte nicht in so froher Gemeinschaft sein!
Da wird gesungen und gelacht — und das ist die gründlichste Entspannung vom schweren Dienst

Es war im Mai 1915, da hatte es auch mich gepackt. Tod und Verderben spieen die Geschütze und MGs. auf der Loretto-Höhe bei Arras. Mit zerschossenem Bein fand ich mich in einem Feldlazarett wieder, das wir einige Tage vorher bei munterem Gefang passiert hatten. Damals hatte man uns Eimer mit Milch und andere Erfrischungen an die Straße gestellt. Ueber Nacht war aus dem Sauchenlazarett ein Feldlazarett geworden. Mit viel Liebe bemühten sich die Rote-Kreuz-Schwestern um uns. Schwester Jacobine war sehr besorgt um mich. Zuerst mußte der Soldat einmal äußerlich von dem Schmutz und Dreck befreit werden. Das war mir nicht so einfach. Besonders die „eingefetteten" Stiefel machten Schwester Jacobine viel zu schaffen. Da wurde kurzer Prozeß gemacht und die Stäfte einge-schnitten. Nach einem erfrischenden Bad fühlten wir uns wie neugeboren. Schwester Jacobine verbandte ich es dann, daß ich mit dem nächsten Lazarettzug nach Deutschland kam. Damit hatte das kleine Erlebnis mit Schwester Jacobine eigentlich ein schnelles Ende gefunden. Oft habe ich noch daran gedacht, und als ich dann später im Schloß zum Bamberg plötzlich Besuch von Schwester Jacobine erhielt, da war die Freude des unerwarteten Wiedersehens besonders groß.

An diese kleine Episode im Weltkrieg mußte ich denken, als wir in diesen Tagen verschiedene Schwestern-Einrichtungen im Gau Westfalen-Nord als Schriftleiter kennen lernten. Im deutschen Vaterland haben wir heute drei große Schwestern-Organisationen: Die NS-Schwesternschaft (Braune Schwestern), die Schwesternschaften des Roten Kreuzes und den Reichsbund der Freien Schwestern und Pflegerinnen. Wenn sie auch getrennt marschieren, so haben sie in ihrem Endzweck doch alle die gleiche Aufgabe, in vorderster Linie den Kampf um jede wertvolle Kraft der Volksgemeinschaft, die Volksgesundheit zu führen. Gauamtsleiter Pg. Degenhard machte uns vor Beginn der Fahrt in Gelsenkirchen mit den Aufgaben der Schwestern bekannt und dann gewannen wir in einer zweitägigen Besichtigungsfahrt unter Führung des Gaupropagandahalters der NSV., Pg. Siebert, aus der Praxis unsere Eindrücke.

Bei den NS.-Gemeindeschwestern

Unser erster Besuch galt einer Gemeindeschwestern-Station in einer Kolonie in Gelsenkirchen-Bismarck. Hier waltet Schwester Martha ihres Amtes. Wir wurden in ihrer Wohnung, die durch das bekannte Schild „Schwesternschaft-Gemeindestation", auch äußerlich gekennzeichnet ist, empfangen. Es gibt am Tage eigentlich wenige Stunden, wo Schwester Martha hier zu finden ist, denn sie hat den ganzen Tag über in der Gemeinde zu tun, die über 40 000 Köpfe zählt. Um überall nach dem Rechten sehen zu können, muß sie oft täglich 20—25 Kilometer mit dem Fahrrad zurücklegen. Sie ist die mütterliche Ratgeberin nicht nur in materiellen sondern auch in seelischen und erzieherischen Belangen. Diese Gemeindestationen üben in engster Zusammenarbeit mit den Aerzten das NS.-Aerztebundes wertvolle Gesundheitsfürsorge und Vorsorge aus. Schwester Martha ist schon lange in ihrem Beruf tätig. Und wie kam sie zu dieser ihr lieb gewordenen Beschäftigung? Das erzählte sie uns in schlichter Weise. Es war während der Kriegszeit, da spielte sie als kleines Mädel mit den Jungen Krieg. Natürlich gab es auch Verwundete, die verbunden und gepflegt werden mußten. Es wurde aus der kleinen Martha eine große Schwester, die wir heute an der Wiege des Lebens bei Mutter und Kind sehen, am Krankenbett, bei der Säuglingspflege, kurz überall dort, wo es gilt, die Gesundheit der Volksgenossen zu fördern und zu festigen.

In der Gemeindestation Bottrop erleben wir das gleiche Bild. Hier waren es vier Gemeindeschwestern. Die Arbeit ist nicht leicht, denn der Bezirk ist so groß, daß 25 Schwestern reichlich Arbeit finden würden. Im Rathaus hat man verschiedene Räume für die Sprechstunden eingerichtet. Es ist gerade Mütterberatung. Hier werden wir mit Schwester Wilhelmine bekannt, die uns ein prächtiges Zwillingspaar vorstellt. „Das sind unsere Prachtexemplare", so sagt sie, „die uns erst viel Arbeit gemacht haben, die sich jetzt aber so entwickelt haben, daß wir stolz auf sie sind". In der Mindener Gegend begrüßen wir die Gemeindeschwester von Eidinghausen. Auch sie hat ein großes Betätigungsfeld. Fast 200 Krankenbesuche müssen im Monat gemacht werden, dazu noch all die Arbeiten, die für eine Gemeindeschwester notwendig sind.

Im fröhlichen Spiel mit den Kleinen findet der mütterliche Sinn der Schwester schönste Befriedigung

Im NSV.-Kindergarten: Musikstunde der Kleinsten

Wenn wir auch vielleicht als die „vom starken Geschlecht" nicht alles so erkannt und mitempfunden haben werden, wie es vielleicht eine Frau empfinden würde, so müssen wir doch sagen, daß die Organisation des Schwesternwesens im letzten Jahre sehr erfreuliche Fortschritte gemacht hat. Heute kann einem jungen Mädel geraten werden, den Schwesternberuf zu ergreifen, denn als Anschörige einer der drei Schwesternorganisationen, der jede Schwester in Zukunft zwangsläufig angehören muß, wird sie die richtige persönliche und berufliche Betreuung, juristische Vertretung, Arbeitsvermittlung und Altersversorgung finden.

Heute hat der Schwesternberuf viele Frauen, trotz mancher Anforderungen die er stellt, wieder glücklich gemacht. Es sind Frauen mit warmem, mütterlichem Herzen, die sich der Verpflichtung, der Gemeinschaft zu dienen bewußt sind. Mögen viele unserer jungen Mädel, die heute so bewußt zur Gemeinschaft und zur Mitverantwortlichkeit im Leben unseres Volkes erzogen werden, den Weg finden, zu einer der segensreichsten Aufgaben in diesem Volke — im Schwesternberuf.

Die NS.-Schwester in ihrem täglichen Arbeitskampf

Unermüdlich wird den Volksgenossinnen geholfen
(Presse-Hoffmann 3, Presse-Photo 2, Zander, Multiplex-K.)

Bei den Wehrmachtsschwestern

Die Schwesternschaften des Deutschen Roten Kreuzes haben die hohe und verantwortungsvolle Aufgabe, die erforderliche Anzahl staatlich geprüfter, im Kriegsdienst ausgebildeter Schwestern für die Wehrmacht im Frieden und Krieg, den zivilen behördlichen Luftschutz, den ärztlichen Sanitätsdienst bei besonderen Notständen, sowie die Mitarbeit an der Volksgesundheit und die Ausbildung der weiblichen Hilfskräfte für den gesamten Bereitschaftsdienst sicherzustellen. Das Ziel der Ausbildung der DRK.-Schwester ist die Schulung und Erziehung zur Wehrmachtsschwester. Der Weg zu diesem Ziel führt durch die Friedensarbeit, hauptsächlich im Krankenhaus und Lazarett. Die Mutterhäuser arbeiten bewußt mit an der Neugestaltung Deutschlands durch Adolf Hitler. Jedes einzelne Mutterhaus will eine Pflegestätte und Keimzelle nationalsozialistischen Wollens und Glaubens sein. Das konnten wir auch bei unserem Besuch im Mutterhaus Gelsenkirchen-Ueckendorf feststellen. Die Oberin von Ferstel gab uns in kurzen Zügen einen Ueberblick über die Ausbildung und die Tätigkeit der DRK.-Schwester. Praktisch lernten wir diese Tätigkeit im Standortlazarett Minden kennen, wo vier DRK.-Schwestern den Ehrendienst aus innerer Ueberzeugung als deutsche Schwestern leisten.

Bei den Freien Schwestern

Zu diesen beiden großen Schwesternorganisationen gesellt sich noch der Reichsbund der Freien Schwestern und Pflegerinnen e. V. Er ist ein Zusammenschluß aller freiberuflichen deutschen Schwestern und Pflegerinnen, sofern sie nicht dem Mutterhaus angeschlossen sind. Aus ihrem Betätigungsfeld lernten wir die Kinderpflege in der Kinderheilstätte Auguste Viktoria in Ostenhausen kennen. In dieser Heilstätte sind das ganze Jahr über etwa 230 herzkranke Kinder untergebracht. Als Abschluß der zweitägigen Besichtigungsfahrt, an der neben den Schriftleitern auch Vertreterinnen der drei Schwester-Organisationen, und zwar die Gau-Stabbearbeiterin des Reichsbundes der Freien Schwestern, Schweiter Adelhaid, die Gauvertrauensschwester der NS.-Schwesternschaft, Schwester Paula, und als Vertreterin der Oberin des Mutterhauses vom Roten Kreuz in Gelsenkirchen, Schwester Ruth, teilnahmen, fand eine kurze Stippvisite bei den Jungschwestern im Jungschwesternheim in Detmold statt. Hier wurden wir mit dem jungen Schwesternnachwuchs bekannt. Es sind frische Mädel aus dem ganzen Reich, die hier ihre zweijährige Ausbildung durchmachen. Die praktische Ausbildung erhalten sie im Krankenhaus, während das Heim für sie zu einem zweiten Elternhaus geworden ist.

Haus, Hof und Garten

Winterliche Schädlingsbekämpfung im Obstgarten

Der Spätwinter ist die eigentliche Zeit der Schädlingsbekämpfung. Jetzt, da es zum Frühjahr geht, ist der starre Winterpanzer nicht mehr so hart und fest wie zu Anfang oder Mitte des Winters so daß die Spritzflüssigkeit besser durch die schützende Hülle der Eier vor Blattlaus, Blattsauger und Ringelspinner dringt. Dasselbe trifft auch für die überwinternden Sporen der pilzlichen Schädlinge zu.

Sie sind kurz vor Aufbruch der Knospen besonders empfindlich.

Die Spritzung gegen tierische Schädlinge aller Art, Moose, Flechten und Krebs wird je nach Witterung von Anfang Februar bis Anfang März mit Obstbaumkarbolineum vorgenommen. Das Kernobst wird mit zehnprozentigen, das Steinobst mit sechs- bis achtprozentigen Lösungen gespritzt. Bedingung ist, daß sich die Knospen noch in vollster Winterruhe befinden, da bei geschwollenen Knospen Schädigungen eintreten können. Die Spritzung gegen Pilzkrankheiten wird zwei bis vier Wochen später vorgenommen, die Knospen können hier schon etwas angetrieben, jedoch noch nicht geplatzt sein. Die Spritzmittel sind dreiprozentiges Solbar, 15- bis 20prozentige Schwefelkalkbrühe, je nach den Gebrauchsvorschriften, oder zweiprozentige Kupferkalkbrühe bzw. andere im Handel befindliche Kupferpräparate.

Die Arbeit muß an windstillen, trockenen Tagen ausgeführt werden; es ist sehr vorteilhaft, wenn bei der Karbolineumspritzung Schnee liegt, da dann die am Boden befindlichen Unterkulturen von der ätzenden Flüssigkeit nicht getroffen werden. Der Schnee muß jedoch von den Aesten vor der Spritzung entfernt werden, ebenso die losen Rinden und die starken Moose und Flechten am Baum, da sonst die hier versteckten Schädlinge nicht getötet werden.

An Spritzflüssigkeit werden für einen jungen Baum 5 bis 10 Liter, für ältere Bäume 10 bis 20 Liter, für ältere Bäume mit großen Kronen auch noch mehr gebraucht. Bei der Winterspritzung sollen die Bäume von der Spritzflüssigkeit triefen, dann ist bei guter Arbeit die Gewähr gegeben, daß alle Schädlinge vernichtet sind.

Eine gute Spritze ist zur Ausführung dieser Arbeit natürlich notwendig. Für den, der nur einige Formobstbäume oder junge Hoch- und Halbstämme zu spritzen hat und sich auch nicht große Ausgaben machen will, kann schon eine Handspritze mit Nebelzerstäuber (Abbildung 1) die notwendigen Dienste leisten. Eine gute, auf Zug und Druck arbeitende Spritze zeigt Abbildung 2. Für Bespritzung höherer Bäume ist die Hand- und Stangenluftdruckspritze (Abbildung 3) recht brauchbar. Sie faßt 3 Liter Spritzlösung. Für größere Gärten sind die Rückenspritzen (Abbildung 4) wohl die geeignetsten. Sie werden in Größen von 6 bis 30 Litern geliefert. Natürlich gibt es noch eine Reihe weiterer guter Spritzen verschiedener Systeme. Diese Spritzen können für alle Bekämpfungsmittel benutzt werden während aus den alten Kupferspritzen keine schwefelhaltigen Mittel verspritzt werden dürfen. Nach der Arbeit sind die Spritzen sofort mit klarem Wasser zu säubern. Selbstverständlich kann man zur leichteren Handhabung auch Verlängerungsrohre von 3 bis 5 Meter Länge verwenden. Nimmt man dann noch einen wie auf Abbildung 5 gezeigten Zerstäuber dessen Spritzweite von 2 bis 6 Meter verstellbar ist, so kann man etwa 12 Meter hohe Bäume ohne Leiter behandeln.

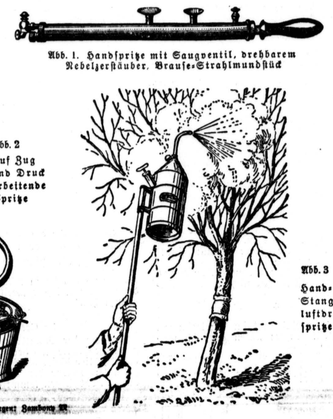


Abb. 1. Handspritze mit Saugventil, drehbarem Nebelzerstäuber, Brause-Strahlmundstück

Abb. 2 Auf Zug und Druck arbeitende Spritze

Abb. 3 Hand- und Stangenluftdruckspritze

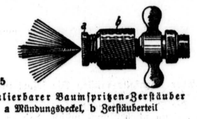


Abb. 4 Selbsttätige Rückenspritze

Abb. 5 Regulierbarer Baumspritzen-Zerstäuber a Mündungsdeckel, b Zerstäuberteil

Das Kupieren der Pferde. Nach § 2 Absatz 8 des Tierschutzgesetzes vom 24. November 1933 ist es verboten einem Pferd die Schweifrübe zu kürzen. Das Kürzen ist zulässig, wenn es zur Behebung einer Untugend oder einer Erkrankung der Schweifrübe durch einen Tierarzt unter Betäubung vorgenommen wird. Diese Bestimmung des Gesetzes ist aber bis heute noch nicht in Kraft getreten. Man will, so wird in der Begründung des Gesetzes gesagt, den interessierten Kreisen Zeit geben, sich auf das Verbot vorzubereiten.

Wir bestellen Samen!

Wir tun gut daran, nur soviel an Samen einzukaufen, wie wir dringend benötigen. Bestellen wir zu wenig Samen, dann wirkt sich dies beim späteren Pflanzenbedarf sowie bei der Ernte sehr unangenehm aus. Bestellen wir aber zu viel, dann wird die Rechnung sehr hoch, der Samen wird nicht restlos verbraucht, und wenn er auch eine mehrjährige Lebensdauer hat, so wird er doch durch das Liegen nicht besser. Die nachstehenden Tabellen sollen die Samenbestellung erleichtern helfen. Tabelle 1 enthält zunächst Angaben über die Lebensdauer der wichtigsten Gemüsesämereien. Wir schauen bei uns nach, ob noch Sämereien vorhanden und diese keimfähig sind. Eine weitere Rubrik gibt Aufschluß über die Anzahl der Samenkörner, die in 1 g enthalten sind. Wir rechnen uns nun aus, wieviel Pflanzen wir für unseren Bedarf benötigen und bestellen nach Durchsicht der Tabelle die erforderliche Samenmenge. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß die Keimfähigkeit nicht ganz 100prozentig ist. Deshalb soll die zu bestellende Menge etwas höher gewählt werden als in der Tabelle angegeben ist.

Noch weitere Schwierigkeiten ergeben sich bei der Samenbestellung. Wir haben z. B. ein Stück Land, welches mit irgendeiner Gemüsepflanzenart bepflanzt werden soll. Wir wissen aber nicht, wieviel Samen erforderlich ist, um das Land zu bestellen. Hierüber gibt nachstehende Tabelle Aufschluß.

Saatmenge, Pflanzweite und Kulturdauer von Gemüse

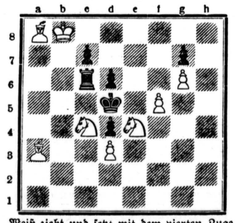
	Saatmenge für ¼ ha in kg	Reihenentfernung in cm	Abstand in der Reihe in cm	Kulturzeit von der Saat bis zur Ernte Tage
Blumenkohl, fr.	0,18	60	50	140
Birsing	0,14	60	45	110
Grünkohl	0,18	45	40	125
Rosenkohl	0,22	60	50	170
Weißkohl, fr.	0,20	50	50	130
Rotkohl, fr.	0,28	50	45	130
Kohlrabi, fr.	0,50	25	25	100
Mohrrüben, fr.	1,8	25	8	120
Karotten	1,5	20	7	120
Erbsen, fr.	40,0	25	10	80
Bohnen, Busch	28,0	45	10	100
Bohnen, Stangen	13,0	80	je 6—8	120
Buffen	1,0	100	25	90
Zwiebeln	2,8	20	8—12	100
Spinat	7,5	20	10	40
Schnittsalat	0,4	30	10	25
Kopfsalat	0,22	25	25	50
Radies	2,5	20	4	35
Porree	0,4	30	20	160
Blätter-Kohlarten	5—6	350		7
Kohlrabi	5—6	300		7
Karotten	3—4	550		15
Kohlrüben	5—6	400		7
Mohrrüben	3—4	550		18
Petersilie	3	500		20
Porree	3	420		14
Radies	3	130		7
Rettich	5	100		7
Rote Rüben	5—6	500		12
Sellerie	5	2000		23
Schwarzwurzel	2	100		12
Spargel	5	50		23
Zeltower Rübchen	4	650		6
Zwiebeln	3	240		16
Salat	5	1100		6
Bohnenkraut	3	1500		8
Spinat	3	120		7
Gurken	7	325		5
Kürbis	6	3—4		7
Bohnen	4—5	3—5		8
Erbsen	3	4—7		8

Lebensdauer, Keimdauer und Gewicht von Gemüsesämereien

	Lebensdauer in Jahren	Anzahl der Samenkörner, die in 1 g enthalten sind	Keimdauer in Tagen
Blumenkohl, fr.	5	350	7
Kohlrabi	5—6	300	7
Karotten	3—4	550	15
Kohlrüben	5—6	400	7
Mohrrüben	3—4	550	18
Petersilie	3	500	20
Porree	3	420	14
Radies	3	130	7
Rettich	5	100	7
Rote Rüben	5—6	500	12
Sellerie	5	2000	23
Schwarzwurzel	2	100	12
Spargel	5	50	23
Zeltower Rübchen	4	650	6
Zwiebeln	3	240	16
Salat	5	1100	6
Bohnenkraut	3	1500	8
Spinat	3	120	7
Gurken	7	325	5
Kürbis	6	3—4	7
Bohnen	4—5	3—5	8
Erbsen	3	4—7	8

Soll man Möhren in Reihen oder breitwürfig aussäen? Die Art der Aussaat ist für den Erntertrag in diesem Falle gleich. Sät man in Reihen, so erleichtert das natürlich die Unkrautbekämpfung. Wichtig ist, daß man die Möhren nicht zu tief und zu dicht sät. Auch bei dünnster Aussaat ist ein Verdünnen der Pflänglinge vorzunehmen. Sch.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge matt.

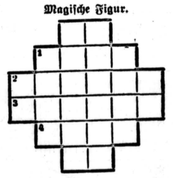
Kontrollstellung: (14). Weiß (8): Kd8; La8 u. a3; Se4 u. e4; Ud3, f5 u. g6. — Schwarz (6): Kd5: Te6; Be7 b6, b4 u. g7.

Bilderrätsel

Scherzrätsel.

Hat der „Verstand" Beginn und Schluß verloren,
Dann ist er ohne Zweifel eingefroren.

Magische Figur.



a — a — e — e — e — e — e — t — i — t
— m — m — m — n — n — o — r — r —
l — l — n — w — w

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1. alkoholisches Getränk, 2. Stadt in Thüringen, 3. Tierpflanze, 4. Sinnesorgan.

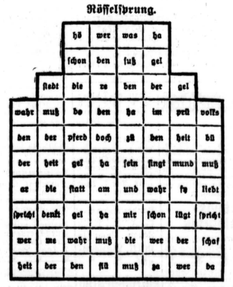
Silbenrätsel.

bahn — bau — bob — bre — bud — chen — dhis — e — e — e — ein — eins — er — gra — ha — iff — il — in — in — la — land — le — li — lu — mal — me — mei — ment — mus — mus — na — on — pel — pfir — pi — rad — rat — raub — ro — schal — schön — se — send — sich — som — sel — stra — tau — ti — ti — ul — zahn — zi

Aus vorstehenden 53 Silben sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Fröbel ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Sendschreiben, 2. übermäßige Ausnutzung, 3. Verkehrsmittel im Gebirge, 4. berühmter deutscher Schauspieler, 5. Schwimmvogel, 6. Industrie, 7. Laubbaum, 8. reicher Mann, 9. Anmut, 10. vertrauter Freund, 11. mexikanischer Hut, 12. Gartenblume, 13. asiatische Religion, 14. Stromquelle, 15. Bebilderung, 16. einfaches Blasinstrument, 17. Steinfrucht, 18. Anzeige, 19. Grundlage des Rechnens.

Rösselsprung.



Verbindungsaufgabe.

Aus den 18 Wörtern:

Aar — Alt — Au — Bild — Christ — Fisch — Funken — Hand — Nacht — Not — Schar — Spruch — Thun — Traum — Vater — Wache — Wehr — Werk

sind neun Wörter zu bilden, und zwar derart, daß zwei derselben stets eins ergeben. Sind diese gefunden und richtig geordnet, so nennen die Anfangsbuchstaben uns einen Kalendertag im Februar.

Erdkundliches Kapselrätsel.

Laurin — Schurkenstreich — Rotkehlchen — Niederlausitz — Bregenz — Murmeltier — Wahrheitsliebe — Brigade — Schokolade

In jedem der vorstehenden Wörter ist ein kleineres Wort erdkundlicher Bedeutung enthalten. Die Anfangsbuchstaben dieser Kapselwörter nennen, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, einen Teil der Mark Brandenburg.

Austauschrätsel.

Laden — Maus — Eimer — Alba — Arve — Aroma — Gade — Filter — Kante — Feier

In jedem der vorstehenden Wörter ist ein Buchstabe durch einen anderen zu ersetzen, so daß neue sinnvolle Wörter entstehen. Die neuen Buchstaben nennen, der Reihe nach gelesen, einen Schmetterling.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Le7—c5†, Kd5—e4. Am besten, 2. Td1—d7, Ke4—e5. 3. Le5—b4†, Ke5—e6 oder e4. 4. Sf matt.

Verschmelzungsrätsel: 1. Krokodil, 2. Oberette, 3. Holunder, 4. Languste, 5. Marathon, 6. Eidechse, 7. Internat, 8. Spinnrad, 9. Estragon — Kohlmeise.

Silbenrätsel: Die Geschichte eines Menschen ist sein Charakter. — 1. Demosthenes, 2. Irrwisch, 3. Euryanthe, 4. Goldregen, 5. Eltomihi, 6. Spekulatius, 7. Cheviot, 8. Iltis, 9. Chance, 10. Tyrannei, 11. Examen, 12. Enterich, 13. Hduna, 14. Neufundländer, 15. Esmeralda, 16. Stellwerk, 17. Minarett, 18. Emaille, 19. Neusilber.

Vorträtsel: Helikon, Lido, Kondolenz.

Wabenrätsel: 1. Marder, 2. Herder, 3. Baldur, 4. Heller, 5. Kerker, 6. Anfall, 7. Linde.

Geheimschrifträtsel: Im stillen und gewaltsam schafft sich das Neue Bahn; die Zeit drängt unaufhaltsam und uebervoll voran. — Brachvogel, Fundament, Zwist.

Kluges Tier

Pimpers haben einen Wellensittich.

„Sicher ein gelehrtes Tier?" fragt Himper.

Meint Frau Pimper stolz: „Und ob! Der macht die Pausenzeichen aller Sender naturgetreu nach!"

Das Puppenhaus

Mümmchen hat ein Puppenhaus bekommen. Eines Tages war das Puppenhaus verschwunden.

Die Mutter fragte: „Wo ist denn dein Puppenhaus, Mümmchen?"

Mümmchen strahlte: „Ich habe das ganze Haus meiner Freundin Frieda auf eine Woche für zehn Pfennige möbliert vermietet."

(Fliegende Blätter.)

Rückfrage

Pimmer ist ein hartnäckiger Schuldner.

Pimmer sagt: „Im Dezember werde ich Ihre Rechnung bestimmt begleichen!"

Erkundigt sich Himmer vorsichtig: „Und in welchem Jahr?"

Guter Rat

Ursula ist abgemagert, zerstreut und blaß. Also geht sie zum Arzt.

„Das Essen schmeckt mir nicht! Ich kann weder lesen noch arbeiten, immer sind meine Gedanken anderswo! Nachts finde ich keinen Schlaf. Was soll ich tun, Herr Doktor?"

Der Arzt lächelt: „Heiraten Sie ihn!"

(Jugend.)

Kunicke und Hippert gehen angeln

Ehe sie anfangen, wetten sie, wer die meisten Fische fangen wird. Dabei rutscht Hippert aus und fällt ins Wasser. Schreit Kunicke: „Wenn du nachtauchst, gilt die Wette nicht!"

„Wah chost do dä Huet?"

„Driezehn Franke!"

„Mid dbei! Aber es hät ja ka Löcher drin!"

„Löcher? Jo was Löcher ime Huet?"

„Daß dä Esel, wo driehn Franke für so en Deckel zahlt, d' Ohre usfastreckt chaa!"

(Brennessel.)

Vorbei der Traum

Mumme schlich durch die Straßen, einen Rucksack auf dem Rücken.

„Mann", meinte Bomme, „ich denke, Sie haben ein Motorrad.

Deutete Mumme auf den Rucksack und seufzte: „Ja, und das ist davon übrig geblieben!"

Verplappert

Der Betriebsführer fragte den Lehrling: „Nun, wie ist die Sache mit dem Zahnarzt denn gestern ausgelaufen?"

Sagte Fritz unbedacht: „2:21"

Bedingung

Das neue Kindermädchen meinte: „Gell, Heinz, wir werden uns gut vertragen?"

Sagte Heinz naddenlich: „Doch, wenn du gut ‚Ja' sagen kannst!"

Abstend

„Ach, Fräulein Helga, darf ich Ihnen diese Veilchen zu Füßen legen?"

„Zu Füßen? — Ah so, die sind wohl nicht mehr ganz frisch?"

Böse Ahnung

„Ach", gähnte Peter, „Mutti, ich möchte ins Bett!"

Die Mutter staunte: „Was ist denn mit dir los? Freiwillig schlafen gehen?"

„Ja", seufzte Peter, „aber wenn Vati nachher kommt und entdeckt dann vielleicht, daß ich die neue Zeitung in den Ofen gesteckt habe, ist es besser so!"

Das Schlimmste

Kuhlmann klagte: „Denken Sie sich nur an, mein Junge hat schon wieder eine Fensterscheibe eingeworfen! Für den Vater heißt es dann immer nur zahlen und nochmals zahlen . . ."

Meinte Bublmann entschuldigend: „Aber das erste Mal ist doch schon drei Jahre her . . ."

„Ja", knurrte Kuhlmann, „allerdings. Aber ich habe doch immer noch an den Raten zu knabbern!"

*

Eine Filmdiva in Hollywood wurde von einem Hund gebissen. „Um Gottes willen, Doktor", sagte sie, „kann der Hund toll gewesen sein?"

„Hoffentlich nicht", beruhigte der Arzt. „Aber jedenfalls müssen Sie sofort ins Krankenhaus gehen."

Die Diva dachte nach.

„Wenn ich bestimmt wüßte, daß es Tollwut ist", sagte sie, „dann möchte ich am liebsten erst alle meine Konkurrentinnen beißen."

„Was würde dein Vater sagen, wenn er wüßte, daß du rauchst?"

„Was würde Ihr Mann sagen, wenn er wüßte, daß Sie auf der Straße einen fremden Mann ansprechen?"

*

„Bist du denn nicht mehr mit der Trude verlobt?"

„Nein, sie wollte mich nicht haben."

„Na so etwas, hast du ihr denn nicht von deinem reichen Onkel erzählt?"

„Ja — leider — jetzt wird sie meine Tante."

*

Das Girl aus USA. erzählt: „Die Zurückhaltung meines Bräutigams war so groß, daß er mich erst nach der Verlobung geküßt hat."

„Mein Jomes", erwidert ihre seit kurzem verheiratete Freundin, „war viel reservierter: er umarmte mich erst in dem Augenblick, als mein Vater ihm einen Scheck über die Mitgift gegeben hatte."

*

„Ich denke daran, die Wintersaison in der Schweiz zu verbringen! Was würde das wohl kosten?"

„Das kostet gar nichts, Liebling!"

„Wieso gar nichts?"

„Nun, daran zu denken kostet doch nichts!"

*

„Mutti, hast du von Vati den neuen Pelzmantel bekommen, den du dir gewünscht hast?"

„Nein, Liebling — leider nicht."

„Mutti, versuch doch mal und wirf dich auf den Fußboden und strample mit den Beinen, so wie ich es auch immer mache!" (Koralle.)

„Ich gebrauche jeden Morgen wenigstens eine Viertelstunde, um meine Frisur in Ordnung zu bringen!"

„So lange brauche ich nicht, ich fahre nur mal mit dem Staublappen 'rüber!"

Kunde: „Ihr Institut ist wohl recht ausgedehnt?"

Heiratsvermittlerin: „O ja, voriges Jahr habe ich an siebenhundert Herzen umgesetzt!" (Woche.)

Unruhige Geister

Koller besichtigte die uralte Burg. Schweigend führte ihn der Kastellan durch die ehrwürdigen Räume. Plötzlich vernahm man eine kreischende Stimme und dann ein Gepolter.

Koller wurde blaß: „Der Burggeist!"

„Nee", sagte der Kastellan beruhigend, „aber wir haben unten im Keller eine Weinstube eingerichtet!"

Sein Gedanke

Klattke sitzt im Stadtpark auf einer Bank und schaut den Schwänen zu.

„Wie herrlich diese Tiere gebaut sind!" meint eine Dame neben ihm.

„Ja, ja", sagt Klattke versonnen, „und doch habe ich gehört, daß sie gar nicht recht schmackhaft sein sollen!"

*

Biller saß beim Zahnarzt im Wartezimmer. Das Fräulein fragte: „Wen darf ich melden?"

Meinte der ängstliche Biller: „Warten Sie doch ab, Fräulein! Vorläufig bin ich erst ganz unverbindlich hier!"

„Fehlt dir was, mein kleiner Liebling, du siehst heute so blaß aus?"

„Womit kann ich dienen?"

„Ich möchte gern ein Paar fleischfarbene Strümpfe."

„Ja — entschuldigen Sie — Ihre Fleischfarbe oder meine Fleischfarbe?"

Unpassend

Hockemeier ist zu Beckers eingeladen.

Frau Becker empfängt ihn: Nett, daß Sie kommen! Ich hoffe, es wird Ihnen bei uns gefallen!"

Sagt Hockemeier höflich: „Gnädige Frau, ich kenne Ihre Küche nicht!"

*

In später Nachtstunde klingelt ein Aufgeregter an der Wohnungstür eines Rundfunkhörers. Als ihm geöffnet wird, schreit er los: „Stellen Sie gefälligst sofort den Lautsprecher auf Zimmerstärke ein, oder ich führe Beschwerde bei der Polizei."

Aergerlich antwortet der Rundfunkhörer: „Ziehen Sie doch in eine andere Straße, wenn Sie meine Musik nicht hören wollen."

„Darum bin ich ja wütend", erwidert darob der Beschwerdeführer, „weil mein Umzug nichts genutzt hat." (Oslo Illustrerte.)

Im Gerichtssaal

Nachdem der Staatsanwalt die Klage ausgesprochen hatte und der Angeklagte das Wort erhielt, blieb dieser beim Sprechen sitzen. „Angeklagter, meinte der Vorsitzende, „stehen Sie auf . . . das Sitzen kommt später. (Für alle.)

„Was ist denn das für ein entsetzlicher Krach? Was ist geschehen?"

„O gar nichts — der gnädige Herr hat seine Hosen fallenlassen!"

Zeichnungen (6): Näthe.

Pfarrer Kneipp's Tannensaft

Dieser Balsam aus Tannenblüten lindert katarrhalische Beschwerden, indem er auch in den Bronchien den Schleim löst; wirkt ruhen appetitanregend und erhöht durch seinen Gehalt an Kalk und Kieselsäure die Widerstandskraft des ganzen Organismus.
Gr. Orig.-Flasche RM. 3.-
Kneipp-Mittel-Zentrale (Kneippapotheke) Würzburg
Verlangen Sie den Kneipp-Kur-Wegweiser kostenlos!

Graue Haare sind in 8 Tg. naturl. d. „O-B-V". Rm 1.85 portofr. Bei Nichterfolg Geld zurück. **O. Blocherer Augsburg 11/29**

Bis 2400.- RM jährl. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schupp., Garten usw. Ich kaufe Pilzernte. Auskunft erteilt Max Benecke, **Hamburg 22/98**

Ursulinenschule in Dudenstadt

Anerkannte private Oberschule für Mädchen, sprachliche Form, mit Internat

Abitur an der Anstalt — Prospekte durch die Oberin.

Wenn Ohrenschmerzen! nur „Akustika" gibt! Antisept., schalldurchlässig. Ohrenbalz. / Wohltat bei Wind, Zugluft, Krankheit. In Apoth./Drog. für 30 u. 90 Pf.

Heiraten

Arzt sucht für seine Schwester, ledig, erbgesund, 30 Jahre, 1,67 groß, vielseitig ausgebildet, nicht unvermögend, in Hauswirtschaft erfahren, gebildeten katholischen

Lebensgefährten

vornehmer, gütiger Gesinnung bis zu 45 Jahren in gesicherter Position. Da jetzt kinderlieb u. in Kinderpflege erfahren. Witwer mit 1–2 Kindern angenehm. Diskretion verlangt u. zugesich. Bildzuschrift. erb. unt Nr. 7/116 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Beamten-Tochter, 25 J., kath., l. d. Betanntschaft ein geb., kath. Herrn zwecks **Heirat**

Waschenlustener und 4000 RM Barvermög. verband. Off. erbet. u. Nr. 7/118 „Der 7. Tag" Paderborn.

Landwirtssohn, 22 Jahre, 1.80 gr., blond, mit gutem Zeugn., sucht in **mittl. Bauernhof**

einzuheiraten

5000 RM Barvermögen vorhand. Ernstgem. Bildzuschrift. erb. unt Nr. 7/119 an „Der 7. Tag", Paderb.

Gebild. Herr, Mitte 30, große, vorteilhafte Erscheinung, aus gut. Familie, mit tadellos. Vergangenheit, gesich. Posit. in der Privatwirtschaft, erstrebt **Notgungsehe**

Einheirat in ein. tautm. Betrieb od. Versicherungsfach sehr genehm. Vertrauens. Zuschriften mit Bild (zurück) erbeten u. Nr. 7/119 an „Der 7. Tag", Paderb.

Bitte deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten.

Damenbart Sichere Beseitigung lästig. Haare durch die weltbekannte **Sela-wakaur.** Herzlt. verordn. u. sehr bewährt. Reichsgesundheitsamt Dp.-468800 Gold. Medaille. Groß-Preis Brüssel 1930, London 1935. Frankfurter Zuschriften 59. **Dauererfolg.** (Ausbleiben des Nachwuchses). Kleinkur RM 6.75, Kur RM 3.85, für größere Flächen RM 5.50 u. 6.50 Nachnahme. **Selwaka G. m. b. H., Köln 114**

Sie fühlen sich jünger und haben Freude an der Arbeit, wenn Sie Jugendfrische schaffen durch **Zirkulin** Apotheken-Präparat Perlen

1-Monats-Kur 1 RM. 6-Wochen-Kur 2 RM. mit praktisch-eleg. Taschendose. Zu haben in Apotheken und Drogerien

Liguster immergrün, 100 Pfl. für 20 m prächtige Hecke 6—, 10 Edel-Rosen m. W. 2.50 RM. Preisliste über alle Pflanzen für d. Gart. kostenlos! **Rudi Hartmann, Versandbaumschule Pinneberg14(Holst).**

„Hicoton" gegen Bettnässen Preis RM 2.90. Zu haben in Apotheke **Nieheim,** Kr. Höxter Prospekt gratis

Anzeigen sind das beste Werbemittel

Stoffe für Herren und Damen kaufen Sie bei uns anerkannt preiswert und gut. Verlangen Sie ohne Kaufzwang portofreie Zusendung von Mustern unserer aparten Neuheiten **Tuch-Winnhofmeier Augsburg 154**

Wer inseriert, wird nicht vergessen

Bei quälendem Husten und zäher Verschleimung

Katarrhen von Kehlkopf, Luftröhre, Bronchien, Bronchitis, Asthma kommt es nicht nur auf Lösung u. Auswurf des Schleimes, sondern auch darauf an, das empfindliche Atmungsgewebe weniger reizbar und recht widerstandsfähig zu machen und so die Krankheitsursache zu treffen. Das bezweckt der Arzt, wenn er das bewährte „Gliphoberalin" verordnet. Über das so viele gute Erfahrungen und Anerkennungen von Professoren, Aerzten, Patienten vorliegen, bald auch Sie „Gliphoberalin" voll Vertrauen anwenden können, wenn Sie in solcher Lage sind. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Gliphoberalin" und kaufen Sie keine Nachahmungen. Packung mit 50 Tabletten RM. 2.57 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlose und unverbindliche Zusendung der interessanten illustrierten Aufklärungsschrift Nr 305 von Dr. phil. nat. Straub, Werbeschriftsteller.

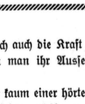
Billige Fische

2 Pfd. - Dose ff. Bismarckheringe
2 " " " Bratheringe
2 " " " Rollmops
1 " " " Heringe in Tomatensauce
1 " " " Heringe in Senfsauce
1 " " " Heringe in Gelee
1 " " " Krosardin.
1/2 " " " Fettfisch in Tomatensauce.

zus. 5-kg-Pk. 3.80 RM ab hier. Verpackg. frei **O. Damke, Hamburg11**

Schlafzimmer schwere Verarb., 180 cm, 6teilig 260 RM. Küche, natur lack. 140 cm, 7teilig 132.50 RM, gegen bar oder Ehestandsdarlehen. Abbildungen gratis. **A. Wittekind,** Möbelwerkstätten, **Delbrück**

Klein-Anzeigen haben immer **Erfolg**



Nähmaschinen gute Qualität, günstig. Preis, unverwüstlich. 24 Monatsraten. Katalog kostenlos. **Marquis & Co. K.-G. Mannheim 703**

Verantw.: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung u. Frauenwelt: Johanna Tops (erkrankt), i. V. Josef Link; für den kulturell. u. allgem. Teil: Josef Link; Bildverantwortl.: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtl. in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleiter: Eberhard Wessel Paderborn. — „Der 7. Tag": IV. Vj. 37: 29876. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.

2. Jahrg. – Nr. 9 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 27. Februar 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Die bösen Geister

Eine Fastnachtserinnerung
von Werner Oellers

Einmal im Jahre, das war die Regel, sollte das altpreußische Gesetz: „Mehr sein als scheinen" außer Kurs gesetzt werden, und wenn es auch nicht gerade eine völlige Umkehr erfuhr, indem statt des „Mehr" ein „Weniger" gesetzt wurde, so sollte es doch mindestens „anders" sein. Indessen, dem Preußen blieb Gesetz Gesetz, und es stellte sich, als wüßte es nichts von einer Regel, die — das Gesetz nicht aufhebend, sondern es betonend — den Rhythmus des Dienstes und der Ernsthaftigkeit Jahr für Jahr unterbrach.

So kam es, daß in der Vorkriegszeit an Fastnachtsmontag und -dienstag Schulunterricht gehalten wurde, an Tagen also, die die freudevollsten des Jahres zu sein hatten, sonder Pflicht und Auftrag, unter Menschen, die die Freiheit der Fastnacht mehr als ein Gewohnheitsrecht, nämlich als übermommenes, ins Blut gegangene Erbe in Anspruch nahmen.

Jahr für Jahr kam es so zu einer Belagerung der Schule, das heißt also: zu einer Belagerung des Gesetzes. Und wenn dabei das Gesetz auch seine Stellung bis auf einen kleinen Grabenabschnitt behauptete, so waren es doch nur Pyrrhussiege, die erfochten wurden. Denn es wuchs in diesen Kämpfen nicht die Liebe zu einem Gesetz, das gar zu starr erscheinen mußte, und überdies war auch unschwer einzusehen, daß der „wissenschaftliche" Erfolg der karnevalistischen Unterrichtstage kleiner als null sein mußte. So verhalf sich die Regel heimtückisch zu ihrem Recht: Die Lehrer schienen Lehrende und waren es nicht, die Schüler schienen Lernende und waren es noch viel weniger. —

Deutlich erinnere ich mich eines Rosenmontags. Schon früh am Morgen setzte leichtes „Trommelfeuer" ein, das sich bis zum Mittag mehr und mehr steigerte: Großes Rumoren um das ganze Schulhaus, Masken an den Fenstern, „herausfordernde" Rufe, Deputation an den Hauptlehrer (der seine Unzuständigkeit erklärte), rauschende Karnevalslieder, Pritschenschläge und Kartätschenschüsse. Die Stellung wurde gehalten.

Um zwei Uhr, zu Beginn des Nachmittagsunterrichts, trat das Brauchtum gegen das Gesetz zum Sturme an, denn um drei Uhr sollte vom Bahnhof aus der Rosenmontagszug ins Dorf ziehen.

Auf einer hohen Böschung, die den tiefgelegenen Schulhof umschloß, lärmte, durch die gardinenlosen Fenster allen Schülern sichtbar, das Heer der Masken.

„Die Masken", sagte lächelnd unser junger, aufgeschlossener Lehrer, „haben ihre Bedeutung. Denn die Fastnacht war wohl ursprünglich ein Frühlingsfest, dazu bestimmt, die Geister der Unfruchtbarkeit von den Feldern zu vertreiben. Die Masken sollten verhindern, daß die bösen Geister ihre Gegner erkannten und sich an ihnen rächten; oder man wollte sich auch die Kraft der Dämonen aneignen, indem man ihr Aussehen nachahmte."

So sagte der Lehrer, aber kaum einer hörte zu. An Bohnenstangen hochgehoben, erschienen auf einmal dicht an den Fenstern unsers ersten Stockwerks greuliche Gesichtsmasken, die, ihre unförmigen Nasen an die Scheiben drückend, mit unheimlichen, schreckenerregenden Blicken in die Klasse starrten. Man konnte wahrlich das Gruseln kriegen. Dabei steigerte sich der Lärm der auf der Böschung Versammelten zu rasender Gewalt: Trompeten, Trommeln, Blechtöpfe, Schellen. Pritschen und Kartätschen vereinigten sich zu einem Spektakel, als ob die Hölle losgelassen sei.

„Auch dieser Lärm", rief der Lehrer mit Anstrengung, damit er überhaupt zu verstehen war, „hat sich aus den alten Bräuchen des Frühlingsfestes erhalten. Auch er hat keinen andern Sinn als: die Dämonen zu schrecken und davonzujagen."

Und während draußen der Schlachtenlärm in nichts nachließ, und die Gesichtsmasken an den Fenstern drohend gegen die Scheiben klirrten, hörte man den Lehrer schließlich rufen:

„Ihr seht, es geht auch heute noch, wenn auch der böse Geist der Unfruchtbarkeit ein anderer geworden ist. Er gibt sich geschlagen und zieht sich zurück. Ich gebe euch für die nächste Stunde frei. Packt eure Sachen und macht euch davon!"

Diesmal hatten ihn alle verstanden. Unser Freudengejohle mischte sich mit dem Lärm der Schlacht, die Masken an den Fenstern begannen zu tanzen, und auf der Böschung umarmten sich die Krieger des siegreichen Heeres. Denn während wir noch mit unseren Tornistern beschäftigt waren, kam lächelnd der Hauptlehrer herein, uns zu verkünden: Er könne ja von sich aus über eine Stunde verfügen und schließe hiermit den Unterricht — den Unterricht aller Klassen.

So konnte der Rosenmontagszug noch rechtzeitig seinen Weg antreten.

Am Dienstag aber verteidigte das Gesetz sein Recht mit verdoppelter Unnachgiebigkeit gegen die abflauenden Angriffe.

Eine unheimliche Begegnung (Foto: Kurt Schraudenbach (Linden-Verlag)

Mummenschanz und Narreteien

Mummenschanz und Narreheiten gab es zu allen Zeiten. Soweit wir bei den einzelnen Völkern in der Geschichte zurückgehen können, überall lassen sich Mummenschanz und die Verübung von Narreheiten nachweisen. Es scheint in der menschlichen Natur zu liegen, daß jeder einmal den „alten Adam ausziehen", aus seiner Haut hinaus will, daß er den grauen Alltag, das Treibhaus lassen vergessen, Feierlichkeit, Würde und Zweckstrebigkeit hinter sich lassen will: daß er ein Narr sein will. Es treibt, im Innern einmal Ferien vom eigenen Ich zu nehmen, sich in den Steudel der Narretei zu stürzen, sich selbst und anderen etwas vorzumachen, Unsinn zu treiben, Verkehr mit sich selbst zu spielen. Harmlose den Steudel der Narretei zu stürzen, sich selbst und anderen etwas vorzumachen, Unsinn zu treiben, Verkehr mit sich selbst zu spielen. Harmlose Büromenschen verwandeln sich in Räuberhauptleute oder indische Fürsten. Verkäuferinnen, Näherinnen oder Hausfrauen, deren Lebenselement sonst recht unromantisch ist, werden zu Hofdamen aus der Rokokozeit, zu bunt aufgeputzten Schäferinnen oder zu Burgfrauen aus der Zeit des Mittelalters. Die ganze Welt ist plötzlich für einige Tage glücklich verwandelt; die Menschen haben von sich aus die „Korsettstuben" vorgenommen, die sie sich oft für ihre Person und die Ordnung ihres Lebens ausgedacht haben. „Ach wenn es doch immer so bliebe," mag mancher sich im tollsten Treiben wünschen, . . . aber über das Ende wollen wir jetzt noch nicht nachdenken.

Narreheiten können auch Unfruchtbarkeiten sein — und doch haben sie zu allen Zeiten eifrige Verteidiger gefunden. Goethe, Kant und noch viele andere große Geister, sie alle ließen Mummenschanz und Narreheiten als ein Bedürfnis oder gar als eine Wohltat für die Menschen gelten, denn: Nur wer sich selbst zum Besten halten kann, der ist fürwahr ein edler Mann. Und so war das Volk den Narren und Spaßmachern nie gram, selbst wenn Streiche begangen wurden, die auf allgemeine Unkosten gingen. Wie viele Volksnarren wurden im Volke berühmter als Kaiser und Könige. Ihre Streiche bleiben unvergessen.

Narreheiten und Mummenschanz bedeuten Fröhlichkeit und Lachen. Lachen aber wurde von jeher als die beste Medizin angesehen, besonders für Leute, die allen durch die schwarze Beille sehen. Wer sich also jetzt zum Mummenschanz anschickt, ganz gleich ob in den Riesensälen der Großstädte oder in ödesten Wirtshäusern, einmal das eigene Ich vergißt, sich in Fröhlichkeit, Lachen und Uebermut stürzt, kann sich auf sehr gute Zeugnisse berufen, kann auch einmal Narr sein, ohne von seiner Würde auch nur das Geringste einzubüßen!

Rosenmontagsliebe

Eine tragikomische Faschingsgeschichte von Willi Lindner

Albert war Volontär in der Schriftleitung des „Stadtanzeigers" von Siebenlaub. Er hatte den Ehrgeiz der strebsamen Jugend und war ein Verehrer aller schönen Künste. Als in jenen Tagen des frumm-fröhlichen Februar der Karneval seine Wellen in die entweihte Stätte der Schriftleitung warf, loste sich der Feuilleton-Schriftleiter mit einer Grippe zu Bett und kümmerte mit heißen Grogs gegen die Verzweiflung an. Albert aber, dem unerwartet das Glück der Vertretung in den Schoß gefallen war, entschloß sich, am Rosenmontag den Maskenball in der „Harmonie" zu besuchen, allwo sich nicht allein die gute Gesellschaft der Stadt Siebenlaub, sondern vor allem das Künstlervölkchen zu versammeln pflegte. Und Albert, der, wie gesagt, ein Verehrer der Künste war, versprach sich von einer näheren Berührung mit den Vertretern der Kunst, zumal in der zwanglos-fröhlichen Art des Faschingsvergnügens, einen freundlichen Gewinn.

Das Schicksal war ihm hold. Als er sich mit dem Heißhunger der erlebensarmen Jugend dem Rosenmontagsball in die Arme warf, fand er bald in einer reizenden Tänzerin, an deren Temperament sich seine Liebe zur Kunst seltsam entflammte, die passende und angenehme Gesellschaft. Er tollte mit der maskierten Schönheit — daß sie schön war, verrieten ihm die starken, feurigen Blicke im lachenden Mund — übermütig in die Demaskierung hinein. Und als die Maske fiel, fand er seine Anhänglichkeit an die holde Unbekannte belohnt. Sie war wirklich jung, hübsch und bezaubernd, und dabei eine Künstlerin. Ja, das verriet sie ihm in prasselnder Unterhaltung, während sie in einer Nische saßen und den Sekt tranken, den Albert springen ließ.

„O Lalo! Fiorella Corella ist mein Name", lachte sie ihm keck ins Gesicht. „Ich trete von morgen an im Varieté auf. Ganz große Klasse! Du mußt hinkommen und mich bewundern, mein kleiner Bajazzo!"

Albert, der in der Tat im Kostüm eines Bajazzos neben der heißblütigen Tänzerkessin saß, errötete und gestand, daß er bei der Zeitung sei und, falls Gott es gefallen sollte, daß der Feuilleton-Schriftleiter auch morgen noch im Bett bleiben müßte, werde er wohl den Bericht über die Veranstaltung des Varietés schreiben müssen.

Da nannte ihn Fiobella Corella in überschwenglicher Freude ihren lieben, süßen Junggen. „O, du wirst eine fabelhafte Besprechung schreiben über meine Kunst!" sagte sie, „denn ich bin erstklassig!"

„Tänzerin?" erkundigte sich Albert neugierig.

„Tänzerin? Ich? O nein! Ich habe eine viel höhere Aufgabe. Aber ich verrate dir nichts, mein Junge. Du sollst kommen, sehen und mich bewundern." In ihrem Lächeln lag eine Welt von Verheißung.

Albert, von Natur schüchtern, hüstelte versagen in die hohle Hand. „Gut, Fiabella, ich werde mich überraschen lassen. Ich — liebe die Kunst, vor allem, wenn sie sich in so reizender Hülle zeigt."

Fiabella schlug ihm mit dem Fächer auf die Finger. „Kleiner Schmeichler! So jung noch und schon so — erfahren? Du scheinst mit der Kunst schon häufiger in Berührung gekommen zu sein?"

Das war nun keineswegs der Fall. Aber Albert, so in die Rolle des Don Juans hineingehoben, lächelte vieldeutig. „Allerdings", bekannte er — er lief unter der Bajazzoschminke rot an und ärgerte sich über seine knabenhafte Verlegenheit —, „allerdings, Fiabella, die Kunst, freilich — das heißt, wenn ich ganz ehrlich sein soll, in dieser Form, ich meine, so Auge in Auge, habe ich eigentlich noch keine Bekanntschaft mit der Kunst gemacht."

„Ach?" Fiabella strich ihm zärtlich übers Haar. „Möchtest du das, mein Junge? Dann stehe ich dir gerne morgen abend nach der Vorstellung zur Verfügung. Zu einem Privat-Interview." Sie lachte mit blitzenden Zähnen, und Albert versank in den Abgrund der Seligkeit.

Als er sich daraus erhob, war Fiabella verschwunden. Daß ein Mann mit drohenden Augen die Künstlerin zu sich herangewinkt und mit ihr den Maskenball verlassen hatte, war ihm zum Glück entgangen. Aber der Rosenmontagsball hatte jetzt kein Interesse mehr für ihn. Er ging heim und träumte von seinem Stelldichein mit der Künstlerin Fiabella Corella am nächsten Abend. Er war pünktlich zur Stelle und wartete auf ihr Auftreten.

Er hatte seinen Freund Werner neben sich, was ihm natürlich nicht angenehm war. Aber Werner war Volontär wie er und hatte sich nicht abschütteln lassen. In Alberts Brust war jäh die Liebe aufgestanden, die Liebe zu der schönen, stattlichen, wundervollen Künstlerin Fiabella Corella. Er fieberte dem Augenblick entgegen, wo er mit ihr nach der Vorstellung allein sein würde.

Die ersten Nummern der Darbietungen sah er nur mit halbem Auge. Endlich kam der Augenblick, wo Fiabellas Nummer angekündigt wurde. „Fiabella Corella und Partner am Reck", sagte das Mädchen, das die einzelnen Darbietungen ankündigte (gedruckte Programme gab es damals in Siebenlaub noch nicht). Albert reckte sich. Eine Künstlerin am Reck war Fiabella? Da tat sich auch schon der Vorhang auf, und seine Dame stand in einem himmelblauen Trikot lächelnd neben einem herkulisch gebauten Manne, der gleichfalls in einem Trikot steckte. Das Künstlerpaar kletterte an einer Strickleiter unter die Bühnendecke, wo ein Reck an Seilen baumelte. Fiabella setzte sich auf die schmale Reckstange, ward eine Kußhand ins Parkett und ließ sich in die Kniekehlen fallen. Ihr herkulisch gebauter Partner exerzierte ihre Hände und — hing, von Fiabella gehalten, im freien Raum.

„Ein kräftiges Mädchen", sagte Werner anerkennend, „von der möchte ich nicht gern auf den Arm genommen werden."

Albert hatte einen Knebel im Halse. Ihm war der gleiche Gedanke durchs Hirn geblitzt.

Jetzt nahm Fiabella ein Lederstück zwischen die Zähne. Zu das herausbängende Ende biß ihr Partner hinein und ließ sich hängen. Das sah erstaunlich aus. Der Mann schwebte frei in der Luft, nur gehalten von seinen Zähnen.

. . . doch einmal nur im Jahr ist Karneval

Auftakt zum Fasching in Düsseldorf. Seine Tollität, Prinz Willi III., und Ihre Lieblichkeit, Prinzessin Venezia-Doris, werden im diesjährigen Fasching das Szepter über dem Düsseldorfer Narrenvolk schwingen. Sie wurden im Apollotheater als Düsseldorfer Karnevalsprinzenpaar 1938 festlich proklamiert. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Und Albert, der in der Tat im Kostüm eines Bajazzos neben der heißblütigen Tänzerkessin saß, errötete und gestand, daß er bei der Zeitung sei und, falls Gott es gefallen sollte, daß der Feuilleton-Schriftleiter auch morgen noch im Bett bleiben müßte, werde er wohl den Bericht über die Veranstaltung des Varietés schreiben müssen.

die an einem Stück Leder klebten, das wiederum nur von den Zähnen der mit dem Kopf nach unten baumelnden Künstlerin Fiabella gehalten wurde. Eine fabelhafte Kraftleistung. Ein atemloser Stummfilm, das Publikum, die Köpfe nach oben gereckt. Und in die beklemmende Stille hinein sagte Werner zum Polizeikommissar Albert: „Der Mann hängt der Frau buchstäblich zum Halse heraus!"

Da bekam Albert einen roten Kopf. Und in den Krater seiner Gefühle fiel das Eis der Ernüchterung. Er schrieb noch am Abend eine glänzende Würdigung über die einzigartige Kraftleistung der Künstlerin Fiabella Corella und ihres herkulischen Partners. Aber auf das Stelldichein nach der Vorstellung verzichtete er.

Er fiel in seine Schüchternheit zurück und hatte das peinliche Gefühl, daß er der Kraft einer solchen Liebe nicht gewachsen sein würde.

Konfetti

Im Karneval des Jahres 1686 war Graf Casabermigla beauftragt mit der Organisierung des Faschingszuges. Um zu sparen, kam er auf die Idee, statt der Pferde Esel zu verwenden. Da sowohl die Reiter wie auch ihre Reittiere bis zur Erde vermummt waren, glaubte der geizige Graf vor jeder Entdeckung sicher zu sein. Er hatte aber nicht mit dem bekannten Eigensinn der Grautiere gerechnet. Gleich zu Anfang gab es eine Unordnung dadurch, daß sich die Esel ihren Reitern absolut nicht fügen wollten. Trotzdem kam aber der Zug in Gang, denn aus Respekt vor den Gralen wagte keiner der Reiter etwas über die wahre Natur der vermummten Reittiere verlauten zu lassen. Diese Esel hatten anscheinend aber nicht nur Eigensinn, sondern auch Gerechtigkeitssinn und Wahrheitsliebe. Da die Menschen zu feige waren, den Schwindel aufzudecken, taten sie es selbst, indem sie laut „I — A" zu schreien begannen. Das Volk lief herbei und riß den Tieren die Decken herunter. Der allzu sparsame Graf aber soll von seinem wütenden Landesherrn auf die Galeere geschickt worden sein.

*

Den Höhepunkt der Karnevalsfeste bildeten die Jahre der großen Ludwige, die in Versailles und Paris Hof hielten. Von Ludwig dem Fünfzehnten erzählt man sich eine harmlose Anekdote, die aber doch ein bezeichnendes Licht auf die damalige Zeit, die schon ihren Verfall in sich trug, wirft. Ludwig gab der Madame Pompadour einen Maskenball, auf dem außerordentlich viel getanzt und gegessen wurde. Vor dem Tanz saßen die sorgfältig ausgesuchten Gäste vermummt an einer langen Tafel und speisten. Da fiel dem König auf, daß ein roter Domino, der besonders herzhaft zugriff, für einen Augenblick verschwand, dann wieder erschien und aufs Neue Unmengen verspeiste. Und das geschah nicht einmal, sondern — zehnmal. So viel konnte ein einziger Mensch nicht essen! Ludwig riß dem Domino die Maske vom Gesicht — darunter steckte ein Soldat seiner Leibwache! Die schlecht bezahlten Söldner hatten sich eine Maske zu besorgen gewußt, den Eintritt selbst hatten sie ja frei. Und dann hatte sich hintereinanderweg die ganze Leibwache an Ludwigs Tafel schadlos gehalten.

*

Um 1000 gab ein amerikanischer Millionär einen Ball, bei dem jeder in der Rolle eines Gespenstes erscheinen sollte. Es war ein grotesker Anblick, die Ahnfrauen, Feen und Hexen mit greulich klappernden Skeletten, Teufeln und Mumien mit grinsenden Totenschädeln tanzen zu sehen. Die größte Sensation erregten jedoch drei „Totengräber", die um Mitternacht erschienen und einen Sarg in den Saal stellten.

Die Gesellschaft umgab die drei Männer mit Gelächter und stimmte in übermütiger Ausgelassenheit einen Sterbegesang an. Plötzlich aber erscholl von den Saaltüren her der kurze Befehl: „Hände hoch!" Als man sich umblickte, sah man an allen Türen ebenfalls „Totengräber", die ihre Revolver auf die Gesellschaft richteten. Die drei zuerst Gekommenen aber begannen nun die Taschen der Gäste zu leeren und die Damen von ihrem Schmuck zu befreien. Ihren gesamten Raub packten sie in den Sarg, der beinahe voll wurde. Dann zogen sie mit freundlichen Dankworten davon, und im Trubel des New Yorker Faschings gelang es ihnen, mit ihrer ansehnlichen Gespenster-Beute zu entkommen . . .

*

Im Karneval 1869 fand im Berliner Schloß ein Maskenball statt. Der damalige Kronprinz Friedrich fand die Gesellschaft anfangs so steif und förmlich, daß er den eleganten Leutnant von Chappuis ermunterte, sich unter die Damen zu mischen und sie recht tüchtig zu animieren.

Der junge Offizier folgte dieser Aufforderung willig und fand bald eine reizend kostümierte Dame, die in ihrer Haltung so ablehnend aussah, daß es ihn reizte, sich ihr als Schwerenöter zu zeigen. Er ging auf sie zu und bat sie um ihren Arm. Aber sie rauschte an ihm vorbei.

„Oho!" rief Chappuis und war alsbald wieder an ihrer Seite, „nicht so spröde, schöne Maske! Heut ist Maskenfreiheit! Komm mit und trink ein Glas Sekt mit mir, der vertreibt dir die schlechte Laune rasch!"

Er machte Miene, sie halb mit Gewalt mit sich zu ziehen — da trat eine alte Dame auf ihn zu und flüsterte: „Unverschämter, was fällt Ihnen ein? Es ist Ihre Majestät, die Königin Augusta!"

Chappuis stand eine Sekunde lang wie vom Donner gerührt, dann drehte er sich um und „verduftete . . ."

Rheinisches Karnevalstreiben in Berlin

Im Marmorsaal des Berliner Zoo veranstaltete die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" ein rheinisches Karnevalstreiben, dem ein voller Erfolg beschieden war. Ein Blick auf das Präsidium des Elferrates, der würdig seines schweren Amtes waltete. (Pressephoto, Zander-Multiplex-K.)

Die Brücke über den Atlantik

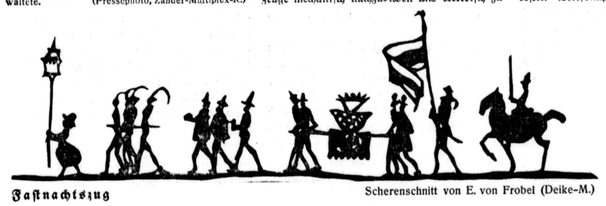
Zehn Jahre Fernsprechverkehr Deutschland-Amerika. — Eine der meistbenutzten überseeischen Telefonleitungen

In einem Zeitalter, das durch unsichtbare elektrische Wellen die eine Hälfte der Erde mit der anderen akustisch verbindet, scheint es fast lächerlich, des Jubiläums eines Telefonkabels zu gedenken, auch wenn dieses Kabel einige tausend Kilometer lang ist und eine Brücke zwischen Deutschland und Amerika bildet. Wir Zeitgenossen des Radios und Flugzeuges sind eben verwöhnt, aber es ist gut und lehrreich, zurückzudenken an die zahllosen Mühen, an die Opfer und Anstrengungen des menschlichen Geistes, die uns all unsere Errungenschaften erst ermöglicht haben.

Es gab schon längst Fernsprecher in Deutschland, als man sich über dem Lob, das man dieser „amerikanischen Erfindung" zollte, an einen Deutschen erinnerte, den man nahezu vergessen hatte: Philipp Reis. Dieser kleine, bescheidene Schullehrer aus Gelnhausen war tatsächlich der erste, der auf den Gedanken kam, die menschlichen Gehör- und Sprechwerkzeuge mechanisch nachzubilden und elektrisch zu betreiben. 1861 legte er seine Erfindung, mit der er zuerst seine Schüler in Friedrichsdorf bei Frankfurt am Main bekannt gemacht hatte, dem Physikerverein in Frankfurt vor — bereits unter dem von ihm geprägten Namen „Telefon"; aber erntete nichts als Achselzucken und Lächeln. Nur vierzig Jahre alt, starb er 1874 verbittert und arm, nachdem seine Gesundheit von den Kämpfen um seine Erfindung erschüttert war.

Am 28. Oktober 1877 liegt die amerikanische Zeitschrift „Scientific American" vom 6. Oktober auf dem Tisch des deutschen Generalpostmeisters Stephan. Die Titelseite zeigt das Telefon des Amerikaners Graham Bell in Bild und Wort. Sofort läßt Stephan Modellapparate kommen, und bereits am 5. November liegt die erste Telefonleitung Europas: zwischen dem Generalpostamt und dem Generaltelegraphenamt in Berlin, natürlich nur zum Dienstgebrauch. Acht Tage später werden die ersten Telefonapparate in den Postämtern Friedrichsberg und Rummelsburg eingerichtet, vorerst allerdings nur zum Weitergeben von Telegrammen. Stephan denkt aber nicht daran, sich mit der internen postalischen Einführung des Fernsprechers zufriedenzugeben. Er unternimmt einen Werbefeldzug für den Fernsprecher, aber wider Erwarten hat überhaupt niemand für die neue Erfindung Interesse. Es scheint, als hätte es niemand so eilig. Mit nicht mehr als acht Telefonen begann das Berliner Fernsprechnetz, das endlich am 12. Jan. 1881 in Betrieb genommen wurde. Der Berliner, der seit zwei, drei Jahrzehnten bekanntlich ohne Telefon überhaupt nicht mehr auskommt, zeigte sich damals ausgesprochen fernsprecherfeindlich . . .

Als dann aber endlich das Eis gebrochen war, entwickelte sich das Fernsprechwesen in ungeheuerem Tempo. Erst kamen die Verbindungen zwischen den einzelnen deutschen Städten, dann spannten sich die Drähte hinüber zum Ausland durch ganz Europa. Und endlich am 10. Februar 1928, wurden die ersten telefonischen Worte zwischen Deutschland und Amerika, zwischen Berlin und New York gewechselt. Tausende Kilometer unterseeischen Kabels überwanden die gewaltige Entfernung im Bruchteil einer Sekunde.



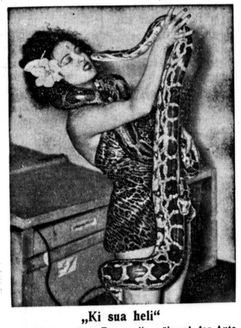
Faschingszug — Scherenschnitt von E. von Frobel (Deike-M.)

Die Internationale Automobilausstellung 1938 wurde durch den Führer eröffnet

Der Führer spricht (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

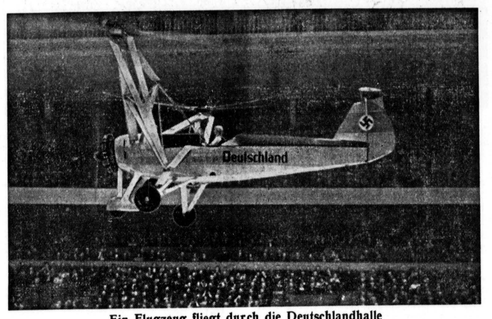
Der neue österreichische Innenminister Dr. Seyß-Inquart beim Führer

(Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)



„Ki sua heli"

In der gleichnamigen Revue, die während der Autoausstellung in der Deutschlandhalle zu Berlin zur Aufführung gelangt, tritt auch wieder der bekannte weibliche Fakir Koringa auf. (Presse-Hoffm., Z.-M.-K.)



Ein Flugzeug fliegt durch die Deutschlandhalle

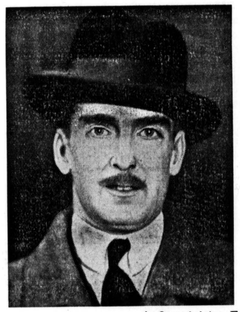
Das Hauptereignis der großen Revue „Ki sua heli" in der Deutschlandhalle zu Berlin ist der Flug, den Flugkapitän Hanna Reitsch mit einem Focker Hubschrauber durch die Halle unternimmt. Sie startet senkrecht, umkreist einige Male die Arena und bietet eine fliegerische Glanzleistung, die mit mächtigem Beifall quittiert wird. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

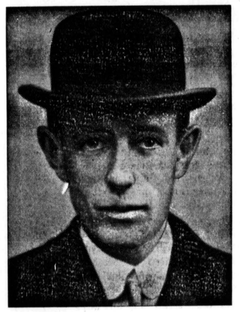
Oesterreich hörte die Führerrede

Ein Bild aus einem Wiener Lokal, in dem, wie in vielen anderen, die Rede übertragen wurde. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Was sagt Moskau dazu?

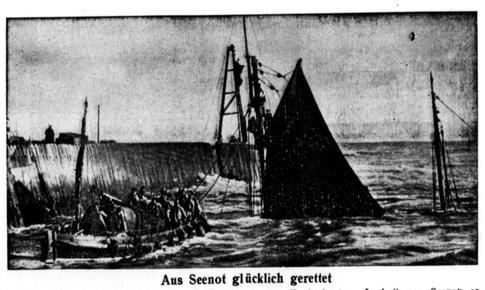
Die römische Zeitung „Il Messagero" brachte die hier wiedergegebene Ausweiskarte Budenkos. In der Unterschrift heißt es: „Die Moskauer Regierung verneint, daß Budenko Budenko sei. Aber hier ist ein für alle wertvolles Dokument: Die vom rumänischen Außenministerium dem Sowjetdiplomaten ausgestellte Ausweiskarte. Moskau ist eingeladen, sie zu begutachten und die Schachpartie aufzugeben."





Außenminister Eden zurückgetreten

Der englische Minister Anthony Eden ist von seinem Posten zurückgetreten. Nach dem Rücktritt Edens wurde Lord Halifax mit der Leitung des Foreign Office vom Ministerpräsidenten beauftragt. Links: **Außenminister Eden** (Zander, Archiv, M.-K.) Rechts: **Lord Halifax** (Weltbild, Zander-Mult.-K.)



Aus Seenot glücklich gerettet

Unter dramatischen Umständen wurde die Besatzung des Fischerbootes „Lucky" aus Seenot errettet. Während des Fischfanges schlug das Boot voll. Zwei Mann der Besatzung konnten sich in das eigene Rettungsboot begeben, während ein dritter das nicht allzu ferne Land schwimmend erreichen und das Rettungsboot alarmieren konnte. Die beiden letzten Besatzungsmitglieder kletterten auf den Mast und hielten sich dort bis zum Eintreffen des Rettungsbootes, von dem aus sie ins Schlepptau genommen wurden, auf. Unser Bild zeigt das Einschleppen des havarierten Fischerbootes mit den beiden Männern im Mast im Hafen von Lowestoft. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-Mult.-K.)

Gebirgsartillerie an der Watzmann-Scharte

Ganz Deutschland ist erneut in ein Schneekleid gehüllt. Das merkte auch eine Formation der Gebirgsartillerie, die bei heftigem Schneetreiben an der Watzmann-Scharte Schießübungen durchführte. Im tiefen Schnee wurde das Geschütz in Feuerstellung gebracht. (Presse-Bild-Zentr., Zander-Mult.-K.)

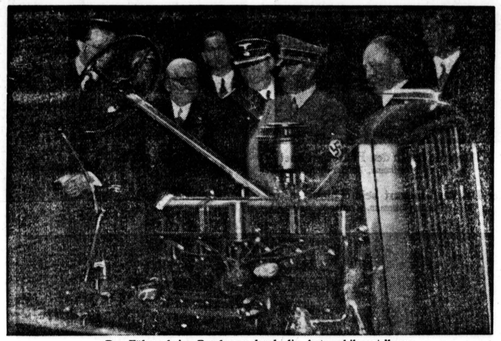
Zeugnis deutschen Schaffens und Aufbaues

Die Internationale Automobil- und Motorrad-Ausstellung in Berlin 1938

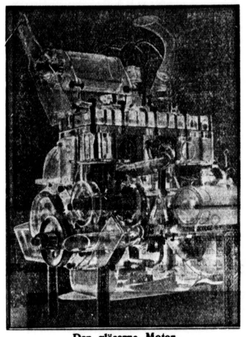
Die Veranlassung zur diesjährigen Internationalen Automobil- und Motorrad-Ausstellung in Berlin ist dieses Mal eine ganz besondere, denn Deutschlands planvolle Motorisierung hat seit der letzten Ausstellung drei stark beachtete neue Erfolge aufzuweisen.

Einmal ist es die Erreichung der Millionengrenze im Bestande der deutschen Personenkraftwagen, weiter konnte der 2000. Kilometer der Straßen Adolf Hitlers in Betrieb genommen werden und drittens forderte der ständig wachsende Verkehr eine neue einheitliche Reichsstraßen-Verkehrsordnung, die künftig das Maß an Sicherheit garantieren wird, das für die Weiterentwicklung des Kraftverkehrs notwendig ist. Darüber hinaus wird diese Ausstellung 1938 der Ausdruck des neuen Geschehens der Gegenwart überhaupt sein.

Die Internationale Automobilausstellung wird jedoch in jeder Beziehung eine Rekordausstellung werden. Seit 1931 stieg die



Der Führer bei m Rundgang durch die Automobilausstellung
Zum 6. Male im nationalsozialistischen Deutschland eröffnete der Führer und Reichskanzler die Internationale Automobilausstellung in Berlin. — Geheimrat Wilhelm von Opel erklärt dem Führer ein neues Opel-Modell. (Presse-Hoffmann, Zander-M.)

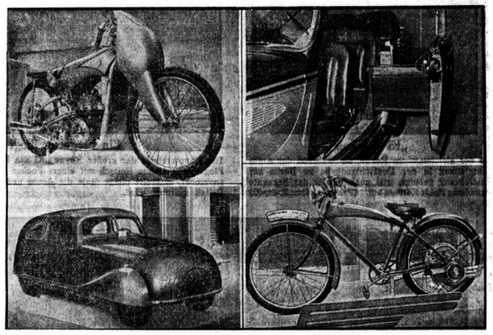


Der gläserne Motor
Eine Schraubenfabrik zeigt eine getreue Nachbildung eines Personenwagenmotors aus durchsichtigem Werkstoff, um die Bedeutung von Qualitätsschrauben für den Automobilverkehr zu zeigen.

stellung ist in Anbetracht des zu erwartenden Andrangs der Veranstalter gezwungen worden, die riesige neue Masurenhalle, eins der neuen Wahrzeichen der Reichshauptstadt, der Ausstellungsfläche ebenfalls einzugliedern.

Ein besonderes Interesse bringt das Ausland der Ausstellung entgegen. Das erklärt uns vor allem die Tatsache, daß der deutsche Kraftfahrzeugexport im Jahre 1937 ebenso groß war wie die Gesamtproduktion des Jahres 1932 überhaupt. Die Reichshauptstadt ist also während der Ausstellungsdauer der Mittelpunkt der gesamten Kraftfahrzeugindustrie der Welt.

50 000 Quadratmeter stehen der Schau auf dem bekannten Berliner Messegelände am Kaiserdamm zur Verfügung. Wie immer ist die Ehrenhalle in Halle I ein gewisser Zentralpunkt der Ausstellung. In diesem Jahre sind jedoch noch zwei weitere Ehrenhallen hinzugetreten, denn es gab noch eine Anzahl von Dingen, die einer besonderen



Ein Querschnitt durch die Ausstellung
Links oben: Modell eines Motorrades mit einem Windschutz an der Lenkstange. Rechts oben: Eine praktische Neuerung der BMW.-Werke. — Eine seitlich herausschiebbare Wagentür macht das Ein- und Aussteigen bequem. Links unten: Der Leichtmetallwagen. Rechts: Das neue Kleinkraftrad, 60 ccm, 2-Takt-Motor, Leistung 1,2 PS, Benzinverbrauch 2 Liter auf 100 km, Geschwindigkeit 35 km. (Atlantic 2, Pr.-Hoffm., Presseph., Zand.)

Kurve der Ausstellungsfläche ebenso wie der Besucherzahl stark und erreichte einer derartige Höhe, daß eine weitere Steigerung kaum noch möglich erschien. 1931 weilten in zwei Hallen 95 000 Besucher, 1935 wurden neun Hallen von fast 600 000 Gästen besucht. Im Jahre 1936 waren es bei der gleichen Hallenanzahl 640 000 Personen geworden, die ihr Interesse am Kraftfahrzeug auf diese Weise bekundeten. Dreiviertel Mill. sah das Jahr 1937, und mit der kommenden Aus-

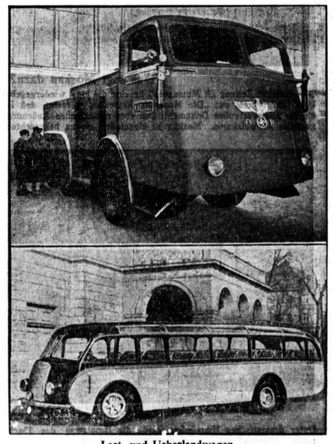
Ein gepanzerter Polizeistreifenwagen von Krupp

Die gewaltige Ballonbereifung eines 9-Tonnen-Lastwagens der Firma Henschel (Scherl Bilderdienst 2, Pressephoto, Presse-Hoffmann, Pressebildzentrale.)

Auszeichnung für wert erachtet wurden. In der Ehrenhalle der Halle I wird ein vom Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen zur Verfügung gestelltes Riesenrelief den augenblicklichen Stand der vollendeten und geplanten Autobahnen zeigen. Weltrekordwagen, Rennwagen und Krafträder, die im hohen Mittelbau der Masurenhalle stehen, werden, mehr als es Worte können, dem Besucher von der Weltgeltung der deutschen Kraftfahrindustrie erzählen. Eins der interessantesten Ausstellungsobjekte steht im Westflügel der Masurenhalle: ein Modell der Fabrik, die den deutschen Volkswagen herstellen wird.

Es wird in dieser Ausstellung nichts geben, an dem der Besucher uninteressiert vorbeigeht. Der deutsche Aussteller hat den Autobahnwagen in den Vordergrund gestellt, d. h. jenen Wagen, der auch bei höchster und längster Beanspruchung unbedingt zuverlässig ist. Weiter erscheinen die verschiedenen Personenwagen aller Klassen, die vielfältigen Typen der Motorräder, leichte und schwere Lastkraftwagen und die dazugehörigen Werkstätten- und Garageneinrichtungen mit der Zubehör- und Ersatzteilindustrie.

Die gerade in der Kraftfahrzeugindustrie eine so besondere Stellung einnehmende Werkstoffherstellung nimmt ebenfalls einen breiten Raum ein. Gegenüber-



Last- und Ueberlandwagen
Oben: Ein großer Lastwagen der Reichsbahn für schwere Straßentransporte. Der Wagen hat Sechsrad-Antrieb und verfügt über einen 180-PS-Diesel-Motor. — Unten: Ein Stromlinienautobus.

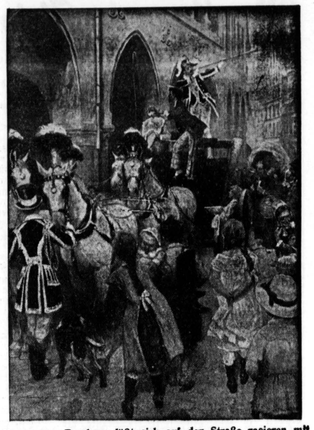
stellungen beweisen die gleiche und noch bessere Qualität im Gegensatz zu dem früher verwandten Material. Die Motorisierung der Wehrmacht nimmt ebenfalls einen entsprechenden Raum ein.

Die organisatorische Vorbereitung der Ausstellung garantiert einen glatten und reibungslosen Betrieb und ist bis ins kleinste durchdacht. Verkehrserleichterungen und Fahrpreisermäßigungen rufen jeden Volksgenossen, den das Kraftfahrzeug interessiert, den Besuch der Schau. Der Fachmann trifft technische Auskunftsstellen an. Ebenso sind bestimmte Käufertage, die sich stets bewährt haben, wieder angesetzt worden.

Am 18. Februar hat die Ausstellung ihre Pforten geöffnet. Tausende von Volksgenossen strömten hinein, und es ist zu erwarten, daß die Besucherzahl wieder eine Rekordleistung wird. Jeder Deutsche und jeder Ausländer, der an den zahlreichen Ständen vorbeischreitet, wird in allem, was sich seinem Auge darbietet, einen neuen Ausdruck sehen für deutsches Schaffen und deutschen Aufbau.

„Nao duller äs Bomberg"

Die Westfalenhauptstadt Münster feiert seit fast 500 Jahren den Karneval; er ist der zweitälteste in Deutschland. Diesmal wird die vollsaftige Gestalt des westfälischen Humors herausgestellt, und die Losung von Prinz Karneval in Münster heißt: „Noch toller als Bomberg"! Wer ist eigentlich dieser tolle Bomberg gewesen? Nachstehend sei einiges von ihm erzählt.



Baron von Romberg läßt sich auf der Straße rasieren mit dem Bemerken „Der Adel steigt nicht ins Volk hinab"
Nach einem Gemälde von Prof. Grotemeyer (Photo: Lahn)

Die aus Alltäglichkeit, Steifheit und Aufgeblasenheit herausragende Heldenmaskerade des westfälischen Humors, der „tolle Bomberg", ist für alle Zeiten unsterblich. Mit seinen oft wie Narrenstreiche anmutenden Possen hat der „tolle Baron von Münster" die Front der noblen Standesgenossen oft und oft ins Wanken gebracht, und mit Gisbert Freiherr von Romberg steht jener Eulenspiegel und Münchhausen vor uns, der so erfrischend in seiner steifen Umwelt wirkte, der ein Philosoph war und ein Menschenkenner und der davon in der unbekümmertsten und anscheinend eigenwilligsten Weise Gebrauch gemacht hat.

In den Straßen der alten Westfalenhauptstadt hat das Volk der Narren seine Herrschaft angetreten

Der Westfale ist durchaus nicht so „schwer", wie man mitunter sagt. In diesem kernigen Bauernland blüht durchaus der Witz, der zwar bedächtsam gespendet, doch vollkommen durchschlagend ist. Ungekrönter König bleibt auf diesem Feld für alle Zeiten Baron von Romberg, aus dem in Büchern und Anekdoten ein Bomberg geworden ist.

Daß der tolle Baron gerade seinen Standesgenossen schlimmste Verlegenheiten bereitete, darf nicht verwundern. Am ärgsten war es, als Kaiser Wilhelm I. die wunderschöne Westfalenhauptstadt Münster einmal besuchte. An diesen Besuch erinnern sich die Münsteraner besonders durch zwei Geschichtchen. Zum ersten soll der alte Kaiser das trefflich mundende westfälische Bauernbrot, das man Stuten nennt, gegessen und in Berlin solcher Art Brot verlangt haben; da Majestät den Namen nicht mehr wußte, hieß es: „. . . es hatte einen Pferdenamen!" Und das erzählen die Münsteraner mit besonderer Begeisterung!

Das andere Geschichtchen: Der tolle Baron hatte sich auf seine Weise zum großen Empfang eingefunden, zu dem man ihn als Standesherrn ja einladen mußte. Er fuhr in einer feierlichen altmodischen Equipage durch die Straßen von Münster, hatte einen hohen Zylinder aufgesetzt und grüßte huldvoll nach allen Seiten, so daß die Leute „der Kaiser — hoch!" riefen.

Der Kaiser erfuhr davon und war verstimmt. Von dem „tollen Baron" hatte er schon erzählen hören. Dies überstieg schlimme Erwartungen — wenn nicht alles Uebertreibung war. Derartigen Käuzen wurden ja mehr Streiche angedichtet, als sie ausführen konnten. Allein Bomberg plauderte mit seiner kräftigen Stimme beständig in Gesprächsphasen, erzählte todernst die unglaublichsten Dinge beim Tanz, daß dies bald an das Ohr des Kaisers drang. Die münsterische Gesellschaft entsetzte sich. Doch der Kaiser war nicht so zimperlich wie die „gute Gesellschaft".

Um es kurz zu machen. Der Kaiser und

Prinz Ludger I. grüßt seine Narrengarde

Da ist jenes bekannteste Begebnis: Der tolle Bomberg ließ sich mitten auf der Straße, hoch auf dem Kutschbock, von einem biederen münsterschen Barbier rasieren. „Der Adel steigt nicht ins Volk herab", bemerkte der tolle Bomberg mit verstelltem Hochmut. Allein jeder verstand die Anspielung. Ein Teil von Bombergs Standesgenossen hatte kurz vorher abgelehnt, mit dem Bürgertum gemeinsam ein wohltätiges Werk zu tun und erklärt: Der Adel steigt nicht ins Volk herab . . .

Eine Wette bestimmte Romberg einmal, jenes andere bekannte tolle Husarenstückchen auszuführen: Er ritt schneidig die enge, gewundene Treppe in der als Kasino dienenden, heute noch bestehenden Konditorei hinauf und sprang hoch zu Roß über die gedeckte Tafel.

An der Stätte dieses Vorgebnisses, in der heutigen Konditorei M., sind in verschiedenen großen Gemälden außer diesem Sprung über die Tafel noch einige andere bemerkliche Streiche des tollen Bomberg für alle Zeiten von Professor Grotemeier, Berlin, festgehalten, so u. a. auch die denkwürdige Fahrt mit seiner Braut, bei welcher er in jedem Dorf Getier in die Kutsche bringen ließ, das Herumkutschieren in Münster, um die Leute zu erschrecken und ausgleich durch allerlei Päckchen mit Süßigkeiten u. dergl. zu versöhnen usw.

In der Gaststätte M. ging es häufig hoch her. Ein angeblich wertvoller Ofen wurde vom „tollen Bomberg" und seinen Freunden abgerissen und in einzelnen Stücken auf die Straße geworfen, sodann ein anderes Mal die angeblich kostbare Uhr durch Wurfgeschosse, die ausgefüllten Sektflaschen bestanden, unschädlich gemacht . . . und überhaupt mit Gläsern, Geschirr und der Einrichtung in einer übermütigen Weise verfahren, die wir uns nur aus dem Geist der damaligen übersatten Zeit erklären können.

Einen Hauptspaß leistete sich der tolle Bomberg, als er es einmal so schlimm getrieben, daß er von der guten Gesellschaft zum Großen Ball nicht mit eingeladen wurde. Was tat der tolle Baron? Er kaufte kurzerhand das Hotel, in dem der Ball stattfinden sollte; und als die Kutschen mit den vornehmen Gästen vor dem Hotel vorfuhren, standen mit höflichen, ernsten Gesichtern Diener in der Romberg'schen Uniform vor dem Portal und erklärten, daß wohl ein Irrtum vorliegen müsse; denn das Hotel sei seit zwei Tagen Romberg'sches Palais!

Derlei Taten, mit denen Romberg-Bomberg die Front von Aufgeblasenheit und Standesdünkel mit Lachsalven aufrollte, stehen indessen auch Streiche gegenüber, die alles andere als geistvoll anmuten. Wir wollen davon hier nicht sprechen. Romberg-Bomberg gab mit vollen Händen aus. Zechen von 3000 Talern waren keine Seltenheit. Er hatte es dazu. Die Wirte in Münster schätzten ihn, nicht weniger die Armen, denen er oft gab. Er zog auch für jedesmal 100 Mark Strafe die Notbremse in einem Schnellzug, der in der Nähe seines wasserburgartigen Schlosses Budern halten mußte. Die Bauern aus der Gegend hatten dies bald spitz bekommen und benutzten pfiffig jedesmal diesen Zug, so daß der tolle Romberg, als er es bemerkte, nun erst recht die Notbremse zog.

Karl Lütge.

Bomberg standen bald eine Weile beisammen, und Bomberg, der Tausendsassa, brachte den Kaiser so herzlich zum Lachen, daß alle Leute im Saal befreit und befriedigt aufatmen konnten. Majestät drückte dem tollen Bomberg sogar herzhaft die Hand.

Was Bomberg gesagt hatte, hörte man erst später: „Majestät", so etwa sagte der Baron, „in dem Moment, wo Majestät mir altem Wipsterz die Hand geben, machen alle Adligen Westfalens vor Schreck die Buxen voll!"

Der münsterländische Adlige besaß in der schönen Stadt Münster den Rombergerhof (d. h. Stadtpalast, der zum heutigen Stadttheater umgebaut wurde) und wohnte dort, sofern er sich in Münster aufhielt. In jüngeren Jahren gehörte er dem in Münster damals in Garnison liegenden Kürassierregiment an. Einige seiner Streiche lassen sich nur aus dem Geist der satten Zeit der Jahrhundertwende begreifen. Doch uns will heute am „tollen Bomberg" gefallen, daß er in seinen Handlungen eine ganze Anzahl überraschend schöner sozialer Züge gezeigt hat.

Ein Tänzchen mit dem Prinzen — schönstes Faschingsglück. Photos: Pohlschmidt (2), Lindemann (1)

Wandlung des Kriminalfilms

Von der Schauergeschichte zur gemischten Handlung

Wissen Sie noch, wie der Kriminalfilm von anno dazumal aussah? Aus der Requisitenkammer des Nervenkitzels wurden die unwahrscheinlichsten Instrumente hervorgeholt, um dem Publikum das Gruseln beizubringen. Ich erinnere nur an den armen gepfiffenen Wind, der die Aufgabe hatte, um alte Ruinen herumzuheulen, an die markerschütternden Schreie der Turmuhr, an den Schatten, der zwischen Grabsteinen sein Unwesen trieb, an die wehenden Gardinen und den grimmigen Hund, der mit gesenkter Nase einer Spur nachging. Wie sicherlich unheimlich waren manche dieser vermummten Gestalten, die den Lauf eines Revolvers blitzen ließen und mit düsterer Pupille durch einen Türspalt äugten! Wir kennen die Türen, die ohne einen triftigen Grund lautlos geöffnet und wieder geschlossen wurden, die dunklen Gänge und Korridore, die Mauernischen und verborgenen Winkel, die Kalfaktoren und „romantischen" Keller, den Kofferdeckel, der vorsichtig gelüftet wurde, die halsbrecherischen Klettertouren, die hochalpines Format hatten, und die blinden Schüsse in der kohlrabenschwarzen Dunkelheit.

Der Kriminalfilm hat sich im Laufe der Entwicklung geändert. Man hat ihn unter die Lupe genommen und entdeckt, daß es sehr wohl möglich ist, von ihm nicht mehr gefesselt zu werden. Man begann ihn daher anders zu drehen, nicht mehr schwarz in schwarz, sondern mit bunten Tupfen. Man schrieb witzige Szenen in das Manuskript, entfernte die Kraßheiten, radierte die Hula-Romantik aus und schuf so eine neue Filmmischung, indem man den alten Motiven neue hinzufügte. Das Schauerliche wurde ironisiert, die Spannung blieb erhalten.

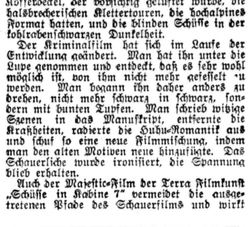
Auch der Majestic-Film der Terra Filmkunst „Schüsse in Kabine 7" vermeidet die ausgetretenen Pfade des Schauerfilms und wirkt durch die geschickte Dosierung gegensätzlicher Elemente. Der Film hat vor allem eines: sehr viel Humor in der Charakteristik der Rollen. Da ist eine hübsche Journalistin, die sich nach Sensationen sehnt, eine kesse Hochstaplerin, die den reiferen Männern die Köpfe verdreht, ein eifersüchtiger Liebhaber, der auf den Rivalen eine ohnmächtige Wut hat, und der große Unbekannte, der das spannende Geschehen anfurbelt: ein flotter, liebenswürdiger und smwarbischer Herr, der vorzüglich boxen kann und der Journalistin elegant und überlegen den Hof macht.

Die Spannung wird nicht durch äußere Requisiten, sondern durch natürliche Mittel erzielt. Obwohl man keine Gerüste aufmarschieren läßt, die sich im flackernden Kerzenlicht besonders gespenstisch ausnehmen, wird die Neugierde wachgehalten. Die Gerüchte um den Diamantentransport verdichten sich zu den wildesten Vermutungen und halten das ganze Schiff in Atem, bis der Schluß die verblüffende Lösung bringt.

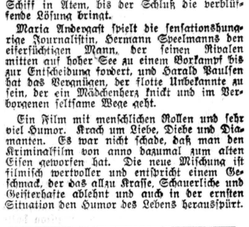
Maria Andergast spielt die sensationshungrige Journalistin, Hermann Speelmanns den eifersüchtigen Mann, der seinen Rivalen mitten auf hoher See zu einem Boxkampf bis zur Entscheidung fordert, und Harald Paulsen hat das Vergnügen, den flotten Unbekannte zu sein, der ein Mädchenherz knickt und im Verborgenen seltsame Wege geht.

Ein Film mit menschlichen Rollen und sehr viel Humor. Krach um Liebe, Diebe und Diamanten. Es war nicht schade, daß man den Kriminalfilm von anno dazumal zum alten Eisen geworfen hat. Die neue Mischung ist filmisch wertvoller und entdeckt einen Geschmack, der das allzu Krasse, Schauerliche und Geisterhafte ablehnt und auch in der ernsten Situation den Humor des Lebens herausspürt.

Ein Mädel zum Gernhaben, das ist Magda Schneider in dem Film „Musik für Dich"
Foto: Patria / Terra Filmkunst



Wenn das nur gut geht
Hermann Speelmans sieht „bedrohlich" drein ...
Foto: Majestic / Terra



Maria Andergast als Vertreterin der wissbegierigen Presse
Foto: Majestic / Terra

Lavamasse auf Bestellung

Ein Blick in das „Sorgenbuch" eines Film-Aufnahmeleiters

Wenn Marika Rökk in einem Film ein Duett mit einem richtigen lebenden Bären hat oder wenn bei Außenaufnahmen Schnee gebraucht wird und diese Himmelsgabe gerade nicht vorhanden ist, dann hat der Aufnahmeleiter dafür zu sorgen, daß sowohl der Schnee als auch der Bär zur rechten Zeit auf dem Motivgelände aufnahmebereit ihrer Verwendung harren. Nicht mit Unrecht wird man infolgedessen der Ansicht sein, daß der Herr Aufnahmeleiter ein wahrer Tausendsassa sein muß, und, unter uns gesagt, er ist es auch. Da haben wir einen solchen Gewaltigen des Films mal ein bißchen auf den Zahn gefühlt; er ließ uns einen kurzen Blick in ein kleines Büchlein tun, in dem es von Kuriositäten nur so wimmelte. Da fand man z. B. die Preisen und Aufnummern von Firmen, die Blitzwurfgranaten, Lavamasse, Orden aller Staaten, künstliche Blumen, Schneesalz zur Herstellung von künstlichem Schnee, Tanzsäulen aus Glas und sogar Geräusche zu vorteilhaften Preisen käuflich oder auch zur leihweise anbieten. Ja, sogar ein Kunstpfeifer war darunter, der außerdem noch von sich behauptete, sämtliche Tierstimmen naturgetreu imitieren zu können.

Als wir kopfschüttelnd fragten, ob es denn nicht viel praktischer sei, wenn man die Tiere ihre Geräusche selbst machen ließe, wurde uns bedeutet, daß dies aus zweierlei Gründen nicht möglich sei: Erstens einmal fällt es einem Huhn keineswegs ein, in dem Augenblick zu gackern, der dem Regisseur am geeignetsten erscheint. Und man hat keine Zeit, solange zu warten, bis es den Tieren einfällt, sich wie vernünftige Tiere zu benehmen. Andererseits ist sehr zu ungunsten der betreffenden Tiere festgestellt worden, daß Tierstimmenimitatoren viel besser und mikrofongerechter gackern, bellen oder wiehern können.

Ein lebendes Krokodil, zahme Ratten, dressierte Hunde, künstliche Blumen, Drehorgeln und Krankenhauseinrichtungen im Handumdrehen zu besorgen, gehört ebenfalls zu den Selbstverständlichkeiten, die man von jedem Aufnahmeleiter verlangt. Schwieriger ist es schon, in einem Zeitraum von 2 Stunden einen Mann aufzutreiben, der mit der Faust eine dicke Scheibe durchschlagen kann, ohne sich dabei zu verletzen, und sich, falls die erste Aufnahme aus irgendwelchem Grunde nicht gaoglückt ist, gegen einen kleinen Preisaufschlag bereit erklärt, dasselbe Manöver noch mehrere Male zu wiederholen. Für derartige Bravourstücke gibt es Spezialisten, die auch gegen teuren Tarif bereit sind, aus dem Fenster eines brennenden Hauses oder vom Dach eines fahrenden Eisenbahnzuges zu springen.

Das ist immerhin eine ganz hübsche Liste von Kuriositäten, wie sie vom Film fast täglich gebraucht werden. Sie ließe sich noch bis ins Unendliche fortsetzen, wenn uns der Aufnahmeleiter nicht plötzlich sein „Sorgenbuch" vor der Nase zugeklappt hätte mit dem Bemerken, daß dieses kleine winzige Büchlein voller Aufzeichnungen sein Kapital sei, ohne das er einfach nicht arbeiten könne, und daß es früher zur Zeit der großen Sensationsfilme einmal üblich gewesen sei, die Aufnahmeleiter (damals nannte man sie noch Hilfsregisseure) überhaupt nur nach der Reichhaltigkeit ihres „Sorgenbuches" zu engagieren.

Film-Musik - Musik-Film

Der stumme Film brauchte die Musik, sie war für ihn so wichtig wie das Salz zur Suppe.

Zuerst machte man sich's einfach. Zu Ballettszenen wurde das Menuett von Boccherini gespielt, zu einem sentimentalen Liebesgeflüster ohne Worte ein Stück aus der Mondscheinsonate, zu Begräbnissen der Trauermarsch von Chopin . . . Später wurde das Repertoire reicher, und schließlich wurde sogar eine eigene Musik zu stummen Filmen geschrieben.

Der Tonfilm wies der Film-Musik ein großes Betätigungsfeld zu. Ob es sich um illustrative Musik handelte, ob um Schlager — immer lauter wurde die Forderung nach einer logisch und organisch mit dem Film verwachsenen Musik. Und nicht selten mußte die Musik der große Retter sein, der Helfer in der Not. Schwache Szenen wurden mit Musik untermalt, gesteigert, zum Leben erweckt, und besonders der Filmschlager schien nicht mehr anders als mit einem brausenden Fortissimo denkbar.

Von der Film-Musik zum Musik-Film war nur ein Schritt. Am Anfang genügte es, Schlager auf Schlager folgen zu lassen. Glücklicherweise entschieidet aber das Publikum, ob ein Schlager wirklich ein Schlager wird, und so kam es, daß die als Schlager angekündigten Lieder oft recht bald in Vergessenheit gerieten. Der Musikfilm mußte sich erst als eine neue Kunstform herausbilden. Filme mit operettenhaftem Einschlag, Filme, die der Operette nahestehen, waren das Ergebnis, und schließlich kam das musikalische Filmlustspiel als etwas völlig Neues hinzu.

Das musikalische Filmlustspiel geht von der Absicht aus, alles dem Taktstock der Musik unterzuordnen, den Liederreichtum auch auf die Geschehnisse zu übertragen und so eine große Harmonie zu finden. Die Wirklichkeit wird durch die Musik verzaubert. Die Ereignisse, die den „Inhalt" des Films bilden, können überhaupt nicht nach ihrer Existenzmöglichkeit im Bereich des realen Lebens untersucht werden, sie sind ohne Musik genau so undenkbar wie das Libretto einer Oper und einer Operette.

Robert Stolz, der die Musik zu 47 Tonfilmen geschrieben hatte, ehe er seine Idee für den Patria-Film der Terra Filmkunst „Musik für Dich" verwirklichte, setzte sich hier das Ziel, diese neue Form des musikalischen Filmlustspiels in ganz klarer und entschiedener Form herauszubilden. Der Spielleiter Eino Kam fühlt dabei entgegen, und Darsteller wie Magda Schneider, Hans Söhnker und Paul Kemp gingen bereitwillig auf den neuen Filmstil ein.

„Musik für Dich" ist verzauberte Wirklichkeit, ist ganz Spiel und Heiterkeit, ist ein heiteres Gleichen über den Alltag.

Einer, den man nicht so schnell durchschaut . . .
Typisch: Harald Paulsen
Foto: Majestic / Terra

Hat Fita etwas vor?
Foto: Majestic / Terra

Diamanten IN LÜDERITZBUCHT

Roman von Alex Rudolph

8. Folge

Freytag blickte eine halbe Minute nachdenklich zu Boden und hebt dann plötzlich den Kopf. „Sie haben Ihren Reichtum billig erworben, Staupe".

„Jetzt kommen wir zur Sache", lächelt der Ingenieur zurück. „Das ist doch der Kernpunkt Ihres werten Besuches. Sie wollen eine Lanze einlegen für Ihren Freund Mokat."

„Und wenn es so wäre? Armselige dreißigtausend Mark haben Sie Mokat gegeben für die Felder, die heute schon Hunderttausende wert sind."

„Halt", unterbricht Staupe ihn ernst. „Das ist ein Irrtum, Freytag. Ich habe dreißigtausend gegeben zu einer Zeit, da die Felder in Wahrheit nicht ein Zwanzigstel dieser Summe wert waren. Niemand konnte wissen, was nachher geschah."

„Behaupten Sie immer noch, Staupe, daß Sie an jenem Abend in Gutzkes Bar noch keine Ahnung hatten von dem kommenden Diamantensegen?"

„Ich behaupte es nicht nur, sondern wiederhole es nachdrücklichst." Staupe runzelt die Stirn und sieht sein Gegenüber ernst an. „Ich habe Ihnen damals schon mein Wort gegeben und muß bitten, daß das respektiert wird."

„Ich habe Mokat nicht angeredet, sondern ihm nur den Vorschlag gemacht, die Felder zu verkaufen", fährt Staupe fort, als Freytag schweigt. „Es bestand kein Zwang für ihn, denn er hatte Geld genug und brauchte nicht zu verkaufen. Nun wohl, er hat es doch getan. Es war ein einwandfreies Geschäft."

„Geschäftlich stehen Sie ohne Tadel da, Staupe," nickte Freytag. „Aber haben sie nie eine moralische Verpflichtung Mokat gegenüber gefühlt? Bei dem ungeheuren Gewinn . . ."

Karl Staupe macht eine ruhig abwehrende Handbewegung. „Ich zweifle daran, daß Mokat mir einen Teil meiner Dreißigtausend zurückgezahlt hätte, wenn meine Spekulation sich als Fehlschlag erwiesen hätte und die Felder wertlos geblieben wären."

„Doch", sagt Freytag warm. „Ich weiß, daß er Gewissensbisse hatte und daran dachte, Ihnen einen Teil der seiner Meinung nach viel zu hohen Kaufsumme zurückzugeben. Ich hab' ihn selber davon abgehalten."

Ein flüchtiges Lächeln huscht über Staupes harte Züge. „Aber jetzt verlangen Sie von mir, daß ich Mokat beteiligen soll."

„Zu verlangen habe ich nichts, Staupe. Ich meine nur, ganz unter uns . . ."

„Wozu lange Worte, lieber Freytag. Was Sie meinen, ist ebenso ungeschäftsmäßig wie das, was Ihrer Erzählung nach Franz Mokat tun wollte. Uebrigens hätte ich eine Rückzahlung natürlich gar nicht angenommen. Kauf ist Kauf, und ich fühle durchaus kein schlechtes Gewissen Ihrem Freund gegenüber. Aber ich bin kein Unmensch. Hören Sie zu, Freytag: Dreißigtausend hab' ich Mokat gegeben. In Anbetracht des glücklichen Gewinnes, den ich gemacht habe, bin ich bereit, ihm aus freien Stücken noch einmal die gleiche Summe zu überweisen."

„Anständig, Staupe. Aber Sie können es wahrhaft ja auch."

„Gewiß." Staupe hat bereits sein Scheckbuch hervorgeholt und schreibt die Anweisung aus. „Nur verstehen Sie mich richtig, Freytag. Es soll weder ein Almosen an Mokat sein noch will ich dadurch mein Gewissen loskaufen. Ich tue es nur, weil es mir selber recht und billig erscheint. Ich habe mit dem Kauf ungeahntes Glück gehabt und will Mokat gern davon profitieren lassen. Das ist alles. Uebrigens hätte ich das sowieso getan, wenn er sich an mich gewandt hätte."

„Mokat? Der würde sich lieber die Zunge abbeißen?"

„Weil er als rechtlicher Mensch sich klar darüber ist, daß ich keine Verpflichtung gegen ihn habe", nickte Staupe. „Hand aufs Herz, Freytag: wenn Sie an seiner Stelle wären, würden Sie verlangen, daß ich den Gewinn mit Ihnen teilen sollte?"

„Nein", sagte Freytag entschieden und faltet den Scheck zusammen. „Sie sind vollkommen im Recht, Staupe. Kein Mensch kann Ihnen einen Vorwurf machen."

„Dann verstehen wir uns ja." Staupe steht auf und beglaitet seinen Besuch auf die Veranda. „Vielleicht hat Franz Mokat sogar das längere Holz von uns beiden erwischt. Seine Felder habe ich, aber dafür hat er — Hos' von Doemen."

Freytag bleibt stehen und sieht überrascht auf. „Donnerwetter, Staupe! Sie hatten also auch sogenannte ernste Absichten?"

Einen Augenblick umwölkt sich Staupes Gesicht. „Habe keine Ursache, es zu leugnen, Freytag. Ich hatte allerdings gehofft, Fräulein van Doemen eines Tages heimführen zu können, und war unangenehm überrascht, als ich erfuhr, daß sie diesen Mokat . . . Na, das ist abgetan. Grüßen Sie Franz Mokat und sagen Sie ihm, daß er stolz sein soll auf das, was er hier in diesem Lande gewonnen hat."

***

„Einen Augenblick, Freytag! Gehen Sie hinüber zur Veranda. Ich komme gleich nach!" Hilde Stein streift den Schreibärmel ab und beginnt ihre Mappen und Briefe im Pult zu verstauen. Während Freytag wartend in einem der Liegestühle auf Steins breiter Veranda sich niederläßt, hört er durch die offenen Fenster des nebenanliegenden Bürohauses das Klappern der Schreibmaschinen und die laute Stimme des Prokuristen. Auch hier ist vieles anders geworden in den letzten vier Wochen. Mit dem stillen, gemütlichen Kontorbetriebes ist es vorbei. Die Lüderitzbucht-Gesellschaft arbeitet mit Hochdruck. Herr Stein weiß kaum, wie er die Masse der plötzlich auf ihn einstürmenden Geschäfte gewissenhaft erledigen soll. Besonders in den ersten acht Tagen war er oft der Verzweiflung nahe, denn von seinen Kontoristen erschien nur ein geringer Bruchteil zu den Arbeitsstunden. Die meisten zogen es vor, auf ihren Feldern bei Colmannskuppe nach Diamanten zu suchen. Endlich hat Herr Stein dann einen Ausweg gefunden, indem er einfach dekretierte: sämtliche Angestellten der Lüderitzbucht-Gesellschaft arbeiten vorläufig nur den halben Tag im Betrieb. Er hat auf seine eigene Verantwortung so viel neue Kräfte eingestellt, als in Lüderitzbucht aufzutreiben waren, und ein regelrechtes Schichtsystem eingeführt. Jeweils arbeiten die Hälfte der Angestellten in den Büros, die andere Hälfte auf ihren Diamantenfeldern. Nur so ist es ihm gelungen, den Betrieb aufrechtzuerhalten. Aber dennoch häuft sich die Arbeit, und jeder Arm und jeder Kopf muß mit heran. Selbst Hilde hat die Sorge für das Haus einer rundlichen schwarzen „Mammi" überlassen müssen und ist als Hilfskraft im Büro ihres Vaters eingesprungen.

„Echt deutsch!" denkt Max Freytag lächelnd, während er dem Summen des herüberdringenden Bürobetriebes lauscht. „Sie haben es eigentlich alle gar nicht nötig, hier zu schuften. Weder Prokurist Stein noch seine Tochter noch die anderen Angestellten. Alle haben sie Felder oben bei Colmannskuppe, die ihnen in ein paar Wochen mehr eingebracht haben als zehn Jahre kaufmännischer Tätigkeit. Vom Stein weiß ich bestimmt, daß er genug aus seinem Claim herausgeholt hat, um sich zur Ruhe setzen zu können. Und doch denkt kein einziger von ihnen daran, seine Arbeit an den Nagel zu hängen und der Lüderitzbucht-Gesellschaft einen flotten Marsch zu blasen. Möchte wohl wissen, ob es so was in England und Amerika auch wohl gibt!"

„So, da bin ich!" Hilde Stein wirft sich in den zweiten Sessel und streicht das Haar aus der Stirn zurück. „Was gibts denn so Wichtiges, Freytag?"

„Ich war bei Staupe." Freytag erzählt kurz und sachlich. Hilde Stein macht ein erfreutes Gesicht.

„Das finde ich nett von Karl Staupe! Sie müssen doch zugeben, Freytag, ihm kann keiner was anhaben. Vom geschäftlichen Standpunkt aus steht er makellos da. Es gibt nicht einen Menschen in Lüderitzbucht, der das bestreitet."

Freytag nickt nachdenklich. Sein Gesicht sieht nicht mehr so heiter aus wie vor einer knappen Stunde, als er sich, den Scheck in der Tasche, von Karl Staupe verabschiedete. „Na, es ist ein anständiger Zug von ihm, aber Franz Mokat ist damit nicht geholfen."

„Na, hören Sie mal", wirft Hilde unwillig ein. „Noch einmal die volle Kaufsumme! Was will Herr Mokat denn noch mehr? Er verlangt am Ende gar, daß Staupe den Kauf rückgängig machen soll?"

„Mokat verlangt überhaupt nichts", erwidert Freytag bedrückt. „Ich war eben bei ihm. Was meinen Sie, Hilde, was er zu dem Scheck gesagt hat? Ich solle Herrn Staupe schön grüßen und ihm für seine Freundlichkeit danken — hat er gesagt. Aber den Scheck könne er nicht annehmen. Er habe den Kaufpreis für die Felder bar und richtig erhalten, und Staupe sei ihm nichts schuldig. Was sagen Sie dazu, Hilde?"

„Er hat also den Scheck gar nicht angenommen?"

„Hier ist er." Freytag holte das Papier aus der Tasche und legte es auf den Tisch. „Können Sie sich so was von Widerborstigkeit und — und Dummheit vorstellen?"

„Warum nicht, lieber Freund? Herr Mokat handelt nicht anders als ein redlicher Kaufmann, und die Tatsache, daß er sich weigert, den Scheck anzunehmen, spricht doch sehr dafür, daß Mokat selber durchaus nichts Unrechtes in Staupes Handlungsweise ihm gegenüber sieht."

„Es ist auch nichts Unrechtes darin, zum Kuckuck!" fährt Freytag wütend auf. „Man kann Staupe gar keinen Vorwurf machen. Aber mir tut Mokat trotzdem leid! Denken Sie doch mal, Hilde: Franz Mokat ist der erste, der die Diamanten findet. Er hat das unbestreitbare Anrecht auf den Entdecker-Claim an der Fundstelle. Staupe kommt ihm zuvor und steckt die ersten Felder ab. Mokat findet trotzdem genügend Diamanten, gut. Aber dann kauft Staupe ihm die ganzen Felder für Dreißigtausend ab, und heute — heute steht Franz Mokat abseits und kann in den Mond gucken, wo er aus seinen Feldern gut und gern eine halbe Million hätte herausholen können!"

„Na, das ist traurig für ihn. Aber doch nicht Staupes Schuld."

„Schmamm darüber!" Freytags flache Hand fährt ärgerlich durch die Luft. „Es hat keinen Zweck, über die Sache zu streiten. Was mache ich jetzt mit dem Scheck da?"

Hilde denkt einen Augenblick nach und lächelt. „Wenn Sie das Geld für Herrn Mokat retten wollen, dann geben Sie doch einfach Fräulein van Doemen den Scheck zum Aufbewahren. Ich glaube, sie ist viel geschäftstüchtiger als ihr Verlobter."

„Und ob sie das ist!" Freytag wiegt mißmutig den Kopf. „Aber ich weiß nicht . . . gerade Zoe van Doemen möchte ich den Scheck nicht geben. Sachen Sie mich ruhig aus, Hilde, aber seit einiger Zeit habe ich wieder einen Verdacht auf die schöne Dame, oder richtiger gesagt: mein alter Verdacht meldet sich wieder."

„Wieso? Wollen Sie behaupten, daß Karl Staupe vor dem Kauf doch etwas vom Vorhandensein der Diamanten wußte?"

„Werde mich hüten," sagt Freytag ernst. „Staupe hat mir sein Ehrenwort gegeben, daß er es nicht wußte, und Karl Staupe ist ein Ehrenmann. Aber Zoe van Doemen war es, die den armen Mokat erst zu dem unseligen Verkauf bestimmte. Kann sie nicht etwas gewußt haben?"

„Wie sollte sie denn?"

„Das weiß ich eben nicht!" sagt Freytag ärgerlich. „Es erscheint lächerlich, unmöglich, absurd —, aber mir geht nun mal die Geschichte im Kopf herum. Zoe van Doemen war es, die den ersten Fund Mokats an Staupe verriet. Das steht fest. Und Zoe van Doemen war es auch, die Mokat dazu überredete, das Angebot Staupes anzunehmen und den Kauf abzuschließen. Den Kauf wohlgemerkt, durch den Staupe heute im Besitz der reichsten Felder bei Colmannskuppe gelangt ist. Der Büffel trample mich, wenn das nicht nach Schiebung und Verrat riecht!"

Hilde Stein verzieht den Mund. „Lieber Freytag, könnten Sie nicht Ihre Busch-Ausdrucksweise ein wenig modernisieren? Ich glaube, ich muß Sie schleunigst doch noch beiraten, um einen anständigen Menschen aus Ihnen zu machen."

„Das ist ein Wort, Hilde! Sie wollen also endlich meine grenzenlose Verehrung anerkennen und glauben, daß ich . . ."

„Bemühen Sie sich nicht, Freytag. Die Walze kenn ich. Bleiben wir lieber bei der Sache. Ich glaube, Sie schießen in Ihrem Mißtrauen gegen Fräulein van Doemen genau so sehr übers Ziel hinaus wie in Ihrer sogenannten grenzenlosen Verehrung für mich."

„Sie haben selber nicht viel von ihr gehalten, Hilde!"

„Das stimmt," sagt Hilde Stein nachdenklich. „Ich mochte sie zuerst nicht leiden. Aber als Zoe van Doemen sich allen Ernstes mit Mokat verlobte und nicht, wie ich befürchtete, diese Verlobung nach ein paar Tagen mit einem Scherzwort abtat, da fing ich an, anders zu denken. Na, und das müssen Sie doch auch zugeben: Fräulein von Doemens Lebenswandel hier ist untadelhaft, obwohl sie immer noch hinter Gutzkes Bar steht und allmählich so etwas wie die vergötterte Schönheitskönigin von Lüderitzbucht geworden ist."

„Von wannen kommt Ihnen denn diese Wissenschaft, Hilde? Sie selber waren doch noch nie in der Bar."

„Man spricht genug von Zoe van Doemen," gibt Hilde ernst zurück. „Vater, unsere Herren im Kontor, die Leute, die zu Besuch kommen — ach, wer spricht denn überhaupt hier in Lüderitzbucht nicht von ihr! Die Mannsleute sind ja wie verrückt nach Zoe van Doemen. Wenn Sie es noch nicht wissen sollten, gestern haben sich wieder zwei Südafrikaner ihretwegen auf Tod und Leben geschlagen!"

„Wondies!"

„Nein, keine Raufbolde, lieber Freytag, sondern zwei ernsthafte Männer. Der eine hat mehr Diamanten als Sie und ich zusammengenommen. Wollen Sie bestreiten, daß Zoe van Doemen nur mit dem Finger

Mutti, wann regnets denn?

Regen? — Und das jetzt, mitten im Winter, wo überall Schnee liegen sollte und Eis? Denen, die das liebliche Wort „Wetter" kennen, graust ein wenig bei der Vorstellung eines solchen klimatischen Ereignisses. Nicht zuletzt, weil zum künftigen Regen ein ebenso künftiger Schirm gehört, und welche Lücken des Objekts ausgerechnet ein Schirm in sich birgt, das wissen wir Großen leider, leider allzugenau. Denn nimmt man nach einem flüchtigen Blick auf den Himmel den Schirm mit, so bricht todsicher nach kurzer Zeit die Sonne durch die schwärzeste Wolkenschicht, und lassen wir ihn vertrauensvoll zu Hause, gießt es, sobald wir unterwegs sind, sicher in Strömen, und wenn der Himmel vorher noch so blau war. Außerdem kann man einen Schirm in der Bahn, in einem Laden, bei einem Besuch oder sonstwo stehen lassen, und es soll vorkommen, daß man ihn dann niemals wiedersieht.

Klein-Else ahnt natürlich von alledem noch nichts. Sie schwimmt in eitel Freude und Wonne über den neuen Schirm, den sie von der Mutti geschenkt bekommen hat, und brennt nun förmlich darauf, ihn in praktischen Gebrauch zu nehmen und den staunenden Kameradinnen zu zeigen. Ist doch ein wunderschöner Schirm, so einer, wie sie ihn sich schon längst gewünscht hat! Na, und zu einem solchen Schirm, das muß doch jeder Vernünftige begreifen, gehört Regen. Regen und immer wieder Regen. Wozu hat man denn einen Schirm, wenn man ihn nicht aufspannen und seinen ureigensten Zweck dienstbar machen kann?

Was meint ihr, wie froh Klein-Else unentwegt durch den dichten Matsch und die tiefste Pfütze marschiert und nasse Füße bekommt, wenn nur Gesicht, Hut und Mantel hübsch trocken bleiben und der neue Schirm seine Pflicht tut? Wie graziös man ihn halten kann und wie kokett! Und wie schön man mit ihm sein Gesicht verdecken kann, geht eine Freundin vorüber, mit der man „schuß" ist — O, Klein-Elschen weiß das alles ganz genau, weil sie es der großen Schwester abgeguckt ha. . . .

Klein Else mit ihrem neuen Schirm

zu winken brauchte, und die reichsten Diager hier lägen ihr zu Füßen mit all ihren Gliersteinen!"

„Na ja . . ."

„Sagen Sie das nicht so wegwerfend, Freytag," fällt Hilde eifrig ein. „Es gehört schon ein guter Charakter dazu, um diesen Versuchungen zu widerstehen. Besonders wenn man eine Barfrau ist. Sehen Sie sich doch mal die geschminkten Weiblein an, die in den anderen Bars „arbeiten" und unsere neueste Errungenschaft in Lüderitzbucht bilden! Nein, lieber Freytag, wer so zu leben weiß wie Zoe van Doemen, dem treu ich einen so schmutzigen, gemeinen Vertrat, wie Sie ihn argwöhnen, einfach nicht zu. Also geben Sie ruhig Fräulein van Doemen den Scheck. Sie wird ihn aufbewahren, und vielleicht wird Franz Mokat später einmal froh sein, daß er diese Summe noch in der Hinterhand hat."

„Und ich tu es doch nicht!" trumpft Freytag, sich erhebend, auf. „Lieber geb ich den Scheck an Staupe zurück, als daß die schöne Zoe ihn in die Finger bekommt!"

„Sieh mal an!" Hilde Steins Mund lacht schelmisch. „Das sieht ja beinahe aus, als ob Sie Zoe van Doemen hassen, lieber Freytag! Sollte etwa verschmähte Liebe . . ."

„Aeh! Hol Sie der . . . der und jener, Hilde!" Vor dem lachenden Spott des Mädchens streicht Max Freytag die Flagge und läuft wütend davon. Hilde Stein lacht ihm herzlich nach.

***

In Gutzkes Bar geht es hoch her. Ein schmalbrüstiger, blasser Mann im Frack bearbeitet ganz hinten in dem bedeutend vergrößerten Lokal verzweifelt das Klavier, das Herr Gutzke durch vieles Bitten und schweres Geld der Offiziersmesse eines Dampfers abgerungen hat. Aber die Töne verlinken rettungslos in dem lauten Lachen und Rufen der Gäste. An den Tischen sechen ein paar Dutzend Gäste mit ihren Freundinnen. Damen, deren übereiegante Abendkleider vergessen machen, daß draußen vor der Tür nicht eine europäische Großstadt, sondern die afrikanische Siedlung Lüderitzbucht sich breitet. Die weitaus größte Zahl der Besucher aber drängt sich um die lange Bar. Zigarettenrauch zieht durch die Luft, Gläser klingen, hier und dort springen ein paar Sektpropfen. Frauenlachen, laute, unbeschämmerte Männerstimmen. Deutsch und Englisch sind die vorherrschenden Sprachen. Hier feiern zwei alte Bekannte ein lärmendes Wiederfinden. Da führen ein paar alte Diagers ein ernstes, geschäftliches Gespräch. Dort unterhalten sich drei Gentlemen über die Großwildjagd in Rhodesia. Dazwischen poltert irgendwo ein hanebüchen derber Seemannsluch. Ueber allem aber thront hinter der Bar, lächelnd und mit flinken Händen die Gläser füllend, Zoe van Doemen, die „Königin" von Lüderitzbucht.

Hilde Stein hat nicht zuviel gesagt. Es sind in der letzten Zeit eine ganze Menge weiblicher Wesen hier in Lüderitzbucht aufgetaucht, darunter auch einige, denen man Schönheit und eine gewisse Anmut nicht absprechen kann. Keine aber vermag sich auch nur entfernt mit Zoe van Doemen zu messen. Es sind nicht nur ihre äußeren Reize, die ihr diese Beliebtheit eingetragen haben. Wohl wirkt ihre eigenartige, stille Schönheit, ihre großen grauen Augen, die selbstverständliche Anmut ihrer geschmeidigen Bewegungen auf die Männer, aber was ihr unter den bunt zusammengewürfelten Glücksuchern eine Ausnahmestellung geschaffen hat, das ist vor allem die ruhig-vornehme und doch immer liebenswürdige Art, mit der sie sich zu geben weiß. „Sie könnte, by love, eine Herzogin sein, die den Spleen hat, einmal Bardame zu spielen!" meint allen Ernstes ein baumlanger Engländer, ein Globetrotter, der in den Klubs von Kalmall und Maifair ebenso zu Hause ist wie in den Camps im afrikanischen Busch, und es ist wohr: Zoe van Doemen hat etwas in ihrem Wesen, das auch die Wilden und Rohesten unter den Gästen in den Schranken hält.

Im Anfang hat Zoe einige Male ein paar allzu verwegene Draufgänger und Schwerenöter zurechtweisen müssen. Sie hat es in einer ruhigen, freundlich-überlegenen Art getan. Heute hat sie das nicht mehr nötig. Wehe dem, der es wagen würde, Zoe van Doemen durch zudringliche Worte oder gar Handgreiflichkeiten zu nahe zu treten. Er würde binnen zwei Minuten mörderisch verwakft auf die Straße fliegen.

Zoe van Doemens Tugend ist sozusagen durch ein ungeschriebenes Gesetz geschützt. Wo sie geht und steht, hat sie eine unsichtbare Schutzwache um sich. Die Männer achten in ihrer Eifersucht so weit, daß sie selbst in den heißen Mittagsstunden, wo die Bar geschlossen ist, um Gutzkes Haus schleichen, um darüber zu wachen, daß die schöne Zoe sich nicht etwa von irgend jemand zu einem Ausflug oder Stelldichein beschwatzen läßt. Ohne Grund, denn bis jetzt vermag sich noch niemand zu rühmen, mit Zoe van Doemen außerhalb der Bar zusammengewesen zu sein, und gerade das erhöht den unzweifelhaften Grad von Beliebtheit, den sie genießt.

Natürlich fehlt es auch nicht an Liebhabern, vom schmachtenden Tagaenburger bis zum feurigen Draufgänger. Die Schwerenöter, die anfangs glaubten, eine Liebelei für sich herausschinden zu können, haben ihren Irrtum längst eingesehen und sich zurückgezogen. Dafür sind um so nachdrücklicher die ernsthaften Bewerber angetreten. Da sind gutgewachsene Männer mit scharf gemeißelten Köpfen, bekannte Großwildjäger und wohlhabende große Farmer aus der Südafrikanischen Union. Da sind andere mit formgewandtem, sicherem Wesen, denen man auf zehn Schritte ansieht, daß ihnen die Offiziersuniform oder der Frack vertrauter sind als das grobe Khakikleid des Prospektors. Sogar ein Paar klangvolle Namen sind darunter. Vor allem aber sind da die Männer, die plötzlich zu Geldleuten geworden sind. Geld und Diamanten haben sie alle, die Gutzkes Bar umlagern, aber immerhin sind einige unter ihnen, denen Fortuna besonders hold gewesen ist, denen Glückliche, denen ein besonders reichhaltiger Claim in den Schoß gefallen ist.

Zoe hat grundsätzlich jedes Geschenk abgelehnt, gleichgültig, ob es eine belanglose Kleinigkeit oder ein wertvoller Diamant ist, aber jedermann weiß: sie brauchte nur ein Wort zu sagen, einen Wunsch zu äußern, und die Männer, die draußen bei Colmannskuppe den Traum ihres Lebens erfüllt haben, würden wetteifern, ihre ledernen Diamantbeutel vor ihr auszuschütten. Zoe van Doemen hat keinen Claim, aber es sieht nur an ihr, in Diamanten zu wühlen, so viel sie wollte.

Toll, sonderbar, oft genug von unfreiwilliger Komik sind die Anaebote, die in diesen Wochen auf Zoe einstürmen. Ein Portugiese aus Angola hat eines Abends seinen ganzen Reichtum, mindestens tausend Karat an Diamanten, einfach vor ihr auf die Bar geworfen und sie flehentlich gebeten, die Steine als Geschenk anzunehmen. Er hat sogar gedroht, sich vor ihren Augen zu erschießen, wenn sie bei ihrer Weigerung bliebe. Bis die anderen Gäste schließlich den wie rabiat sich gebärdenden Portugiesen samt seinen Diamanten aus dem Lokal beförderten. Ein Aufkäufer hat sich nach Lokalschluß sogar in Zoes Zimmer zu drängen gewußt, um ihr ein „arogartiges Geschäft" anzubieten: Sie sollte Mr. Feacher, einen der reichsten Diamantenbesitzer und allbekannten Verehrer Zoes, „meniastens pro forma" erhören und ihn dazu bewegen, seine Seine an den höchst ehrenwerten Aufkäufer, Mr. Turner, zu verkaufen. Fünfundzwanzig Prozent von dem Reingewinn für Miß von Doemen! — Dem höchst ehrenwerten Mr. Turner ist der Vorschlag übel bekommen. Nicht nur, daß Zoe zu seinem Erstaunen gar keinen Sinn für das „arogartige Geschäft" zeigte, er fiel bei seinem unrühmlichen Rückzug auch einigen jungen Männern in die Finger, die ihn ernstlich fragten, was er bei Miß von Doemen zu suchen gehabt habe, und da Herr Turner darauf keine befriedigende Antwort zu geben wußte, fand er sich eine Stunde später in der Obhut eines deutschen Polizeiofdaten wieder, der dabei war, Mr. Turners Beulen und Kopfwunden zu verbinden.

Vieles von dem, was in dieser Zeit in den neuerstandenen Lokalen von Lüderitzbucht über Zoe van Doemen erzählt wird, mag übertrieben oder erfunden sein. Unzweifelhaft aber ist, daß die schöne Zoe für die unbestrittene weibliche Mittelpunkt des Diatreibens geworden ist.

Bis spät in die Nacht ist ihre Bar umdrängt und belagert. Man trifft dort alle, die irgend etwas in Lüderitzbucht bedeuten.

Max Freytag hat recht behalten mit seiner Ahnung, daß der Grund bei Colmannskuppe noch einmal sehr teuer werden würde. Er hat aus seinen Feldern ein kleines Vermögen zusammengelesen. Und doch bedeutet diese Ernte heute wenig. Andere, fremde Prospektoren, die aus Südafrika eingewandert sind, haben sensationellere Funde gemacht. Da ist Mr. Feacher, der allein eine runde halbe Million an Diamanten fand. Oder der glückliche Charles Benham, der den größten Stein aus seinem Felde holte, einen Diamanten, den die Schwerständigen auf zwanzigtausend Pfund einschätzen. Dazu kommen noch ein paar Leute, die zwar bei Lüderitzbucht keine übergroßen Erfolge haben, deren Namen jedoch mit früheren großen Funden in Transvaal und dem Kapland eng verknüpft sind, Leute, von denen man weiß, daß sie in den Banken von Johannesburg und Kimberley Diamanten im Werte von Millionen liegen haben. Das sind die großen Tiere, die Diamantenkönige, die man in den Straßen von Lüderitzbucht und in Gutzkes Bar sich ehrfürchtig zeigt, bestaunt und beneidet.

Max Freytag genießt daneben immer noch gewissen Ansehen. Einmal behandeln ein gewisses Ansehen. Einmal behandeln ein gewisses Ansehen die Stadt, denen allmählich das bunte Gemisch der Eingewanderten denn doch zu viel wird, ihn mit absichtlicher Hochachtung als „ihren" Helden, dann aber erregt er auch unter den Ausländern immer noch ein gewisses Interesse, als der Mann, der zuerst die gefundenen Steine bei Colmannskuppe als echte Diamanten erkannte. Die alten, verwetterten Prospektoren aus dem Süden sehen sich gern mit ihm zusammen, tauschen Erfahrungen und Erinnerungen aus, zumal manche von ihnen auch den Lehrmeister Freytag kennen, Lord Hilgate, der seit auf seinem heimatlichen Gut in Devonshire sein Leberleiden pflegen muß.

Niemand aber schenkt Franz Mokat noch Beachtung.

Franz Mokat arbeitet nicht mehr bei der Bahn. Abend für Abend sitzt er still und beschaeiden in der Bar und macht sich ganz, ganz klein. Zoe hat ihn schon mehrmals herzlich gebeten, doch fortzubleiben, da sie bei dem Hochbetrieb sich unmöglich ihm widmen kann. Franz schüttelt dazu nur still den Kopf. „Ich sehe doch, daß du zu tun hast," sagt er lautlos und ergeben. „Natürlich kannst du nicht deine Arbeit vernachlässigen und dich mit mir beschäftigen. Das ist doch klar. Aber laß mich nur ruhig hier sitzen und kümmere dich nicht um mich."

Und dabei bleibt es. Franz Mokat hockt einsam ganz am Ende des Schanktisches auf einem Schemel, trinkt seinen Apfelsaft und schaut wehmütig in das fröhliche, lärmende Getriebe. Ab und zu kommt es vor, daß irgendeiner der Deutschen einen Zechgenossen auf ihn aufmerksam macht. Dann bestaunt der Fremde den Einsiedler mit einem rasehen, ungläubigen Blick. Dieser unansehnliche, bescheidene Mann soll derjenige sein, der die ersten Diamanten entdeckte?

Die Geschichte Mokats ist natürlich längst erörtert worden. Man weiß, wer er ist, aber man kümmert sich nicht um ihn. Wer ist „Mr. Mokat"? Er hat keinen großen Fund gemacht. Er besitzt nicht einmal einen Claim. Seine Felder hat er für eine lächerlich geringe Summe an einen gewissen Staupe verkauft. „Pech," sagen die Diagers und Goldgräber und zucken die Achseln. Niemand fällt es ein, den Wechsegel zu bemitleiden oder gar den glücklichen Kaufleuten der Felder einen Vorwurf zu machen. —

Auch heute hockt Franz Mokat auf seinem Schemel und sieht stumpf vor sich hin. Wo ist der Tag, da er in dieser Bar die ganze Gesellschaft zum Trinken einlud und sein „Ich bin reich!" wie verrückt herausjubelte! Reich! Damals glaubte er ein Kröfus zu sein mit seinen Dreißigtausend. Ein Vermögen, ein Kapital, von dem er nie in seinem bescheidenen Leben geträumt. Heute weiß Franz Mokat, daß er ein armer Teufel ist und bleibt. Was sind dreißigtausend Mark hier, wo Millionen aus dem gelben Sand geholt worden sind? Jeder einzelne der Männer, die da trinken, lachen und mit Zoe scherzen, hat viel mehr an Geld und an Diamanten. Ach, es sind nicht einmal mehr dreißigtausend Mark, die Franz Mokat sein eigen nennt. Die wahnsinnigen Preise, die neuerdings für alle Lebensmittel gefordert werden, haben schon ein tüchtiges Loch in das Kapital gerissen.

Zoe! Ja, Zoe van Doemen hat er noch. Sie ist bei ihrem Wort geblieben, wenngleich sie in dieser Zeit so viel zu tun hat, daß sie kaum ein paar Minuten Zeit findet, um mit ihm zu sprechen. Aber Franz Mokats Glücksgetrocke Hand dankbar entgegengenommen, weil ihm das Wunder immerhin nicht ganz unmöglich schien. Er war ja reich. Er konnte Zoe etwas bieten. Wer aber bist du heute, Franz Mokat? Ein Nichts, ein armer Teufel, ein lächerlicher Idiot, der seinen Reichtum für ein Butterbrot fortgegeben hat. Nichts bist du heute, als was du früher warst: ein kleiner, unansehnlicher armer Kerl. Und mit dir sollte eine Zoe van Doemen glücklich werden?

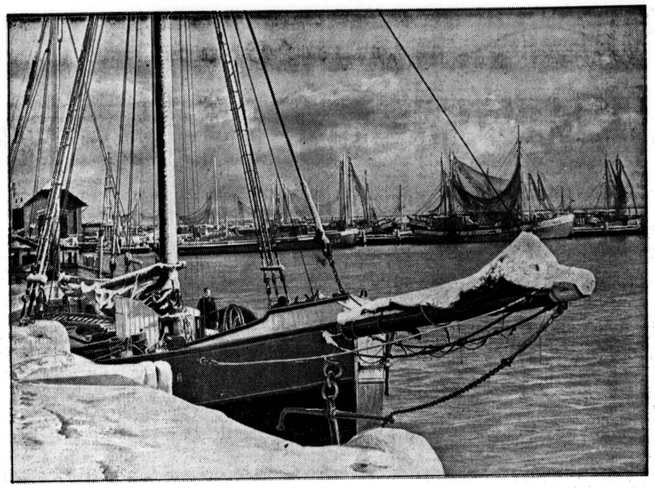
„Sie opfert sich," denkt Franz Mokat bitter, während er dem Getriebe zusieht. „Sie will ihr Wort nicht brechen, aber sie ist sicherlich tief unglücklich dabei. Sie hat sich verkalkuliert, genau wie ich es mit meinen Feldern getan habe." Aber Zoe soll nicht leiden unter diesen enttäuschten Hoffnungen. Franz Mokat ist zwar ein armer, kleiner Mann, aber kein Dump, und langsam reift in seiner verschüchterten Seele der Entschluß, selber Zoe van Doemen ihr Wort zurückzugeben.

Den ganzen Abend schon hat Zoe unruhig das bedrückte Gesicht ihres Freundes beobachtet. Mit ihrem feinen Instinkt fühlt sie längst, was in Franz Mokat vorgeht. Jedesmal, wenn sie eine Minute sich frei machen und mit ihm plaudern kann, bietet sie alles auf, ihn von seinen dunklen Gedanken abzubringen. Sie flüstert ihm keine banalen Liebesworte zu, aber sie spricht mit ihm von der Zukunft, von den Häuschen, das sie sich kaufen wollen, wenn der „Rummel" hier erst vorbei ist. Ganz ruhig und nüchtern spricht sie von ihrem späteren gemeinsamen Leben wie von etwas, das eine Selbstverständlichkeit ist.

Franz Mokat lächelt stumm dazu, ein armes, wehmütiges Lächeln, das Zoe immer unruhiger macht. Was ist denn nur in den lieben Kerl gefahren? Glaubt er wirklich, daß sie bereut? Zoe selber ist lange im Reinen mit sich selbst, und die glitzernden Diamanten, die um sie funkeln, haben ihren Entschluß keine Sekunde ins Wanken bringen können. Aber wie soll sie Franz Mokat davon überzeugen? Mit einer geheimen Angst fühlt sie, daß all ihre Worte wirkungslos an ihm abgleiten, seine düstere Stimmung nicht zu erhellen vermögen.

„Morgen nehm ich mir ein paar Stunden Urlaub, Franz," flüstert sie hastig, über die Bar gebeugt, dem Bedrückten zu. „Gutzke muß einen Ersatz für mich einstellen und zusehen, wie er solange fertig wird. Wir müssen einmal ruhig miteinander sprechen."

(Fortsetzung folgt.)



Der Saßniher hafen im Winterkleid

(Scherl, Zander M.)

Welt der Frau

Frauen und Fasching

Kulturgeschichtliche Plauderei von S. Droste-Hülshoff

In früheren Zeiten war das weibliche Geschlecht nicht selten von der Teilnahme an den unterschiedlichen Festen und Feiern strenge ausgeschlossen, doch bei den Fastnachtslustbarkeiten scheinen die Frauen schon von jeher eine bedeutende Rolle gespielt zu haben. Wenigstens läßt sich solches aus den mannigfachen Verboten und Verordnungen, durch welche die besorgte hohe Obrigkeit einst die Karnevalsveranstaltungen einzudämmen versuchte, entnehmen; denn in diesen Erlassen wurde mitunter auch auf die allzugroße Ausgelassenheit „von denen Weibspersonen" hingewiesen oder der übertriebene Kleiderluxus der „Frauenzimmer" mit ernsthaften Rügen bedacht. Aber die schönen Ehef.. Patrizier- und Bürgerfrauen und -Töchter ließen sich oft-nbar durchaus nicht abhalten — und die uns erhaltenen Handzeichnungen und Stiche des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, welche Maskenkostüme darstellen, lassen erkennen, daß man sich auch damals schon sehr anmutig, bunt und phantasievoll herauszuputzen verstand.

Allerdings — an den Fastnachtsspielen, sowie an den öffentlichen karnevalistischen Umzügen haben sich in alt.n Tagen die Frauen wohl noch kaum aktiv beteiligt. Die Maskenkostüme der seltsamen Faschingsgäste, welche die großen Künstler der Renaissance, wie Botticelli, Ghirlandajo und andere in Venedig, Florenz und Rom veranstalteten, wurden ausschließlich von Männern getragen, und ähnlich war es auch in deutschen Landen.

In Nürnberg, der Wiege der altdeutschen Fastnachtsspiele, zogen im 15. Jahrhundert nur allein vermummte junge Burschen von Haus zu Haus und trugen ihre gereimten Wechselgesänge vor — und auch als man später daranging, alljährlich zur Karnevalszeit die eigentlichen Fastnachtsspiele, wie etwa die derben Schwänke eines Hanns Rosenblüt oder die nicht weniger beliebten des fidelen Baders und Meistersingers Hans Folz, in denen Bäuerinnen, Hexen, die Frau Venus und andere Figuren auftraten, zur Darstellung zu bringen, wurden sämtliche Frauenrollen von Männern vertkxpert. Freilich war der in diesen Spielen entwickelte Humor meist auch allzu derb, als daß selbi die nicht gerade sehr zimperlichen Schönen jener Tage dabei hätten mitwirken können.

Auch bei den berühmten „Schembartläufen", die in der alten freien Reichsstadt bis 1539 stattfanden, lustgierten Nürnbergs Frauen nur als Zuschauerinnen, mußten es sich, — wie die alten „Scheinbartchroniken" beweisen — aber gefallen lassen, auf den sogen. Hüllen-Schlitten bzw. Wagen, auf denen man in kunstvollen Darstellungen die Mitmenschen oder Zeitereignisse verspottete — gelegentlich arg derbkt zu werden. So fuhr z. B. 1510 auf einem Schlitten ein riesiger Teufel mit, der mit sichtlichem Vergnügen kreischende alte Weiber verschlang, einige Jahre später kam ein Venusberg daher, in dem ebenfalls allerlei Teufel ihr Unwesen trieben und noch mehr. So hielten sich die Frauen und Mägden dann bei den Tanzveranstaltungen schadlos, die zur Faschingszeit im Rathause oder auch in Privathäusern stattzufinden pflegten und bei denen sowohl im Tanzen, als auch im Essen und Trinken oft Gewaltiges geleistet wurde.

Im Süden besonders machten sich die schönen Damen die Maskenfreiheit bald ausgiebig zunutze, und bei den vornehmen Veranstaltungen und den höfischen Maskenfesten, wo man hauptsächlich im 18. Jahrhundert historische und mythologisch-allegorische Verkleidungen liebte, gaben allein die schönen Frauen den Ton an, — und die italienische und französische Literatur dieser Zeit ist reich an allerlei Geschichten, in denen geheimnisvoll maskierte Damen eine mehr oder minder dramatische Rolle spielen. Allmählich nahmen dann die Frauen überall auch an öffentlichen Veranstaltungen teil, und beim römischen Karneval von Ende des 18. Jahrhunderts, den uns unter anderen auch Goethe im zweiten Teile seiner italienischen Reise so reizvoll beschreibt, war es längst Sitte, daß die glutäugigen Römerinnen maskiert in blumengeschmückten Wagen durch die Straßen fuhren und Blumen sowie winzige Gipskügelchen, welche damals die Stelle unseres Konfetti's vertraten, unter die Menge warfen.

Nach dem Wiedererstehen des infolge der französischen Revolution zeitweilig unterdrückten Karnevals bildeten die Frauen vollends das beseelende Element aller Fastnachtsvergnügungen. Die Schönen des beginnenden 19. Jahrhunderts ließen sich am Rheine ebenso wie in dem von jeher schon faschingsbegeisterten München selbst in Kriegszeiten ihre Fröhlichkeit nicht stören — und in welchen Mode die Faschingslust die holde Weiblichkeit aller Stände beherrschte, geht wohl am besten aus der Tatsache hervor, daß sich Dienstmädge, um alle Bälle und Redouten mitmachen zu können, nicht selten verpflichteten, ein ganzes Jahr ohne Lohn zu dienen, wenn man ihnen an Fastnacht die Hälfte ihres Jahreslohnes auf einmal vorausbezahlte. Die Maskenverleiher, die es schon damals in Menge gab, setzten mit ihren weiblichen Kunden mindestens ebenso gute Geschäfte wie mit den männlichen und fertigten für sie Kostüme, die auch jetzt noch immer beliebt sind, wie etwa Bäuerinnen, Gärtnerinnen, Milchmädchen, Ritterfräulein, Zigeunerinnen, „Arlequinaden", worunter unsere heutigen Pierettenkostüme zu verstehen sind, Italienerinnen, Griechinnen usw. — nur daß damals der Stoffverbrauch noch weit üppiger war als heutzutage! Dabei pflegten sich die Schönen der Biedermeierepoche mit besonderer Vorliebe in Uniformen, Jäger- rauchen, Türkengewänder und ähnlichen zu hüllen. Nur sich solchermaßen als „Männer" zu verkleiden. Auf allen Bällen tanzten nicht nur junge und ältere Mädchen, sondern auch würdige Ehefrauen, und bei den großen Faschingsfesten des vorigen Jahrhunderts waren stets auch weibliche Masken in großer Anzahl vertreten. Daneben aber gab es übrigens auch Faschingsfeste von Künstlerinnenvereinigungen, auf denen sich die Frauen unter Ausschluß der Herren der Schöpfung ganz allein vergnügten — und ebenso manche Veranstaltungen, bei welchen wiederum der holden Weiblichkeit der Zutritt verwehrt war, so sollen z. B. die großen Feste der Münchener Akademie noch vor etwa 50 Jahren ohne jede Damenbeteiligung stattgefunden haben.

Seh' ich nicht reizend aus?

Photo: Moßbauer (Linden-Verlag)

Warmes Abendessen

„Was? Schon wieder warmes Abendessen? Aber Liebe, damit machst du mir wirklich keine Freude. Warum denn das?"

„Ich habe es in der Zeitung gelesen. Nur so als Andeutung nebenbei. Aber das hat genügt, um mir zu sagen: Es ist eigentlich richtig. Aus mancherlei Gründen."

„Sieh mal an, so tiefsinnig gehst du vor, daß du dir auch noch allerlei Gründe zurechtlegst?"

„Du brauchst gar nicht zu spotten. Es hat schon seine Richtigkeit, wenn ich auch nicht immer deinen weiten Gedankengängen folgen kann. Denn du hast ja die Gepflogenheit aller Männer, historisch bis zu Adam und Eva zurückzugehen und philosophisch die verschiedenen Zeitalter heranzuholen, wenn sie einen Nagel in die Wand einschlagen, wobei sie sich häufig auf die Finger klopfen."

„Jetzt wirst du aber bissig."

„Nein, mein Lieber, ich gebe dir nur den Spott zurück. Aber im Ernst: ich bin tatsächlich in meinen Gedankengängen über das warme Abendessen ein wenig historisch geworden. Allerdings bin ich nur bis zu meinen Großeltern zurückgegangen. Bei denen war es ganz selbstverständlich, daß ein warmes Abendessen auf den Tisch kam. Erstens weil es billig war, und sie mußten darauf bedacht sein. Wie gut konnte man dann die Reste vom Mittagessen verwerten. Etwas umkommen lassen? Das wäre ihnen als unverzeihliche Sünde erschienen. Aber nicht nur das. War es auf diese Weise nicht möglich, das mit zu verwerten, was man selbst baute und was daher überhaupt nichts kostete? — Natürlich — der Großmutter mag es wohl manchmal schwer gefallen sein, die erwünschte Abwechslung in den Küchenzettel zu bringen. Da hab ich mir gesagt: was ihr möglich war, muß mir auch möglich sein, zumal ich ja noch immer allerlei Zutaten geben kann, die sie nicht hatte."

„Na ja, das macht dir gewiß alle Ehre. Aber ist es denn nötig?"

„Mein Lieber, es ist nötig. Ich weiß, du verdienst, was wir brauchen. Wir leiden keine Not. Aber wenn ich einige Ersparnisse machen kann, so wird es uns auch nichts schaden. Nötig ist es vor allem, wenn wir aufs Ganze sehen. Die Ernte hat unserem Volke eine Reihe Dinge gegeben, von denen wir reichlich haben. Die müssen verbraucht werden, wenn sie nicht verderben sollen. Denk nur an die Kartoffeln. An anderen Dingen aber haben wir keinen Ueberfluß. Also müssen wir dort einsparen. Mit dem warmen Abendessen kann man schon etwas dazu tun!"

„Nun sei so gut. Natürlich hast du recht. Und dein Essen schmeckt auch vorzüglich. Wenn ich nächstens gegen Ultimo in Geldverlegenheit bin, mach ich bei deinen Ersparnissen eine Anleihe und leiste mir ein Bier dorneil."

„Darüber können wir ja noch sprechen."

„Nein, nein. Lieber nicht, denn das Ergebnis weiß ich schon. Ich kenne doch meine sparsame Frau."

Mehr „Persönlichkeit" im eigenen Heim

Die Sehnsucht nach einer schönen Wohnung ist heute stärker und allgemeiner als je zuvor, zumal in einer Zeit, da sehr viele Menschen häuslichkeit des Wohnraumes sich einzuschränken gezwungen sind.

Zu wenig Frauen wissen noch, daß es ihre Aufgabe ist, ihr Heim zu einem Ausdruck ihrer Persönlichkeit, ihrer Geschmacksbildung, ihrer Veranschaulichung zu gestalten. Zu leicht sind die Frauen geneigt, dieses Gestalten einem Innenarchitekt gänzlich zu überlassen. Und eine Wohnung hat wirklich nur Seele, wenn die Hausfrau beim Einrichten „ihren Geschmack" walten läßt! Es ist natürlich bequemer, beim Einkauf von Möbeln etc. sich beraten zu lassen; aber mehr Freude macht es bestimmt, scheut man nicht die Mühe, selbst nachzudenken, wie man preiswert und schön kaufen kann. —

Wie schaut es zum Beispiel mit den Tapeten aus? Tapeten soll man möglichst selber bestimmen. Erstens erkennt man an der Wahl der Tapete den Geschmack der Bewohner, zweitens dürfen die Bilder, die man gern im Raum aufhängen möchte, nicht durch eine ungünstige Tapete „getötet" werden. Das wäre sehr schade!

Dann die Beleuchtungskörper! Nicht etwa in einem kleinen Zimmer in einer Neubauwohnung, eine Riesenkrone mit Flammen oben und unten anbringen. Hierdurch würde der Raum erdrückt werden, kleiner wirken. Solche Kronen sehen schwer und kostbar aus und gehören in große, weite Räume.

Es werden schon manche Ungeschicklichkeiten in diesen Dingen begangen! Es gibt Besenkammern, die sind ein Mittelding zwischen schöner und leicht, sie passen für jeden Raum.

Nicht etwa drei Beleuchtungen für ein kleines Zimmer! Wozu? Ein festlich-helles Licht und ein warmes behagliches Licht genügen vollkommen. Immer ein wenig probieren, ob auch alles, was man kauft, seinen Zweck erfüllt und nicht nachher unnötig herumsteht. Ganz stillos ist es, in einen antiken Raum einen ganz modernen Beleuchtungskörper zu hängen, oder auch umgekehrt. Immerzu ist Gelegenheit da, in feinster und frauischer Weise durch Geschmack im eigenen Heim zu wirken.

Wie man alles stellt, wie man die Fissen fort, wie geschickt man die Fenster dekoriert, wie freundlich aufeinander Tischdecke und Couchbezug und Teppich zu einander stehen. Auf das „Wie" kommt es an! Selbst die zierliche Vase mit einer bescheidenen Winterblume will richtig gestellt sein, um aufzufallen, zu erfreuen.

Alles im Raume zu einer Harmonie abstimmen, das läßt sich mit den geringsten Mitteln machen. Dann ist die Wohnung schön, behaglich und „persönlich".

Dann fühlt man sich so richtig „zu Hause".

Trude Glantz-Ruperti

Abwechslungsreiche Fischgerichte

Fischsuppe mit Fischklößen. 500 Gramm Süßwasserfische (Barsch oder Weißfisch) werden geschuppt, ausgenommen, gewaschen und in Stücke geschnitten. Dann löst man die besten Fischteile von den Gräten, wiegt sie fein und vermischt sie mit 4—5 Eßlöffel Semmelmehl, 1 Ei, etwas Milch, Salz, Pfeffer und Muskatnuß zu einem geschmeidigen Teig. Man formt daraus kleine Klöße und kocht sie in Salzwasser gar. Inzwischen hat man die übrigen Fischteile, Köpfe und Gräten, mit Wurzelwerk, Peterfilienwurzeln, zwei Zwiebeln und eine Handvoll rohen Kartoffelscheiben in knapp 1 Liter Salzwasser etwa eine Stunde gekocht. Dann rührt man die Masse durch ein Sieb. Aus heller Mehlschwitze und dem Fischlosswasser bereitet man eine dünnere Suppe, an die man die andere, durchgerührte Suppe mischt und dann nochmals aufkochen läßt, worauf man die warmgehaltenen Fischklöße in die fertige Suppe legt. Man kann die Suppe zuvor auch noch mit einem Eigelb abziehen oder etwas Sahne darangeben.

Fisch mit gebackenem Makkaroni. Makkaroni bricht man in etwa fingerlange Stücke und kocht sie in Salzwasser gar, aber nicht zu weich. Gleichzeitig kocht man beliebigen Seefisch, löst die Gräten heraus und zerteilt ihn in kleine Stücke. In eine gefettete und mit Semmelbrösel ausgestreute Backform schichtet man nun abwechselnd Makkaroni und Fisch und gießt eine pikant abgeschmeckte holländische oder Tomatensauce darauf. Die oberste Schicht bildet geriebener Schweizer- oder Parmesankäse und einige Butterflöckchen.

Fisch mit Gurken und Tomaten. 500 Gramm Schellfisch wird sauber gemacht und entgrätet. Danach läßt man ihn mit Zitronensaft beträufelt eine Stunde stehen. Dann wird eine Zwiebel feingehackt, die man in Fett dünstet, und nun gießt man eine Tasse Weißwein hinzu. Nun läßt man den Wein und die Zwiebeln aufkochen und gibt die Fischstücke hinein. Inzwischen hat man 250 Gramm Tomaten und eine geschälte Gurke, aus der man die Kerne entfernt hat, weich gedünstet. Nachdem der Fisch gar ist, nimmt man ihn heraus, legt ihn auf eine Platte und garniert ihn mit dem Gemüse und stellt ihn warm. Eine dicke Tunke bereitet man, indem man die Kochflüssigkeit noch einmal zusammen aufwallen läßt.

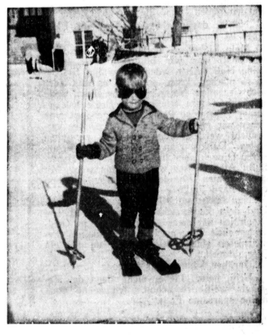
Muscheln in Gelee. Die Muscheln werden wie üblich vorbereitet, und man löst das Fleisch aus, füllt es in eine flache Schüssel und garniert mit Gurken- und Eierscheiben. ½ Liter Wasser, Zitronensaft, Salz, ein Lorbeerblatt, einige Pfefferkörner kocht man auf, löst 12 Blatt weiße Gelatine auf und gießt sie über die Muscheln. Nach dem Erstarren mit Remoulandentunke und Bratkartoffeln zu Tisch geben.

Im Paradies der Wintersportler

Mit der Kamera zwischen bekannten und unbekannten Schigrößen in Neustadt im Schwarzwald

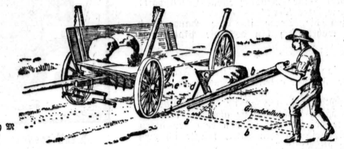
Das besondere Interesse aller Schifreunde galt in den letzten Wochen der Austragung der Deutschen und der Heeres-Schimeisterschaften in Neustadt im Schwarzwald. An prächtigem Winterwetter hat's diesmal nicht gefehlt; im Gegenteil, Frau Holle hat es mit ihrem Schneetreiben eher zu gut als zu schlecht gemeint. Da ist es klar, daß eine glänzende Stimmung und ein bewegtes Treiben unter dem Schisportvölkchen herrschte; unsere Bilder sollen davon unseren Lesern einen kleinen Ausschnitt zeigen. — Ganz oben rechts wird zwischen den Kämpfen kurze Rast im Schnee gehalten, und auch Helmut Lantschner stemmt für einen Augenblick die Hände in die Hüften. Darunter in der Mitte sehen wir den Reichssportführer von Tschammer und Osten; auch er hat sichtlich gute Laune und hat bei dem Wetter und den prächtigen Leistungen auch Grund dazu. Rechts daneben vertreibt sich ein „zünftiges Duett" mit einem fröhlichen Lied die freie Zeit. — Mit den Schiern bis vors Haus fahren (Bild oben links) möchten Sie auch einmal, nicht wahr, aber so idyllisch sieht's auch nur hier vor dem Unterkunftshaus aus. Gleich in dem Bild darunter ist alles mit Eifer und Anstrengung am Werk: der große Nachrichtenorganisationsapparat muß vorzüglich klappen, wenn die Kämpfe sich reibungslos abwickeln sollen und man jederzeit genau über den Stand der Kämpfe unterrichtet sein will. In gleicher Höhe rechts sehen wir eine Phase aus dem schwierigen Torlauf. Und in der untersten Reihe zwei „Größen": Käthe Grasegger und Christl Kranz (Mitte) und dann noch eine kleine Größe: der voraussichtliche Deutsche Meister 1950 . . .

Photos: Staatl. gepr. Optiker Haase (8), Zander (1).



Haus, Hof und Garten

Praktische Hebelade für schwere Steine



Zeichnung: Jankony M

Viele Gegenden sind gesegnet mit einem Reichtum an Steinen im Boden, so daß der Landwirt viel Arbeit und Mühe hat, um dieselben von seinen Feldern zu entfernen. Nach jeder tieferen Pflugfurche kommen immer wieder solche an die Oberfläche, man mag sie absammeln und wegfahren, so oft man will. An und für sich stellen die Steine einen sehr wertvollen Stoff zu allerhand Bauten dar, sei es zu Wegebauten, sei es zu Stallungen und Häusern. Vor allem werden oft die größeren Steine in die Fundamente gepackt. Ihre Beförderung auf kurze Entfernung geschieht am besten auf Schleifen. Handelt es sich aber um größere Wegstrecken der Anfuhr, so muß man sie auf Wagen laden. Dieses Aufladen macht viel Arbeit, denn oft handelt es sich um Steine von recht erheblichem Gewicht. Man sucht sich diese Arbeit dadurch zu erleichtern, indem man die Steine über schräg an das Bodenbrett des Wagens angelegte Bretter hinaufrollt oder schiebt. Gar oft bricht das Brett oder die Steine rutschen ab, wobei leicht die Arbeiter verletzt werden.

Im folgenden sei eine vielen Landwirten unbekannte Hebelade für Steine geschildert, die sehr leicht anzufertigen und vor allem überaus praktisch ist. Die Hebelade besteht hauptsächlich aus zwei aus Hartholz gearbeiteten Bäumen von einem Durchmesser von ungefähr 10 cm. Am besten eignen sich Eschenholz, auch Rotbuche, weiter dann Eiche oder Akazie. Untauglich da zu weich ist Kiefern- und Fichtenholz. Die Länge dieser Bäume muß mindestens das Dreifache der Höhe des Bodenbrettes des betreffenden Wagens vom Erdboden sein. Auf diese Bäume wird ein etwa 4 cm starkes Brett (Abb. c) aufmontiert, das 50 cm im Quadrat hält. Nach den unteren Enden der Bäume, die einen einarmigen Hebel darstellen, wird das Brett durch Steifen aus festem Holz oder Eisen verstellt d. Der Teil a der Bäume ist etwas größer als die Entfernung der oberen Kante des Bodenbrettes des Wagens vom Erdboden (Linie e). Die Arme b sind mindestens doppelt so lang. Die Hebelade wird (s. Abb.) neben den Ackerwagen gelegt, von dem das eine Seitenbrett entfernt ist. Der Stein wird auf die Lade gerollt, dieselbe (in der Richtung des Pfeiles auf der Abbildung) aufgerichtet und, sobald die Lade die Senkrechte überschritten hat, rollt oder rutscht der Stein auf den Wagen. Zwei Mann laden auf diese Weise bequem Steine von einer Größe auf, wozu ohne dieses praktische Hilfsmittel vier Mann nötig sind.

Natürlich kann man auch andere Lasten damit aufladen, z. B. nicht zu große Fässer. Mit zwei Laden kann man auch recht gut nicht zu schwere Langhölzer auf den Wagen heben.

Praktischer Ratgeber

Was bringt der März im Obst- und Gemüsegarten? Wenn die Sonne wieder höher steigt, die Kälte verdrängt und den Schnee zum Tauen bringt, dann müssen wir uns den Obstbäumen widmen. Es wird notwendig sein, daß Hoch- und Halbstämme ausgelichtet werden, damit die Sonne alle Teile des Baumes belichten kann. Auch das Buschobst verlangt einen Schnitt, und nicht minder sorgfältig nehmen wir den Winterschnitt am Spalierobst vor. Die Leittriebe werden so geschnitten, daß die Form gewahrt bleibt, die übrigen Holztriebe werden kurz gehalten. Jetzt ist aber auch die Zeit gekommen, die Winterspritzung etwa mit Obstbaumkarbolineum durchzuführen, durch die vielerlei Schädlinge, die, wie der Apfelblattsauger und die Blattläuse, als Ei an den Zweigen und Stämmen überwintern, beseitigt werden. Damit aber die Spritzung gut wirksam ist, werden zuvor die rauhen Rindenteile der Baumstämme und starken Reste mit Baumkratze oder Stahlbürste beseitigt. Und wenn wir dabei Wollaushferde finden, dann greifen wir sogleich zu einem Pinsel und bestreichen die befallenen Stellen mit einem Bekämpfungsmittel. Schechttragende Obstbäume veredeln wir nun. Jetzt ist es Zeit, die Baumkrone dazu abzuwerfen. Lacht die Sonne und ist das Wetter schön warm, dann denken wir auch an eine erste Mistbeetpackung. Stallbünger wird rechtzeitig besorgt und auf Haufen gesetzt, die Erde kommt durch das Sieb. Und dann, wenn alles fertig gepackt und die Erde richtig durchwärmt ist, können Ende des Monats schon Frühkohlarten zur Aussaat kommen, Salat, Radies und auch Treibkarotten herangezogen werden. In den wärmeren Gegenden Deutschlands wird schon im freien Lande eine Karottensaat möglich sein, vielleicht können auch schon Erbsen oder Spinat gesät werden. Ist es draußen noch zu kalt, so kann man die Erbsen jetzt auch in wenig geheiztem Raume in Kästen zur Aussaat bringen und später auspflanzen. Je eher wir säen, um so früher haben wir wieder gesunde, frische Nahrung — freilich, das Wetter muß es erlauben.

Zum Auslichten unserer Obstbäume. Zu den Winterarbeiten im Garten gehört das Auslichten der älteren Obstbäume, wie ja auch die Verordnung zur Schädlingsbekämpfung fordert, daß die Bäume sachgemäß ausgelichtet werden. In dichten Kronen können die beschatteten Blätter ihre Aufgabe als Nährstoffbildner nicht voll erfüllen; sie trocknen auch schwerer ab, was insbesondere bei feuchtem Wetter zur Verbreitung der Schorfkrankheit beiträgt. Darum müssen dafür sorgen, daß an alle Teile der Krone Licht und Luft herankommen können. Es müssen also alle sich kreuzenden und stärker nach innen wachsenden Zweige entfernt werden. Sogenannte Wasserschosse werden gleichfalls abgeschnitten. Jedoch muß dabei beachtet werden, daß einzelne dieser Triebe in manchen Fällen als Verjüngungstriebe zum weiteren Kronenaufbau notwendig sind, und zwar vornehmlich, wenn ältere, sich bogenförmig nach unten neigende Tragäste keinen kräftigen Wuchs mehr zeigen. Hier werden einzelne Schosse, die sich meist auf der obersten Stelle des Astbogens entwickeln, am Baume belassen. Dagegen ist es angebracht, wenn bei solch älteren Bäumen ein an den überhängenden Resten zum Absterben neigendes Trockholz beseitigt wird. Daneben ist natürlich alles, was zu dicht gewachsen ist und sich gegenseitig im Lichte steht, aus den Baumkronen zu entfernen. Schfd.

Sammelt die Geflügelfedern! Viele werfen nichtachtend die Hühnerfedern auf den Düngerhaufen. Diese aber sind durchaus nicht wertlos. Es bestehen allerlei Verwendungsmöglichkeiten dafür. Wir müssen daher die Hühnerfedern sammeln. Um die Hühnerfedern aber verwerten zu können, müssen sie gleich jenen der Gänse, Enten und des Wildgeflügels auf trockenem Wege gewonnen werden. Die Tiere dürfen also zum Zwecke des Rupfens nicht, wie es heute noch oftmals geschieht, überbrüht, sondern trocken gerupft werden. Während des Rupfens sind auch gleich die Federn zu sortieren. Zu allererst scheidet man sie nach der Farbe, weiß, hellfarbig und bunt, dann nach der Art in Schwanz-, Flügel- und Körperfedern.

Noch während das geschlachtete Tier ausblutet, wird mit dem Rupfen begonnen, weil bei noch warmem Körper diese Arbeit am besten geht. Um Hühnerfedern aufzubewahren, stopft man sie locker, damit die Luft Zutritt hat, in saubere Beutel oder Säcke, hängt sie zum Nachtrocknen zunächst in die Sonne, und hebt sie dann hängend in einem luftigen aber trockenen und möglichst motten- und mäusesicheren Raum auf. Die gesammelten Federn müssen öfters nachgesehen, die Säcke dabei geschüttelt und umgehängt, bei gutem Wetter auch gelüftet und besonnt werden. Blutige Federn müssen beim Rupfen ausgeschieden werden.

Eine Spitzbaumsäge, die auf Grund einer Reichsnährstandsprüfung in der Obstbauanstalt Oberzwehren als brauchbar für den Gartenbau bezeichnet wurde, zeigt die Abbildung. Es wurde festgestellt, daß man mit der über den Bügel der Säge hinausragenden Spitze gut an unzugängliche Verästelungen herankommt.

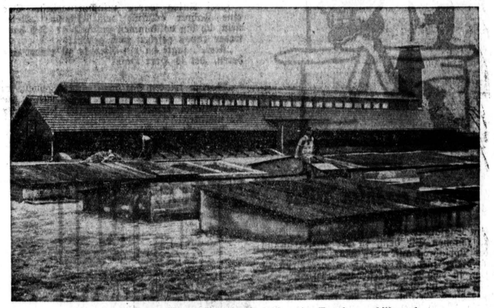
Werkzeichnung M

Spitzbaumsäge

Als Nachteil wurde aber empfunden, daß sich das Sägeblatt nicht wie bei den anderen bekannten Bügelsägen seitwärts verstellen läßt.

Die Zubereitung der Rüben. Ueber die Frage, ob man die Rüben ganz oder zerkleinert verfüttern soll, gehen die Ansichten in der Praxis auseinander. Zuckerrüben, darüber dürfte kein Zweifel herrschen, müssen vor der Verabreichung zerkleinert werden, weil sie sehr hart sind. Es empfiehlt sich aber, auch die Runkelrüben zu zerkleinern und dann mit Spreu oder Häcksel zu mischen, um das Rübenwasser aufzunehmen und Nährstoffverluste zu vermeiden. Verfüttert man die Rüben unzerkleinert, so kann es vorkommen, daß von den Kühen kleinere Rüben oder größere Rübenstücke ganz aufgenommen werden und dann in dem Schlunde steckenbleiben. Wer einmal Verluste im Viehstall durch Abschlucken großer Rübenstücke erlitten hat, wird die Rüben stets zerkleinert verabreichen.

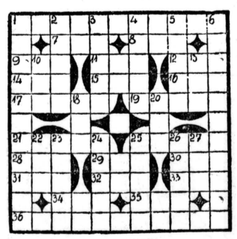
Beim Anbraten von Schmalz und Talg verhindert man ein Ueberlaufen des Fettes, wenn man in den Kessel oder Topf ein nicht zu kleines Stück Zugwerg gibt. J. W.



Schweinemästerei und Reichsversuchsstation des Ernährungshilfswerk

In Großbeeren in der Mark Brandenburg unterhält die NSV. eine Schweinemästerei, in der über 400 Schweine untergebracht sind. Zugleich ist hier eine Reichsversuchsstation untergebracht, in der mit verschiedenartigsten Nahrungsmittelabfällen exakte Fütterungs-Versuche durchgeführt wurden. Unser Bild zeigt einen der drei neuzeitlichen Mastställe. Im Vordergrund ein Teil Siloanlagen, in denen Küchenabfälle nach verschiedensten Methoden eingesäuert werden. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-Multiplex-K.)

Kreuzworträtsel.



Von links nach rechts: 1. alter Frauenname. 7. Fisch, 8. Fahrbahn. 9. Teil des Wagens. 11. Getränk. 12. altes Gewicht. 14. weiblicher Vorname. 15. fremdländische Münze. 16. Gattung. 17. Großinflation. 19. weibliches Pferd 21. Stadt in Schlesien. 25. Tuffstein. 28. musikalischer Begriff 29 Bund 30 Vöbel. 31. Fluß in Sibirien. 32. Raubfisch. 33. türkischer Titel. 34. Schilderer der Alpenwelt 35. Elend. 36. Schreibübung. — Von oben nach unten: 1. Ostseebad. 2. Lärm. 3. russischer Salzsee. 4. Schriftsteller 5. Stadt in Mähren. 6. Stadt in Schlesien. 10 weiblicher Vorname. 13. Niederlassung 18. weiblicher Vorname 20. Einfahrt. 22. Ort in Unterfranken 23 Lattenzaun (niederdeutsch). 24. Freskenmaler. 25. Gesichtsfarbe. 26 italienischer Geigenbauer. 27. Schiffswasserwirbel.

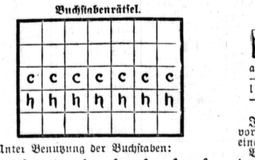
Silbenrätsel.

bal — bo — boot — bus — by — cen — e — eg — fal — fer — feu — ga — ge — je — ke — kon — la — leucht — lo — me — mot — mung — nacht — nah — ne — ni — o — om — pen — rinth — rung — schau — schein — see — ter — ter — tibel — ti — tiv — trup — un — wer — zert.

Aus vorstehenden 43 Silben sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Wort von G. Hofmeister ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. starke Lichtquelle, 2. Drama von Shakespeare, 3. entwickelte photographische Platte, 4. Schmetterling, 5. landwirtschaftliches Gerät. 6. Irrgarten 7. Verkehrsmittel, 8. französische Münze 9. musikalische Darbietung. 10. militärische Vorführung. 11. Siegfrieds Schwert. 12. Seezeichen. 13. Kriegsschiff 14. preußischer Generalfeldmarschall im vorigen Jahrhundert, 15. immergrüne Pflanze. 16. Lebensnotwendigkeit.

Buchstabenrätsel.



Unter Benutzung der Buchstaben:

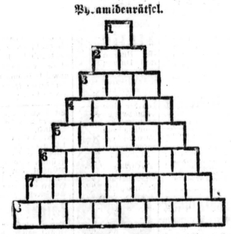
a — a — e — e — e — e — e — e — e — f — h — i — r — r — s — s — s — t — t — u — u

sind die 21 Felder vorstehender Figur auszufüllen. Es müssen die Längsreihen alsdann Wörter mit folgender Bedeutung ergeben:

1. kleines Raubtier, 2. Stadt in Lettland, 3. Obstbaumgewächs, 4. Tafelfisch, 5. Vergeltung im bösen Sinne, 6. Laubbaum, 7. Gesetzesordnung.

Werden die Wörter richtig gebildet, bezeichnen die Buchstaben der ersten Querreihe den Reichskanzler mit einem anderen Wort.

Pyramidenrätsel.

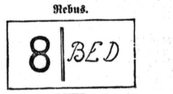


a — a — a — a — a — a — a — a — a — e — e — e — e — e — i — l — l — l — l — m — m — m — r — t — t — t — t — t — t — u — u — u — u — u — u — u

Jedes Wort ist aus den Buchstaben der vorhergehenden Reihe unter Hinzunahme eines weiteren Buchstabens zu bilden.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Selbstlaut, 2. grüne Flußlandschaft, 3. Niederschlag 4. Stadt in Rußland. 5. Saiten-instrument 6. Benommenheit, 7. Mischling, 8. geschichtlicher Zeitraum.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. La3—c5, d6×c5. 2. Se4—d6, c7×d6. 3. Kd8—b7. T beliebig. 4. Kb7×T matt.

Bilderrätsel: Die Geduld ist überall am Platze.

Scherzrätsel: Geist — G(Eis)t.

Magische Figur: 1. Wein, 2. Weimar, 3. Mimose, 4 Nase.

Silbenrätsel: Erziehung ist Beispiel und Liebe — sonst nichts. — 1. Epistel, 2. Raubbau. 3. Jahnradbahn, 4. Ifland. 5. Erpel, 6. Halali, 7. Ulme, 8. Rabod. 9. Grenze. 10. Intimus. 11. Sombrero. 12. Taubenschwänzchen, 13. Buddhismus. 14. Element. 15. Illustration, 16. Schalmei, 17. Pfirsich. 18. Inferat, 19 Einmaleins.

Rätselsprung: Höre, was der Volksmund spricht: Wer die Wahrheit liebt, der muß Schon sein Pferd an Flügel haben — Wer die Wahrheit denkt, der muß Schon den Fuß im Bügel haben — Wer die Wahrheit spricht der muß Statt der Arme Flügel haben — Und doch singt Mirza-Schaffy: Wer da lügt, muß Flügel haben! Bodenstedt.

Verbindungsrätsel: Funkenspruch, Alt-Vater, Schar-Wache, Traum-Bild, Not-Wehr, Mai-Mai, Christ-Nacht, Hand-Werk, Thun-Fisch. — Faßnacht.

Erdkundliches Kapselrätsel: Uri, Chur Kehl, Erfurt, Regen, Mur, Adr, Riga, Kola. — Uckermark.

Austauschrätsel: Laden, Mars, Eider, Elba, Arie, Arafa, Gabe, Falter, Kanne, Feder. — Ordensband.

Fasching

Durch alle Gassen tobt's und rennt's,
Hei, Karneval ist heut!
In jedem Herzen glüht's und brennt's
Vor Freud', vor lauter Freud'!

Die Pritsche ist es, die regiert,
Das Schellenkleid erst recht;
Und wer davor sich sträubt und ziert,
Dem geht's nicht wenig schlecht.

Serenade

Beim Kostümverleiher

„Was wünschen Sie für ein Kostüm?"

„Ja — ich weiß nicht recht — am liebsten möchte ich als Dollarmillionär gehen."

„Bitte sehr! Bei uns können Sie alles haben, was ein Dollarmillionär gebraucht!"

„Ach, das ist aber schön, dann leihen Sie mir doch bitte, auch noch gleich ein paar Dollar!"

Erkannt

Zwei Autos waren zusammengerasst. Der eine Fahrer erklärte dem Schupo: „Nein, nein, ich bin vollkommen unschuldig! Ich habe weder etwas gesehen noch gehört!"

„Kieke", sagte da ein Steppke zu einem anderen, „det is Herr Hase!"

*

„Warum trinken Sie denn nicht?"

„Ich muß sehr vorsichtig sein. Wenn ich viel Alkohol trinke, bekomme ich sehr leicht Nasenbluten!"

„Da geht es Ihnen genau wie meinem Freund, der kommt dann auch immer in Schlägereien!"

Optische Täuschung im Magen

Professor (vor einem kleinen Wiener Schnitzel mit viel Garnierung): „Es sieht zwar aus wie ein richtiges Schnitzel — aber nachher läuft man wieder mit einer optischen Täuschung im Magen herum!"

Schon möglich

„Ich möchte bloß wissen, wer eigentlich die hohen Absätze erfunden hat!" „Weiß nicht — vielleicht eine süße Kleine, die nicht immer bloß auf die Stirn geküßt werden wollte."
(Woche.)

Enttäuschung

Lebermann saß zur Nachmittagsvorstellung ganz allein im Kino. Dann setzte sich eine junge Dame neben ihn. Lebermann tastete nach ihrer Hand: „Endlich etwas Gesellschaft! Sind Sie öfter hier?"

Entzog die Dame ihm die Hand: „Ich glaube wohl! Ich bin doch die Platzanweiserin!"

*

„Da sagen sie immer: Geteilte Freude ist doppelte Freude, geteilter Schmerz ist halber Schmerz. Alles Schwindel! Als ich vorgestern meiner Mutter sagte, daß ich 50 Pfennige gefunden hätte, mußte ich sie abgeben; und als sie heute erfuhr, daß ich von dem genaschten Kompott Leibschmerzen hatte, kriegte ich noch Schläge obendrein!"

Fastnachtsspruch

Lustig ist die Fasenacht.
Wenn die Mutter Küchel backt.
Wenn sie aber keine backt,
Pfeif' ich auf die Fasenacht.

W. Sch.

*

Philosophischer Unterricht

Daß wir Gedanken haben, ist nicht so notwendig, entscheidend ist, daß sie klar sind.

Der Feinschmecker

Nach zwei Tagen kam Buller wieder zum Arzt.

Der Arzt staunte: „Nun, haben Sie noch irgendwelche Beschwerden?"

„Ja", seufzte Buller, „die Medizin ist nicht recht schmackhaft!"
(Joh. Grutzka.)

Auf zum Karneval

Entgegenkommen

Der geizige Hubser kam in den Laden: „Ich möchte ein halbes Achtel Leberwurst!"

„Gern", sagte der freundliche Verkäufer, „aber darf ich Sie darauf aufmerksam machen, daß die Wurst auch bei Mehrabnahme nicht teurer ist?"

Mißverständnis

„Ein viertel Pfund Kaffee!"

„Guatemala, Santos oder Costarica?"

„Nee, Anni Meier heiße ich."

Die Glatze

Hugo hat Ella seine Liebe gestanden. Eng umschlungen wanderten sie dahin. Hugo schwärmte: „Sieh nur der Vollmond, Liebling!"

„Ach", seufzte Ella, „wenn ich den ansehe, muß ich immer daran denken, was mein Vater dazu sagen wird!"

*

Der kleine Paul hat beim Fußballspielen auf der Straße eine Fensterscheibe „eingeschossen".

Hinter dem zerbrochenen Glas kommt der Kopf eines wütenden Mannes zum Vorschein.

„Lausbub", schreit er, „die wirst du bezahlen ..."

„Klar, Mensch", ruft Paul zurück und setzt sich in Trab, „ick renne ja schon nach Hause und hol' det Feld!"

*

„Vater hat mir tausend Mark versprochen, wenn ich mich von keinem küssen lasse, ehe ich zwanzig Jahre alt bin."

„Und was würdest du — noch so jung — mit dem Geld gemacht haben?"
(Woche.)

Irrtum

Peter setzte sich Vaters Hut auf, guckte in den Spiegel und meinte: „So komisch hast du also ausgesehen, wie du noch klein warst!"
Elisabeth Lehmann.

Verdächtig

Hummers erklettern den steilen Berg. Oben angekommen, schaut Hummer ins Weite und breitet die Arme aus: „Ich bin berauscht ..."

Meint Frau Hummer bissig: „Daß du aber auch immer heimlich trinken mußt!"

*

Der Abonnementsgast: „Ober", ruft der Gast am 27. des Monats, „bringen Sie mir mein Mittagessen, aber statt der Suppe ein Bier, und für den Pudding eine Zigarre."

„Sehr wohl, mein Herr, und statt des Hauptganges vielleicht eine Stunde Billard gefällig?"

Keine Entschuldigung

Hocke stellte Poppe seine Frau vor:

„Wir haben uns im Kino kennengelernt."

Betrachtet Poppe lange Frau Hocke und meinte dann gutmütig: „Nur keine Entschuldigung, lieber Freund, keine Entschuldigung!"
(Lustige Blätter.)

Narren erzählen Witze

Der Schotte

Ein Engländer fragt einen Schotten: „Weshalb kommen Sie denn in der Ritterrüstung ihrer Vorfahren auf einen Maskenball? Dauernd diesen schweren Panzer auf der Brust zu haben, ist doch kein angenehmes Gefühl."

„O, ganz im Gegenteil. Mir ist es ein sehr angenehmes Gefühl, denn ich kann nun den ganzen Abend über nicht an Brieftasche und Portemonnaie heran.

Der Klassiker

„Das Kostümfest, zu dem ihr morgen geht, nennt sich ausgerechnet Goetheball? Als was gehst du denn dahin?"

„Als Werther."

„Und deine Frau?"

„Ueberflüssige Frage! Als Werthers Leiden!"

Unter Verwandten

„Was für ein Kostüm wählt denn der Schwager zum Maskenball?"

„Er will als Esel verkleidet gehen."

„Na, das ist doch überflüssig!"

„Meine Frau beobachtet mich ständig, aber sie weiß nicht, daß ich mir zu ihrer Beruhigung ein paar falsche Arme zugelegt habe."
(The Humorist.)

150 ts ··· was soll man tun?

Sie brauchen nicht zu verzweifeln, wenn Ihnen aus dem Spiegel Doppelkinn, dicke Arme und breite Hüften entgegenschauen. Sie brauchen auch keine Hungerdiät zu halten, sondern nur den tausendfach bewährten Kuhterree zu trinken. Das lästige Fett verschwindet immer mehr, leicht beschwingt erfreuen Sie sich neuer Schlankheit und Jugendfrische. Aber bitte nur den diätetischen

Dr. ERNST RICHTERS Frühstücksräutertee

ALEIN IN APOTHEKEN UND DROGERIEN ERHÄLTLICH

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf. Reklame mm Zeile 68 mm breit. 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß Montag vor Erscheinen. Verlag Westfäl. Volksblatt G. m. b. H. Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn, Hannover 3804

Billige Fische

3 Pfd.-Dose ft. Bismarckheringe, Rollmöpse, Bismarckheringe in Gelee, Kronsardin., Fettfar. in Tomatensauce, zus. 5-kg-Pk. 3.80 RM ab hier. Verpackg. frei. J. Damke, Hamburg 11

Brutmaschine

„Ideal", 180 Eier, vollautomatisch, Kükenaufzuchtlampe, Kükenhaube, Futtergeräte, Prospekt kostenlos. Brutmaschinenbau Paschmann, Neuenkirchen, Kreis Celle, Fernruf 42 und 56

Schlafzimmer

schwere Verarb., 180 cm, 2teilig 260 RM, **Küche**, natur lack, 140 cm, 2teilig 152,50 RM, gegen bar oder Ehestandsdarlehen. Abbildungen gratis. A. Wiliebrand, Möbelwerkstätten, Uelzen

„Nicoton" gegen Bettnässen

Preis RM 2,90. Zu haben in Apotheke Nieheim, Kr. Höxter. Prospekt gratis

Stoffe

für Herren und Damen kaufen Sie bei uns anerkannt preiswert und gut. Verlangen Sie ohne Kaufzwang portofreie Zusendung von Mustern unserer aparten Neuheiten

Tuch-Wimpfheimer
Augsburg 154

Alte deutliche Schrift

bei Anzeigen-Manuskripten.

Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre ooxffertie zugehen.

Gesch.- u. Landw.-Tochter, 25 J., kath., gesund, dunkelblond, hattl. Erich 1,67 groß, in allen Zweig. d. Haush. gründl. erfahren, wünscht die Bekanntsch. ein solid. Herrn mit eigen. Heuheren, zwecks

Heirat

Beamt. ob. Herren in gut. gesich. Verhältn. bevorzugt. Eristl. Mädchc. u. Mitaussteuerung vorhanden, später Warnerm. Off. mit Bild unt. Nr. 7/121 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Kath. Bauernt., 30 Jahre, 1,65 gr., blond, heiter. Wesen, möchte mit charakterf. Herrn in gut. Stellung, am liebst. Beamt. ob. Geschäftsmann bekannt werden zwecks

Heirat

Gute Aussteuer u. 6-00 RM in bar vorhanden. Nur ernstgemeinte Zuschriften mit Bild unter Nr. 7/122 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Eisenbahnbeamt. sucht f. seine Schwägerin, 28 J., kath., 1,70 groß, schlank, in Hauswirtschaft erfahr., gute Aussteuer, später Barvermögen, kath.

Lebensgefährten

mit vornehm. Gesinnung, in gesich. Stellung. Beamter bevorzugt. Bildoff. erbeten unter Nr. 7/123 „Der 7. Tag", Paderborn.

Nehmen Sie bitte

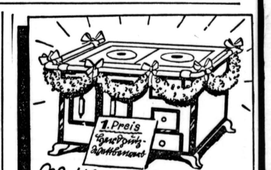
bei allen Bestell. Anfragen. Bewerbungen usw. auf d. Ernetaen „7 Tag" Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7 Tag" vollen Erfolg haben

Liguster

immergrün, 100 Pfl. für 20 m prächtige Hecke 6.—, 10 Edel-Rosen m. W. 2.50 RM. Preisliste über alle Pflanzen für d. Gart. kostenlos! Rudi Hartmann, Verzandbaumschule Pinneberg 14 (Holst).

Recht deutliche Schrift

erbitten wir bei ihren Anzeigen-Manuskripten!



Was bringt uns Frau Gloria Lucky?

Daran könnte sich mit guten Aussichten jede Hausfrau beteiligen, die mit

Herdfeger

PUTZT, POLIERT UND PFLEGT

Verantw.: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung u. Frauenwelt: Johanna Tops (erkrankt), i. V. Josef Link; für den kulturell. u. allgem. Teil: Josef Link; Bildverantwortl.: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtl. in Paderborn. Druck u. Verlag: Westf. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleiter: Eberhard Wessel Paderborn. — „Der 7. Tag": IV. Vj. 37: 29876. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.